

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1909
bd.3

BIBLIOTHEK
DER
ERHALTUNG
UND DES
WISSENS



in Cities Campus

Sücher-Sammlung



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip*
Schultern zurück, Brust heraus!



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
 sofort gerade Haltung ohne Be-
 schwerde. erweitert die Brust!
 Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
 Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Mass-
 ang.: Brustumf., mässig stramm, nicht unter
 den Armen gemessen. Für Damen ausserdem
 Taillenweite. Bei Nichtkonveniens Geld zurück.
 Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein Hauschatz nützlichen Wissens für jedermann.

Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen Errungen-
 schaften aller Zeiten. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner
 und Gelehrter vollständig dargestellt und herausgegeben von

Geh. Regierungsrat **Max Weitel.**

2000 Seiten Text, etwa 1000 Abbildungen, 50 Kunstblätter.
 Vollständig in 50 Lieferungen zum Preise von je 60 Pfennig.

Stimmen der Presse:

„... Als neues Haus- und Handbuch bildet das Werk ein wichtiges Hülf-
 zeug für jedermann, der mit der Zeit vorwärts schreiten, sie verstehen und die
 Kulturfortschritte sich nutzbringend machen will.“ (Der Tag, Berlin.)

„... Der erste Band dieses populär-wissenschaftlichen Werkes, das in Wort und
 Bild die Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten, ihre Nutzbar-
 machung und kulturelle Bedeutung in umfassender, dabei gemeinverständlicher Weise zur Dar-
 stellung bringt, ist erschienen. Das reich illustrierte Werk enthält alles das, was der
 Gebildete unserer Tage aus dem großen Reiche der Erfindungen und Entdeckungen wissen
 soll. Es wird eine in dieser Art noch nicht existierende volkstümliche Enzy-
 klopädie darstellen, die für den Fachmann wie für den Laien, für den Gelehrten wie
 für den Handwerker, kurz für jedermann wertvoll ist.“ (Hamburger Fremdenblatt.)

Don allen Buch- und Kolportagehandlungen zu beziehen.



Auf dem höchsten Gipfel
der Vollendung steht

Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

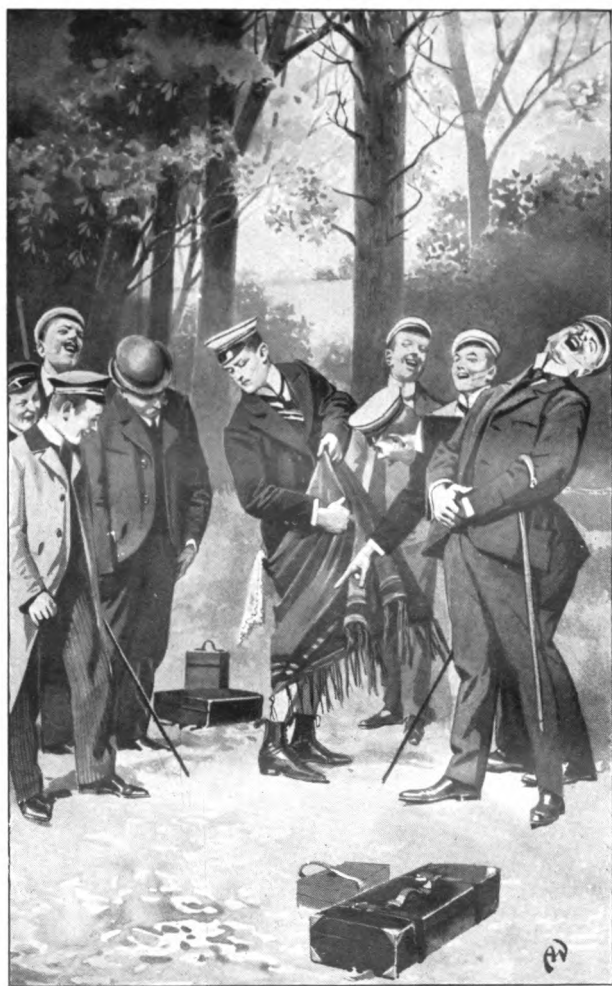
Dieselbe erzeugt ein rosiges jugendfrisches **Aussehen**, weiße
sammetweiche **Haut** und zarten blendenschönen **Teint**.
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Rürschners Taschen-Konversations-Lexikon. Nach dem Prof. Ernst
bearbeitete Auflage. 1660 Spalten Text mit 32 Bildertafeln. **Entree** vollständig neu
Elegant geb. 3 Mark.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

**Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens**





Zu der Humoreske „Die Duellhose“ von Friedrich Thieme.
(S. 72)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Dritter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

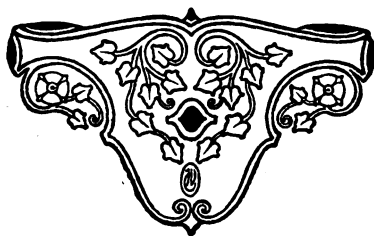
**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Frau Heimdal. Roman von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem (Fortsetzung)	5
Die Duellhose. Humoreske von Friedrich Thieme Mit Bildern von Adolf Wald.	59
Von der Schlafkrankheit. Von Dr. Fr. Partner Mit 6 Bildern.	76
Die Detektivin. Der Lebensroman einer Amerikanerin. Von H. Reinhardt	87
Gebirgsfahrten in Bulgarien. Von Kurt Tesdorff Mit 13 Bildern.	145
Mamas Vorsichtsmaßregel. Humoreske in Briefen von Ella Triefnigg	170
Exotische Gäste. Momentbilder aus dem Berliner Straßenleben. Von R. Ortman	187
Mit 9 Bildern.	
Mannigfaltiges:	
Mutterliebe	201
Neue Erfindungen:	
I. Bewegliche Räucherapparate	204
Mit 2 Bildern.	
II. Moderne Schreibtischausstattung	205
Mit Bild.	
Wiedergefundene Ehemänner	207
Doppelsinnige Antworten	209
Mein lieberjüngender Dompfaff	210
Brautorafel	214
Unter Polizeiaufsicht	216
Aus dem Privatleben des Sultans	217
Mit 2 Bildern.	

	Seite
Streitbare Reijeprediger	220
Frau v. Maintenon als sparfame Hausfrau . . .	225
Ägypten als Blijableiter für Eroberergelüfte . . .	226
Das Ruffenkreuz in der Schöllenenjchlucht . . .	227
Mit Bild.	
Nicht als Göttin, nur als Weib	229
Schwierige Injtruktionsjtunde	230
Holzjuwachs und Waldbenuzung	231
Angenehmer Verlehr	236
Unglücksfälle, die nicht mehr pajfieren jollten . . .	236
Gefüllte Blumen	237
Der jchlagfertige Bijhof	238
Im Zweitampf	239
Niemand	239
Treffende Antwort	240





Frau Heimdal.

Roman von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem.



(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Selianthe hatte dem Gespräch, das sie ja gar nichts anging, ohne sich etwas dabei zu denken, zugehört, aber als es diese persönliche Wendung nahm, wurde sie sich's erst bewußt, daß sie den Lauscher spielte bei einer Unterhaltung, die sich in unerhört auffälliger Weise zuspitzte. Was hatte denn nur ihr Vormund gesagt, daß es diese schrecklichen Worte von den Lippen seiner eigenen Frau rechtfertigte? Das war ja ein furchtbares Verhältnis zwischen diesem Ehepaar, daß der eine Teil es wagte, dem anderen solche Worte ins Gesicht zu sagen! Helianthe zitterte an allen Gliedern bei der Erinnerung daran und an den Ton des Hasses, der namenlosen Verachtung, der Furcht, der daraus gesprochen. Und worüber hatten diese beiden sich unterhalten? Über wen? Es war kein Name genannt worden, aber Helianthe überschlich mit einem Male das unbehagliche Gefühl, daß von ihr die Rede gewesen sei, obgleich sie sich nicht zusammenreimen konnte, in welcher Beziehung.

Gleich darauf erschien Mettkau auf der Terrasse und rief Helianthe laut zu, das Frühstück wäre bereit. Sie folgte dem Rufe unverweilt und nahm sich gewalt-

sam zusammen, um sich in keiner Weise merken zu lassen, daß sie erregt gewesen, daß sie irgend etwas gehört hatte, was für ihre Ohren nicht bestimmt war.

„Schönen guten Morgen! Gut geschlafen?“ empfang Mettkau sie anscheinend in seiner allerrosigsten Laune, so daß Helianthe ganz irre wurde. Konnte ein Mensch, dem seine eigene Frau eben noch solche furchtbaren Worte zugeschleudert, gleich darauf so heiter und vergnügt sein?

Helianthe versicherte, daß sie sehr gut geschlafen hätte, doch trotzdem sie eigentlich vorgehabt hatte, ihr eingebildetes Abenteuer mit dem Gesange der Frau Heimdal zum besten zu geben, war es ihr mit einem Male nicht möglich, davon zu reden. Sie hätte es einfach nicht gekonnt, denn die eben eintretende Hausfrau sah erschreckend blaß aus, und Helianthe bemerkte, wie ihre Hände zitterten. Aber ihr starres Gesicht zeigte sonst keine Bewegung, und daß sie schweigsam war, fiel kaum auf. Dafür redete ja ihr Mann um so mehr.

Mettkau schlug eine Fahrt durch den Wald vor, doch Helianthe lehnte dankend ab unter dem Vorwande, Briefe schreiben zu müssen. Sie zog sich bald zurück, verließ ihr Zimmer nicht und zwang sich, die Briefe wirklich zu schreiben, die ihr zum Vorwande gedient hatten.

Sie sah auch während dieser Stunden nichts von Frau v. Mettkau und traf mit dem Paare erst beim Mittagstisch zusammen, bei dem Mettkaus Redekunst wiederum wie ein unverriegbares Bächlein dahinrieselte.

Eine Einladung zu einem Spaziergange am Nachmittag konnte Helianthe nicht gut wieder ablehnen, doch als man nach vier Uhr den Tee im Salon nahm, fuhr ein Wagen draußen vor dem Schlosse vor, und

nach einer kurzen Pause der Spannung erschien der Diener im Salon.

„Der Herr Graf v. Heiligenberg und die gnädige Komtesse wünschen ihre Aufwartung zu machen,“ meldete er, sichtlich aufgeregt über dieses merkwürdige Ereignis.

„Wir räumen Ihrem Besuche das Feld, liebe Helianthe,“ sagte Mettkau aufstehend, und seine Frau folgte seinem Beispiele.

„Ich werde frischen Tee hereinschicken,“ fügte sie ruhig und ganz selbstverständlich hinzu.

„Die Herrschaften fragten nach dem Herrn Major, der gnädigen Frau und Fräulein Jansen,“ bemerkte der Diener.

Das Paar wechselte einen Blick. „Ich lasse die Herrschaften bitten,“ sagte Frau v. Mettkau gelassen. „Wenn Sie beim Aussteigen geholten haben, Johann, dann holen Sie noch zwei Paar Tassen und was sonst noch nötig ist. — Wollen Sie Ihren neuen Freunden entgegengehen, Fräulein Jansen? Bitte, lassen Sie sich nicht abhalten. Ich werde diesen — unerwarteten Besuch besser hier erwarten, und du wohl auch, Lupold.“

„Ich bin Ihr Gast, gnädige Frau, und habe Ihrem Beispiel zu folgen,“ erwiderte Helianthe ohne Bedenken. Frau v. Mettkau nickte ihr zustimmend, ja mit einer gewissen Freundlichkeit zu.

Als der Diener gleich darauf die Tür nach der Halle weit öffnete, um den Besuch einzulassen, ging Frau v. Mettkau ihm langsam ein paar Schritte entgegen. Sie war ganz große Dame in dieser höflichen, aber gemessenen Bewegung, die ein Befremden äußerst sprechend zum Ausdruck brachte.

Komtesse Heiligenberg reichte ihr die Hand und sagte mit vollkommener Beherrschung der immerhin

etwas peinlichen Situation ganz harmlos und laut: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern von der Residenz her. Es sind schon freilich viele Jahre darüber vergangen, die einen genügend verändern können. Ich ergreife aber mit Vergnügen den Vorwand eines Besuches bei Fräulein Jansen, der mir Gelegenheit gibt, unsere Bekanntschaft zu erneuern und mich etwas verspätet als Nachbarin vorzustellen. — Guten Tag, Herr v. Mettkau! Sie haben sich gar nicht verändert. Wie machen Sie das nur, immer gleich auszusehen? — Guten Tag, Fräulein Jansen! Haben Sie gestern einen guten Heimweg gehabt? Sie haben sich übrigens unsere Freunde, die Sie bei uns trafen, einfach im Sturm erobert, und wir sind doch sonst hier in der Gegend nicht so leicht dem Neuen zugänglich.“

„Seien Sie mir willkommen, Gräfin — guten Tag, Herr Graf! Bitte, wollen die Herrschaften nicht Platz nehmen und eine Tasse Tee mit uns trinken?“ erwiderte Frau v. Mettkau nach einer leichten Verbeugung für Graf Hans mit einer einladenden Handbewegung nach dem Teetisch in dem leichtfließenden, gewandten Konversationston, dem man nichts davon anhörte, daß Jahre gesellschaftlicher Ausschließung zwischen ihrer letzten Begegnung, vielmehr zwischen den letzten Worten lagen, die sie mit der Komtesse gewechselt. Helianthe konnte nicht umhin, diese tadellose Gewandtheit zu bewundern, die ohne ein Zucken diese glatte Maske geselligen Drills trug.

Das Benehmen Mettkaus wollte Helianthe im Gegensatz dazu weit weniger gefallen, denn die Art und Weise, wie er seinerseits die Komtesse begrüßte, die nach jener kurzen Anrede rasch über ihn zur Tagesordnung überging, schien ihr zu überhöflich, zu servil fast.

Graf Hans hatte die ihm gereichte Hand der Hausfrau galant an seine Lippen geführt, die Hand ihres Vormunds schien er aber total zu übersehen und begnügte sich mit einer sehr formellen Verbeugung, an welche er direkt eine freudige Begrüßung Helianthes schloß, so daß es zu einer peinlichen Pause nicht erst kam.

Mettkau war jedenfalls so klug, diese kleine Nuance des Besuches wie eine lieblich verzüderte Pille lächelnden Mundes hinunterzuschlucken und die Schleusen seiner Unterhaltungsgabe unverweilt zu öffnen, gerade als ob man sich gestern zum letzten Male gesehen hätte. Der „Schmalzengel“ leuchtete in seiner vollen Glorie, was aber die Tatsache, daß seine Gäste sich immer nur an seine Frau wendeten, nicht in den Hintergrund schieben konnte, und Helianthe bemerkte es nicht ohne eine gewisse Befriedigung, daß ihre Wirtin darunter förmlich aufzuleben schien. Warum es sie befriedigte, hätte sie nicht recht sagen können, denn ihre Erfahrungen mit dieser Frau waren eigentlich nicht dazu angetan, sich auf ihre Seite zu stellen, und doch freute es sie, daß die Heiligenberger sie auszeichneten und ihrem Vormund dadurch recht deutlich zu erkennen gaben, daß dieser Besuch seinetwegen nicht gemacht würde.

Es war natürlich auch kein langer, sondern ein kurzer Besuch, und bald fuhr der Heiligenberger Wagen wieder vor. Herr und Frau v. Mettkau begleiteten ihre Gäste hinaus auf die Rampe, auf der die Dame des Hauses stehen blieb, während ihr Mann beflissen neben der Gräfin herdienerte, die seinen Arm zum Abstieg mit einem kurzen Dankeswort abgelehnt hatte. Er half ihr aber doch unter einem Strom von Worten und Scherzen nach, trotzdem sie schon ohne seine Hilfe schnell

und gewandt eingestiegen war; dann zog Graf Hans vor ihm den Hut, mit der Linken derweile die Wagendecke haltend. Wenn beide Hände beschäftigt sind, kann man keine davon jemanden reichen. Dann stieg auch er ein, grüßte die beiden Damen droben auf der Rampe, denen Komtesse Heiligenberg noch im Abfahren zurief: „Auf baldiges Wiedersehen!“ — und der Wagen fuhr um den Rasenplatz herum von dannen.

„Reizende Leute, die Heiligenberger!“ sagte Mettkau, die Treppe wieder hinauffsteigend, mit einem lächelnden Enthusiasmus, der Helianthe in ein unbehagliches Staunen versetzte. Wem spielte er denn diese Komödie vor? Seiner Frau? Kaum. Also ihr. Wozu aber?

Sie sah Frau v. Mettkau an, doch deren Gesicht war so steinern unbeweglich wie nur je zuvor, sie schien gar nicht gehört zu haben, was ihr Mann gesagt.

„Sie sind nicht meiner Meinung?“ fragte Mettkau, als Helianthe schwieg.

„Doch — ich bin ganz sicher Ihrer Meinung. Wenn's nämlich wirklich Ihre Meinung ist,“ konnte sie sich nicht enthalten zu antworten.

„Ja, warum sollte das denn meine Meinung nicht sein?“ rief er lachend. „Ich finde jeden nett, der nett zu mir ist. Aber sicherlich! Sie machen solch ungläubiges Gesicht, Helianthchen? Meine Frau kann Ihnen bestätigen, daß ich der gutmütigste, harmloseste Mensch von der Welt bin. Sie hat's mir heute früh erst gesagt, meine gute Frau. — Nicht wahr, Hedwig?“

„Ja, ich habe dir's heute früh erst gesagt,“ wiederholte Frau v. Mettkau, ohne daß ein Muskel ihres Gesichtes zuckte, und Helianthe, der auf einmal wieder die von ihr gehörten fürchterlichen Worte in den Ohren

klagen, mußte sich abwenden. „Soll ich's noch einmal sagen?“ setzte Frau v. Mettkau laut und hart hinzu, indem sie sich mit einer raschen Bewegung ihrem Manne zuwendete.

„Helianthchen scheint's ja doch nicht zu glauben,“ meinte er mit einem Kopfschütteln, indem er seine drolligsten Augen dazu machte. „O — das ist aber doch sehr betrüblich für mich armen Kerl! Na, Sie werden mich schon noch kennen lernen. Das ist mein einziger Trost. Jedenfalls sind Sie aufrichtig, Helianthchen, denn Schweigen ist auch eine Antwort.“

„Was soll ich denn sagen?“ zwang Helianthe sich mit einem Lächeln zu erwidern. „Ich kenne Sie doch erst seit zwei Tagen. Wie soll ich in dieser kurzen Zeit schon herausgebracht haben, daß Sie der gutmütigste und harmloseste Mensch von der Welt sind? Hinter diese Superlative kommt man doch erst mit der Zeit.“

„Das hat meine Frau mir auch gesagt, als ich gegen dieses Lob, bescheiden, wie ich nun einmal bin, einen schwachen Protest einlegte,“ lachte er, anscheinend mit dem größten Behagen. „Also muß ich wohl warten, bis Sie mir Ihre gewonnenen Überzeugungen auf Stempelpapier geben werden. Halten Sie mich nur nicht für arrogant, weil ich mein Selbstlob singe. Ich tat's nur aus berechtigtem Stolz, weil's doch meine liebe Frau gesagt hat, freiwillig, ohne Aufforderung! Na, und nun Scherz beiseite — was sich liebt, neckt sich, das ist eine alte Geschichte. Wie ist's mit unserem Spaziergang, Helianthchen?“

„Sie müssen mich heute entschuldigen — ich bin so schrecklich müde,“ erwiderte Helianthe hastig. Sie hätte nicht um die Welt mit diesem Manne jetzt spazieren gehen können.

„Ganz begreiflich. Die Müdigkeit von der weiten

Reise kommt nach," sagte Frau v. Mettkau, zu ihrem Erstaunen auf ihre Seite tretend. „Kommen Sie mit mir, Fräulein Jansen, ich kann Ihnen ein paar Bilder zeigen, die Sie vielleicht interessieren werden.“

„Wenn man jung ist, ist man niemals müde," beharrte Mettkau. „Wir gehen nur bis an den See. Dort will ich Sie herumrudern, Sie können Wasserrosen pflücken —“

Frau v. Mettkau blieb wie erstarrt stehen. Sie wollte etwas sagen, vermochte aber kein Wort hervorzubringen.

„Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht," kam ihr Helianthe mit ungezwungenem Scherze zu Hilfe, weil ihr so leicht wurde durch das unerwartete Eintreten Frau v. Mettkaus für sie, deren hohe, gerade und sonst doch so wenig vertrauenerweckende Gestalt ihr mit einem Male wie ein sicheres Bollwerk vorkam. Gestern noch hätte sie diese Gesellschaft geflohen und wäre froh gewesen, wenn ihr Vormund sie entführt hätte von diesem kalten Gesichte mit den schwarzen Brillengläsern, aber die Worte von heute früh, über die er mit solch verstecktem Doppelsinn jetzt scherzen konnte, wollten ihr nicht aus dem Gedächtnis.

„Ich störe Sie aber doch nicht, gnädige Frau?" wandte sie sich hastig an ihre Wirtin.

„Wenn Sie es täten, würde ich Sie nicht bitten, zu mir zu kommen," war die kühle, aber doch nicht unfreundliche Antwort.

„Na, da muß der böse Bube sich halt drücken," meinte Mettkau mit komischer Resignation. „Zum Glück läuft uns der See ja nicht davon, und die Wasserrosen fangen auch eben erst an zu blühen. Auf Wiedersehen denn, Helianthchen! — Auf Wiedersehen, Hedwig, mein teures Herz!"

Frau v. Mettkau drehte sich um, ohne den Gruß zu erwidern, und Helianthe folgte ihr mit einem merkwürdig würgenden Glendgsgefühl in der Seele. Was war das für ein Paar! Sie hatte in ihrem jungen Leben wohl auch schon Eheleute kennen gelernt, die, wie man so sagt, nicht zueinander paßten, die sich unverhohlen zankten und sich dabei doch vertrugen, oder andere, die mit eherner Gleichgültigkeit nebeneinander hergingen, ja sogar welche, die kreuzunglücklich miteinander lebten, aber sie hatte doch immer die glückatmende, harmonische Ehe ihrer Eltern vor Augen, die ihr als Norm galt, und stand nun plötzlich so nahe vor diesem Paare, das, ohne es zu ahnen, vor ihr den Schleier hatte fallen lassen, der ihr Verhältnis zueinander barmherzig und notdürftig den Blicken verhüllte. Hätte sie doch diese Worte heute früh nicht gehört! Sie kam sich mit dieser Wissenschaft so über alles indiskret vor, sie hatte ihr eine wenn auch nur vorausgesetzte Illusion zerstört, und nun nach den leichten Worten ihres Vormunds mit ihrer Vieldeutigkeit, die sie so gut verstand, ohne daß einer der beiden Teile es ahnte, fühlte sie sich von dem Manne so entsetzlich zurückgestoßen, daß ihr vor ihm ekelte und graute. Es wunderte sie nur, daß sie das gleiche Gefühl nicht für die Frau hatte, aus deren Munde doch jene Worte gekommen waren, die Frau, die sie bei ihrem Eintritt in dieses Haus beleidigt, deren Entschuldigung dafür eine noch fast größere Beleidigung gewesen war!

Frau v. Mettkau führte ihren Gast in ihr eigenes, behaglich eingerichtetes Wohnzimmer im oberen Stockwerk, in dem nach Helianthes Berechnung heute früh jene Unterhaltung stattgehabt haben mußte, und zeigte ihr dort Albums mit den Photographien der königlichen Familie, in deren Dienst sie als Hofdame ge-

standen hatte, sowie aller der hervorragenden Persönlichkeiten jener Epoche, deren Namen noch unvergessen waren. Sie gab dazu kurze, scharf abgerissene Erläuterungen, die von guter Beobachtung und richtiger Würdigung zeugten, aber alles in einer kalten, leidenschaftslosen Art, die den Fernstehenden so schwer erwärmt, wenn er nicht herausfühlt, daß diese schroffe Kälte nur eine Maske ist, die jemand oft nur gezwungen trägt oder aus Angst, seine wahren Gefühle zu verraten oder preiszugeben. Helianthe hatte dieses instinktive Gefühl des Verständnisses, das unterm Eise das lebendige Wasser rieseln und rauschen hört, eine seltene Gabe, die nur sensitive Naturen besitzen, und ihre großen, dunklen Augen, die sie, während Frau v. Mettkau sprach, auf sie geheftet hielt, ohne das Rätsel, das die schwarze Brille verbarg, ergründen zu können, mochten davon genug verraten, denn ein leises, leises Rot überzog nach und nach die blassen, vorzeitig eingefallenen Wangen der Herrin von Monrepos, und ihre Stimme verlor etwas von dem harten Klange. Das war aber auch alles.

Als das letzte Album zugeklappt war, erhob sich Helianthe und dankte in ihrer gewinnenden Art für die interessante Stunde, die ihr bereitet worden sei.

„Ich werde mich immer freuen, Sie bei mir zu sehen, wenn — wenn Sie nicht spazieren gehen wollen, was Sie besser unterlassen,“ erwiderte Frau v. Mettkau mit so gedämpfter Stimme, daß es fast ein Flüstern war. „Merken Sie sich das. Und noch eins: schließen Sie sich nur immer an die Heiligenberger an. Es sind anständige, vornehme Menschen. Sie haben diese echte Vornehmheit heute wieder bewiesen — und ich weiß, daß sie treue Freunde sind, wem sie ihre Freundschaft

geben. Ja, und — und — sind Sie mit den Arrangements in Ihrem Zimmer zufrieden?“

„O gewiß, ich danke vielmals,“ erwiderte Helianthe zerstreut, denn das vorher Gesagte beschäftigte sie viel zu sehr, als daß sie der Frage Aufmerksamkeit gewidmet hätte.

„Ich meine,“ Frau v. Mettkau dämpfte ihre Stimme noch mehr — „ich dachte, am Ende stört Sie die Ampel?“

„Wenn ich offen sein soll, es wäre mir lieber, wenn man sie nicht anzündete,“ erwiderte Helianthe. „Ich bin gewohnt, im Dunklen zu schlafen.“

„Nun, das müssen Sie meinem Manne sagen,“ bemerkte Frau v. Mettkau leichthin, als hätte sie diese Frage überhaupt nicht angeregt. „Er hat die Ampel eigens für Sie angeschafft und ist sehr stolz darauf, daß sie so gut in das Zimmer paßt. Dagegen kann ich nichts tun. Er würde auf mich nicht hören, denn wenn er einmal selbst ein Arrangement getroffen hat, dann nimmt er es übel, wenn man es ändern will. Aber wenn Sie selbst es ihm sagen, daß Ihnen das Licht den Schlaf stört, daß Sie es absolut nicht vertragen können . . . Sie müssen es schon stark ausdrücken, nur verraten Sie es ja nicht, daß ich Ihnen das gesagt habe — er ist so eigen in diesen Dingen, und Sie würden mir damit große Unannehmlichkeiten machen. — Ja, es ist schon sehr heiß,“ setzte sie laut hinzu. „Ich fürchte, wir bekommen heute nacht das erste Gewitter in diesem Jahre.“

„Ganz normal ist sie doch wirklich nicht,“ dachte Helianthe, als sie das Zimmer verließ, in dessen Thür sie mit ihrem Vormunde fast zusammenstieß. Er mußte eben heraufgekommen sein, oder — oder hatte er schon hinter der Thür gestanden? Hatte seine Frau ihn kom-

men hören und darum diese mit dem vorigen so unzusammenhängende Bemerkung über das Wetter gemacht?

Helianthe eilte mit einem Gruß an ihm vorüber und um das Rundell, in das die Treppe auslief, den Korridor entlang, der zu ihrem eigenen Zimmer führte, indem sie sich wunderte, warum sie plötzlich so mißtrauisch geworden war.

„Hätt' ich nur die Worte heute morgen nicht gehört!“ dachte sie wieder und wieder. „Es ist etwas so Häßliches um das Mißtrauen, es liegt mir auch nicht im Blute, aber was soll man denn dagegen tun, wenn man direkt darauf gestoßen wird?“

Sie war froh, als der Tag zu Ende ging. Der Abend hatte wieder unter der völligen Teilnahmslosigkeit der Hausfrau gelitten; es war, als hätte sie sich selbst völlig ausgegeben und ihre Fähigkeit zum Reden erschöpft. Auch Mettkau hatte Pausen im Strome seiner unablässigen Unterhaltung eintreten lassen, nachdem er öfters ohne jeden Zusammenhang geredet, wie einer, der an ganz etwas anderes denkt, während er seine Zunge mechanisch, wie aufgezogen laufen läßt und dabei plötzlich über Hindernisse stolpert.

„Ich glaube, wir sind alle müde. Das macht die Gewitterluft,“ meinte er, als er sich wieder einmal gründlich „verheddert“ hatte.

Helianthe atmete ordentlich auf, als sie allein in ihrem Zimmer war.

„Der Mensch geht einem auf die Dauer doch furchtbar auf die Nerven,“ dachte sie. „Für einen, zwei Tage meinetwegen ist er ja ganz amüsan, aber monatelang mit dem zusammen — Gott soll mich behüten! Das halte ich nicht aus. Ich verdufte. — Da brennt natürlich diese dumme Ampel wieder. Mag

sie brennen, ich werde den Schmalzengel nicht darum bitten, sie unangezündet zu lassen, wenn er so stolz auf das Ding ist, was ich aber gar nicht einmal glaube. Da ist's wieder, dieses Mißtrauen. Warum soll ich's denn nicht glauben, wenn seine eigene Frau es doch sagt? Wozu hat sie dann aber davon angefangen, möcht' ich in aller Welt wissen? — Wie heiß und erstickend es ist! Ich seh' mich noch etwas auf den Balkon.“

Helianthe tat, wie sie gedacht. Draußen rührte sich kein Lüftchen, es war nicht viel besser als im Zimmer, aber sie nahm sich doch einen Stuhl und legte den Kopf auf die Brüstung des Balkongeländers und sah dem Wetterleuchten zu, das über den südlichen Himmel zuckte und die Panherme drunten sekundenlang mit phantastischen roten und violetten Lichtern beleuchtete. Ringsum kein Laut, nur manchmal in weiter, weiter Ferne das leise Grollen fernen Donners. Und dann war's ihr, als höre sie unweit von sich leise flüstern. Sie richtete sich auf und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, aber sie konnte es nicht feststellen, woher das Flüstern kam, ob vom Garten, ob durch ein offenes Fenster des Hauses. Nun, was ging es sie an? Es waren wohl Dienstboten, die sich unterhielten.

Aber trotz dieser jedenfalls sehr vernünftigen Auslegung regte dieses Flüstern, von dem sie kein Wort verstand, Helianthe in unerklärlicher Weise auf; das Gefühl, als ob es sie doch anginge, nahm Besitz von ihr und verschärfte ihre Aufmerksamkeit. Aber es war kein Wort zu unterscheiden.

Endlich klang es wie ein unterdrücktes Räuspern, dann wurde leise, vorsichtig ein Fenster geschlossen, und dann war alles still, ganz still.

Helianthe ging in ihr Zimmer und begann ihre Nachtvorbereitungen, von denen das Geschäft des Auf-

löfens ihrer Frisur, das Kämmen und Bürsten ihres reichen, langen, welligen Haares immer die meiste Zeit beanspruchte. Vor dem Toilettenspiegel stehend, ließ sie die Bürste mit dem Elfenbeingriff, der ihre Initialen in Silber eingelegt trug, durch die goldroten Massen ihres herrlichen Haares gleiten; das war ein Geschäft, bei dem man sonst gut träumen und denken konnte, aber Helianthe ertappte sich dabei, daß sie immer noch mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte. Worauf? Hatte es nicht eben irgendwo geraschelt und geknistert? Nun, das tut es wohl in alten, manchmal auch in neuen Häusern, das besorgen die Mäuse überall.

Aber jetzt dieser leise, knirschende Krach. Sie ließ die Hand mit der Bürste sinken und horchte — nichts weiter. So pflegt es im Holz der Möbel, der Dielen, der Tafelung zu krachen, dabei ist nichts Geheimnisvolles, nichts Verdächtiges. Ärgerlich über sich selbst nahm Helianthe wieder ihre Bürste auf und wendete sich dem Spiegel zu, in dem gerade über ihrem Kopfe das Bild der Frau Heimdal, von dem Lichte der grünen Ampel beleuchtet, sich widerspiegelte. Im nächsten Moment flog die Bürste im weiten Bogen zu Boden: der seltsame, grünliche Lichtstreifen, den sie schon einmal gesehen war, aus dem Ofen kommend, durch das Zimmer gehuscht und ebenso schnell wieder verschwunden, wie er gekommen war!

Helianthe bückte sich mechanisch, ihre Bürste aufzuheben, und fragte sich dabei, ob sie wache oder träume — nicht doch, sie war wach, alle Sinne sozusagen geschärft durch das eigentümliche, erwartungsvolle Horchen auf Geräusche, die doch nichts bedeuteten. Mit bebenden Fingern nahm sie die Bürste und beendete ihre Nachtfrisur, ohne aufzusehen. Doch als sie den losen, schweren Popf fertig hatte und in den Nacken

warf, da hatte sie wieder hinreichend Mut gefaßt, den Blick abermals nach dem Altoven zu richten, aus dem dieses gespenstische Licht zu kommen schien — nein, es war ganz dunkel darin; ihre Phantasie hatte ihr einen Streich gespielt.

Sie trat in den kleinen Raum, der nichts enthielt als die Waschoilette und den Kleiderschrank, und zog den Vorhang, der ihn von dem Zimmer abschloß und an Ringen auf einer Stange befestigt war, vollends auseinander, denn so konnte sie von dem Bette aus, mit Ausnahme der einen, hinter dem Raminvorsprung liegenden Ecke, den Raum übersehen, und das war besser, als hinter dem geschlossenen Vorhang allerlei Unsinn zu vermuten. Das war so ihre Art, Menschen und Dingen ins Auge zu sehen, statt sie zu verhüllen und sich Sachen darüber einzubilden, besonders wenn sie über etwas erschrocken war wie eben jetzt.

Beruhigt legte sie sich zu Bett, schloß die Augen und versuchte einzuschlafen. Zunächst freilich blieb es bei dem Versuch, denn ihre Nerven waren einmal erregt, und ungeduldig warf sie sich von einer Seite auf die andere — das beste Mittel, den Schlaf gründlich zu verscheuchen. Nun versuchte sie es gerade auf dem Rücken liegend, und da fühlte sie, wie sie endlich anfing, langsam einzudruseln.

Ein leises, ganz leises Knacken im Gehölz ließ sie aber noch einmal widerwillig die Augen halb öffnen, um sie auch sofort weit aufzuschlagen: es war wieder da, das feine, grünliche Lichtstreifchen, aber es legte sich nicht nur über den Fußboden, sondern schien von oben zu kommen, dann wurde es breiter und wogte auf und nieder, und dann tauchte in dem wellenförmigen Lichte, das immer durcheinander zu laufen schien, eine Gestalt in unbestimmten Umrissen auf, eine

hohe, von weißen Gewändern umflossene Gestalt, mit einem schwarzen Schleier über Kopf und Gesicht, dessen Muster durcheinanderfloß.

Helianthe fühlte, wie ihr das Blut in den Adern erstarrte, als sie, wieder mit dem eigenen Gefühl des Gelähmtseins, das jetzt aber viel, viel stärker auftrat als in der Nacht zuvor, auf diese merkwürdige Erscheinung hinsah, die in dem durcheinanderwogenden Lichte hin und her zu schwanken schien, die aus dem Boden aufgestiegen sein mußte, nachdem Helianthe sich doch mit eigenen Augen überzeugt, daß der Altoven leer war und keinen Zugang von außen hatte.

Dieser Gedanke raubte ihr jegliche Fähigkeit, sich zu bewegen; mit weitoffenen Augen sah sie entsetzt auf den Eindringling, der etwas so schrecklich Gespenstisches hatte, weil diese Gestalt — durchsichtig war, denn durch sie konnte Helianthe deutlich den großen, massiven Schrank erkennen, der die ihr gegenüberliegende Außenwand des Altovens vollkommen ausfüllte. Das Herz, das ihr anfangs stillgestanden, fing nun an, ihr wie ein Schmiedehammer zu schlagen, sie fühlte, wie ihre Gedanken sich verwirrten, wie ihr letzter Rest von Willenskraft immer schwächer und schwächer wurde, und nun streckte das zu Übergröße wachsende Phänomen drohend den Arm aus nach ihr —

Mit einer letzten Anstrengung, als sie fühlte, daß sie im nächsten Moment dem fassungslosen Anfall eines Weinkrampfes erliegen würde, riß Helianthe ihren Blick los von dem unerklärlichen Anblick und wendete den Kopf nach der anderen Seite, und da — und da, zwischen ihrem Bette und dem Fenster sah sie etwas, daß sie darüber den einen Schrecken vergaß, um sich über dem anderen halb aufzurichten.

Und doch war es ein Schreck ganz anderer Art.

Denn dort stand in dem unbestimmten Halbschatten der Ampel, die ihr Licht nach oben warf, losgelöst aus dem Rahmen, deutlich erkennbar die Gestalt der Frau Heimdal, umrauscht von ihrem weißen Atlasteide, dessen Silberstickerei in dem grünlichen Lichte aufleuchtete, das süße Gesicht ihr zugewendet, die Augen voll aufgeschlagen, große, hellgoldigbraune, sanfte Augen. In dem gepuderten Haare blizte die Nigrette von Diamanten, die auf den silbernen Spiralen, auf denen sie zur Höhe strebten, leise hin und her zitterten, die weißen, schlanken Hände hingen an den gleißenden Falten des Kleides herab, auf dem die roten Reflexe der Rubine herabrieselten wie Blutstropfen, ohne daß das Halsband da war.

Der Schreck, den Helianthe empfand, als sie die Erscheinung sah, die bei aller Deutlichkeit der Einzelheiten in ihren Umrissen mit den Schatten ihrer Umgebung zusammenzufließen schien, war mehr eine Überraschung, denn die Empfindung war nicht von Furcht begleitet, sie glich eher der Erlösung aus einem schrecklichen Banne.

Und wie hätte diese Gestalt mit den sanften, ja traurigen Augen ihr auch Furcht einflößen können? Um den süßen, blaßroten Mund irrte es ja auch wie ein leises, leises Lächeln, solch ein Lächeln, das etwas Bittendes, Flehendes hat.

Helianthe vergaß, halb aufgerichtet die lichte Gestalt betrachtend, daß noch ein anderes Etwas ihr Zimmer teilte, sie sah nur diese sanften, goldigen Augen auf sich gerichtet und fühlte, wie ihr eben noch so wild klopfendes Herz sich beruhigte und sich sehnsuchtsvoll — ja, sicherlich sehnsuchtsvoll dem Phantom zuwendete, das ihr so freundlich entgegentrat.

„Frau Heimdal!“ flüsterte sie, erstaunt, überrascht,

wie man einen lieben, unerwarteten Besuch begrüßt, von dem man zweifelt, ob er's auch wirklich ist.

„Frau Heimdal!“ sagte sie noch einmal lauter. Da hob die Gestalt die Hände empor und faltete sie, und es war Helianthe, als höre sie wie aus weiter, weiter Ferne eine süße, wunderbare Stimme singen: „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi — dona nobis pacem — pacem — pacem —“

Da sank Helianthe mit einem tiefen Atemzuge zurück auf ihr Kissen, die Ampel fing an zu flackern, flammte auf und erlosch, wie wenn ein Windhauch durch die offene Balkontür sie ausgeblasen hätte — nur noch der matte Schein der mondhellen Mainacht fiel in das Zimmer, ohne es zu erhellen. Und dann schloß Helianthe die Augen und schließ ein. —

Mit tiefen dunklen Ringen unter den Augen, kaum fähig, sich zu bewegen, elend und zerschlagen, kam sie am nächsten Morgen zum Frühstück herab, zu dem sie von Herrn und Frau v. Mettklau schon erwartet wurde. Sie entschuldigte ihr Zuspätkommen damit, sie habe sich verschlafen, was die Dame des Hauses schweigend hinnahm, während ihr Vormund sofort darüber ein wortreiches Gewäsch machte.

„Na, das kommt in den besten Familien vor,“ fuhr er mit ermunterndem Lächeln fort. „Man legt sich ins Bett und denkt wunder wie müde man ist, und dann kann man nicht einschlafen. So geht's, besonders nach einem bewegten Tag, wie der gestrige war. Sie sehen mich verwundert an, Helianthchen — ja, Besuch in Monrepos ist eben was Aufregendes für uns, wenn auch vielleicht nicht für Sie. Aber so was wirkt ansteckend. — Aee aber, Sie sehen faktisch schlecht aus — nicht wahr, Hedwig, sie sieht schlecht aus? Diese dunklen Ringe unter den Augen — Rindchen, Sie wollen

doch nicht etwa krank werden? Sie sehen aus, wie man so sagt, als ob Sie einen Geist gesehen hätten —“

Er hielt ein und sah Helianthe forschend an; aber sie hatte sich vorgenommen, nichts von ihren Erlebnissen zu sagen, und hielt seinen Blick aus, ohne zu zucken.

„Haben Sie schon einmal einen gesehen?“ fragte sie, sich ruhig ein Brötchen zurechtmachend.

„Ich? Aee, da müßt' ich lügen, wenn ich das sagen wollte,“ lachte Mettkau mit seiner gewöhnlichen Gemüthlichkeit, aber Helianthe ging dieses Lachen heute auf die Nerven, es klang ihr falsch und gekünstelt. „Hab' auch, offen gesagt, weiter keine Sehnsucht danach — ja, wenn's noch wenigstens die schöne Frau Heimdal wäre — übrigens, Helianthchen, Sie glauben doch nicht etwa das dumme Zeug, das Ihnen die Leute erzählt haben, daß die Frau Heimdal umgeht, singt, und was weiß ich noch?“

„Wie werde ich denn solche Sachen glauben,“ erwiderte Helianthe scheinbar ganz ruhig. „Es ist aber schade, daß man ihre Augen auf dem Bilde nicht sehen kann. Ich denke mir, sie muß schöne, große, goldigbraune Augen gehabt haben —“

„Glauben Sie?“ fragte Mettkau zweifelnd. Dann zuckte er mit den Achseln. „Ja — vielleicht! Das dumme Volk behauptet natürlich etwas anderes; nach dieser das Grausige liebenden Quelle sieht sie besonders Begünstigte mit dunklen, starren, unheimlichen Augen an, mit den Augen einer Verdammten, Verlorenen, die sie ja am Ende auch war. — Na, aber lassen wir die gute Frau Heimdal, die Hauptsache ist, daß Sie uns hier gesund bleiben. Sie müßten dem fehlenden Schlaf etwas nachhelfen, Rindchen, wirklich, das müßten Sie. — Nicht wahr, Hedwig? Wir müssen darauf bestehen!“

„Sie sind sehr gütig — ich danke Ihnen,“ sagte Helianthe hastig. „Doch ich möchte lieber keine Schlafmittel nehmen. Ich habe Abscheu davor — sie bekommen mir nicht.“

„Sie haben recht, sich dagegen zu wehren,“ fiel Frau v. Mettkau ein. Es war das erste Wort, das sie heute früh sprach. „Schlafmittel sind immer zweischneidige Schwerter, was auch mein Mann sagen mag. Legen Sie sich hin, und schließen Sie recht fest die Augen, dann wird der Schlaf schon ganz von selbst kommen.“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte Helianthe dankbar und wunderte sich, warum ihr Vormund seine Frau plötzlich so böse ansah. Und mit einem Male wußte sie auch, warum der Vorschlag Mettkaus, ein Schlafmittel zu nehmen, sie in Aufregung versetzt hatte: es war das Wort „nachhelfen“, das er gebraucht. Es war gestern morgen bei dem fürchterlichen Gespräch zwischen diesen beiden zu ihr herabgeklungen, und der Verdacht, als ob diese Worte einen Bezug auf sie gehabt, stieg wieder in ihr auf.

Dieses neuerwachte und, wie sie sich selbst sagte, in keiner Weise begründete Mißtrauen zuckte wieder, wie gestern, wie ein Blitz durch ihren Kopf, machte ihn heiß und kalt in jähem Wechsel.

Zu ihrer Erleichterung kam der Diener herein und meldete Herrn v. Mettkau, daß ihn jemand in wirtschaftlichen Angelegenheiten zu sprechen wünsche. Er erhob sich und ging hinaus mit einem Murmeln, das nicht gerade nach Liebesworten klang, aber doch nicht laut genug war, um deutlich verstanden zu werden. Als seine Schritte verhallt waren, erhob sich auch Helianthe.

„Mein Mann hatte vor, Ihnen eine Spazierfahrt

vorzuschlagen,“ sagte Frau v. Mettkau. „Aber wenn Sie keine Lust haben — es ist heute recht schwül — ich bin oben in meinem Zimmer zu finden.“

„Sie fahren nicht mit, gnädige Frau?“

„Ich? O nein. Drei ist eine schlechte Zahl, behauptet mein Mann, und er hat wohl auch recht, besonders da er selbst fahren will, und Sie natürlich neben ihm sitzen würden.“

Helianthe zögerte einen Moment, dann sagte sie schnell: „Würden Sie die Güte haben, mich bei Herrn v. Mettkau zu entschuldigen? Ich möchte lieber etwas gehen — allein gehen. Ich fühle mich wirklich angegriffen, mein Kopf schmerzt, und ich wäre eine schlechte Gesellschafterin.“

Frau v. Mettkau neigte zustimmend ihr Haupt. „Gehen Sie nur. Ich verstehe Sie ganz gut. Ich werde es meinem Mann bestellen. Aber Sie werden ihm begegnen, wenn Sie Ihren Hut holen — und dann wird er den Korb nicht annehmen.“

„Ich habe meinen Schirm noch in der Halle liegen — er genügt. Ich gehe gern ohne Hut,“ erklärte Helianthe.

„Nun, dann zögern Sie nicht länger,“ rief Frau v. Mettkau mit gedämpfter Stimme. „Gehen Sie — gehen Sie! Grad’ um das Haus herum, am Pan vorbei, nach dem See zu. Da sind Sie am raschesten verschwunden. Und dann — im Ernst: Sie müssen das Bild der Frau Heimdal Abends nicht ansehen, wirklich nicht. Man kann das ganz gut vermeiden, wenn man nur will. Es ist tatsächlich nicht ganz geheuer damit, wenn mein Mann auch zehnmal über den Unsinn lacht. Es ist kein Unsinn! Hören Sie auf mich!“

„Haben Sie es auch schon gesehen?“ fragte Helianthe, gleichfalls ihre Stimme dämpfend, indem sie sich vor-

beugte mit dem eiteln Bemühen, durch die schwarze Brille die Augen ihrer hartnäckigen Warnerin zu erkennen, um darin zu lesen, wie sie es meinte.

„Ich? Wie könnte ich das sehen, wenn ich doch nicht in Ihrem Zimmer bin!“ kam die Antwort mit der ganzen, schroffen Kälte des ersten Tages zurück. „Was zögern Sie denn noch? Sehen Sie! Sehen Sie doch!“

Helianthe gab es auf, hier etwas zu erfahren, und mit einem kurzen Gruß eilte sie aus dem Zimmer, nahm in der Hall: den Schirm und schlüpfte aus dem Hause. Ungeesehen kam sie um die Ecke, wo sie an der Panherme vorbei mehr laufend als gehend den Weg erreichte, der sie am ersten Morgen zu dem See geführt. Und auch jetzt noch beschleunigte sie ihre Schritte, immer noch in der Angst, daß Mettkau ihr folgen könnte, denn sie war wirklich nicht aufgelegt, sich zu unterhalten, oder seine Suada über sich ergehen zu lassen.

Erst nachdem sie schon ein gutes Ende gegangen war, verminderte sie den Lauffschritt, doch die Bewegung hatte ihr gut getan, sie fühlte ihren Kopf freier werden, und ihre Nerven, die bisher in ihr gezittert hatten, kamen zur Ruhe in der frischen, köstlichen Morgenluft des deutschen Waldes, der ihr etwas so Ungewohntes, bezaubernd Neues war. Das schwere, abgeschlagene Gefühl in den Gliedern wich ihrer ursprünglichen Jugendkraft.

Doch damit kehrte auch die Ratlosigkeit zurück, mit der sie sich fortwährend die Frage vorlegte: „Was soll ich tun? Ich will in Monrepos nicht bleiben, und doch ist der Grund zum Gehen mir genommen!“

Ehe sie sich's versah, war sie am See angekommen. Sie wünschte sich ein Boot herbei, um auf dem glatten,

ruhigen Wasser rudern zu können. Ein kleines Boothäuschen war wohl da, aber es war verschlossen. Als sie noch ratlos stand, ob sie sich besser nach rechts oder nach links wenden sollte, tönte ein lautes, doppeltes „Hoho!“ zu ihr herüber, und sie glaubte schon, daß es ihr Vormund wäre, der sie angerufen. Aber nein — dort, wo sie wußte, daß die Grenze von Monrepos sich befand, sah sie die Heiligenberger Geschwister stehen und mit den Tüchern winken.

Das fuhr ihr wie ein belebender elektrischer Strom durch die Glieder. Sie antwortete mit einem weithin schmetternden „Hojotoho!“ und lief den Weg am Seeufer entlang, so rasch sie eben nur konnte, den beiden entgegen, die scheinbar die Grenze nicht überschreiten wollten. Abgefallen war jetzt alles von ihr, was sie gedrückt: das häßliche Mißtrauen, das Verhältnis des Mettkaufschen Paares, das Unbehagen, die Erlebnisse der letzten Nacht.

Und lachend flog sie in die ausgebreiteten Arme der Gräfin, die ihr ein paar Schritte entgegengegangen war, mit einer solchen Wucht, daß Graf Hans wiederum seine Schwester stützen mußte, damit sie bei dem Anprall das Gleichgewicht nicht verlor. Darüber gerieten sie alle drei so ins Lachen, daß es eine ganze Weile dauerte, bis sie dazukamen, ein Wort zu wechseln.

„Ich bin ihm fortgelaufen, ausgerissen, dem Schmalzengel! Er wollte mich spazieren fahren,“ lachte Helianthe strahlend. „Nein, die Freude, Sie hier zu treffen! Und ich war so schrecklich niedergeschlagen heute morgen, so — so müde —“

„Das haben gnädiges Fräulein mit dem eben geleisteten Aufgalopp glänzend widerlegt,“ meinte Graf Hans lachend.

„Ei, das war die Freude, die hat mir Flügel ge-

macht — oder Beine, was wohl richtiger ausgedrückt ist," erwiderte Helianthe harmlos und vergnügt.

Komtesse Heiligenberg warf ihrem Bruder einen Blick zu, der aber verschwendetes Gut war, denn er sah nicht seine Schwester an, was er alle Tage haben konnte. Hätte er es jedoch getan, dann wär's ihm eine Freude gewesen, aus diesem Blicke eine freundliche, fast stolze Zustimmung zu lesen.

„Hoffentlich glauben Sie doch, daß es uns, wenigstens mir, auch eine Freude bereitet hat, Sie in dieser Weise beflügelt der Heiligenberger Grenze zueilen zu sehen," sagte er und wurde rot dabei wie ein ertappter Schulbube, weil es ihn genierte, mit etwas bei ihm so Ungewohntem vor seiner Schwester herauszurücken.

Diese aber lachte gutmütig. „Natürlich glaubt sie's," übernahm sie die Antwort für Helianthe, die noch röter geworden war, als sie's von ihrem Laufe ohnedem war, was ihr indes sehr gut stand. „Es ist nämlich nicht meines Bruders Sache, Komplimente zu dreheln, Fräulein Janßen, dabei kommt nie etwas Vernünftiges heraus. Es liegt nicht in ihm. Aber er meint's gut — gelt, Hans? — Nu aber mal heraus mit der Rahe aus dem Sack! Ich brenne darauf, zu wissen, wie Ihre Sachen in Monrepos stehen.“

Helianthe erzählte ohne Rückhalt alles, was sie betraf. Nur das, was sie durch das offene Fenster gestern früh gehört, verschwieg sie, denn einmal hatte sie nicht den geringsten Beweis, daß es sie etwas anging, und dann hielt sie sich auch nicht für berechtigt, die Privatverhältnisse ihrer Gastgeber in die Nachbarschaft zu tragen.

Bögernd nur, aber gewissermaßen als Erklärung für die dunklen Ringe unter ihren Augen, erzählte sie dann auch ihr Abenteuer mit dem Licht und der durch-

sichtigen Gestalt darin, doch hielt wieder ein Etwas, über das sie sich keine Rechenschaft geben konnte, sie zurück, auch von der Vision, dem Traum, der Erscheinung der Frau Heimdal — sie wußte nicht, wie sie es nennen sollte — etwas zu sagen.

Komtesse Heiligenberg ging darüber kurz und bündig zur Tagesordnung über. „Das sind Ihre überreizten Nerven, die Ihnen den Spuk vorgetäuscht haben,“ sagte sie mit einer Handbewegung, als verscheuche sie eine Fliege. „Es ist ganz begreiflich, daß Sie etwas aus der Reihe geraten sind, denn das Benehmen der Frau v. Mettkau gegen Sie läßt wirklich darauf schließen, daß es nicht ganz richtig bei ihr im Oberstübchen sein kann. Zwar nach dem, was ich gestern von ihr gesehen, ließe ich mir die Nase abbeißen, daß sie vollkommen gesund ist — na aber, auf alle Fälle verdanke ich Ihnen den Wunsch nicht, diesem Monrepos so bald als möglich den Rücken zu kehren. — Lassen Sie's mal gut sein, das werden wir schon arrangieren, ohne daß Sie selbst dabei dringend zu werden brauchen, denn ich verstehe ganz gut, daß Sie Herrn v. Mettkau nicht vor den Kopf stoßen wollen, nachdem er Sie so nett empfangen hat. Was macht Ihnen denn der Mann sonst für einen Eindruck?“

Helianthe kämpfte mit sich selbst, aber ihre vornehme Natur siegte. „Ich bin sein Gast und breche sein Brot,“ entgegnete sie nach einer kurzen Pause. „Es steht mir nicht an, mehr zu sagen, als ich schon getan, und auch das konnte ich nur sagen, nachdem ich in der ersten Hitze über die mir von Frau v. Mettkau wiederfahrene Beleidigung die Eigentümlichkeiten meiner Wirte preisgegeben hatte. Es wäre vielleicht richtiger gewesen, einfach abzureisen, aber da mir in meinem Leben so etwas noch nicht begegnet war, so ging die Erregung mit mir durch —“

„Na, ich danke, es hat alles seine Grenzen,“ brummte Komtesse Heiligenberg. „Daß Sie Ihre Eindrücke über den p. p. Mettkau nicht hergeben wollen — schön, das versteh' ich, und es macht Ihnen Ehre, aber andererseits spricht es auch Bände. Es sollte mich wundern, wenn unsere Texte nicht übereinstimmten. Na, lassen wir das. Die Hauptsache ist, daß Sie dort nicht bleiben wollen und können, und daß wir Sie mit guter Manier loslotsen müssen. Dafür lassen Sie mich sorgen — in solchen Sachen kann ich großartige Feldherrntalente entwickeln: ein Handstreich, und die Festung ist gefallen, ehe sie sich noch recht besinnen kann, ob sie überhaupt belagert worden ist. — Gelt, Hans?“

Graf Heiligenberg lachte. „Ja, ja, Schwesterliebe, ich kann mir das Verfahren so vorstellen, als ob es schon stattgehabt hätte,“ meinte er gutmütig. „Nur tritt deine Maßregeln gut, denn es könnte doch einmal passieren, daß du damit an den Falschen kämst.“

„Ach was, man kennt doch die Stellen, wo der Schmalzengel sterblich ist.“

„Ober war —“

„Die Rahe läßt das Mauseln nicht, und für einen guten Zweck kann man schon mal was übriges tun.“

„Das ist für mich das reine Chinesisch — ich verstehe kein Wort davon,“ rief Helianthe lachend dazwischen.

„Es ist leider auch unbeschreiblich, wie es meine Schwester anstellt, wenn sie etwas durchsetzen will,“ entgegnete Graf Hans im Brusttone der Überzeugung. „Lassen Sie sich das Rezept geben, gnädiges Fräulein, es ist meist wirkungsvoll —“

„Immer!“ warf Komtesse Heiligenberg ein.

Das Ende vom Liede war, daß Helianthe ihren Weg nach Monrepos wieder mit bedeutend gehobenen

Lebensgeistern zurückging, nicht ohne noch von der energischen Gräfin den guten Rat erhalten zu haben, sich nicht wieder solche Sachen einzubilden, wie den Spuk in dem grünen Lichte, und wenn es ihr wieder einmal so vorkäme, als sähe sie es, dann sollte sie sich eben das Herz fassen, der Sache gründlich auf die Spur zu gehen, bis es ihr klar wäre, was die optische Täuschung veranlaßte.

„Nun, sind die Kopfschmerzen besser?“ empfing Mettkau Helianthe in der Halle von Monrepos, als sie diese in der stillen Hoffnung betrat, ungesehen hinauf in ihr Zimmer schlüpfen zu können. Aber der Schloßherr saß mit einer Zeitung im Korbstuhl am Eingang, „wie eine Schildwache“, dachte Helianthe, wieder selbst ganz verwundert über ein Mißtrauen, für das sie keinen Anhalt hatte, das aber nicht mehr schlafen gehen wollte.

„Ich danke, mein Kopf ist besser. Die Luft ist ja so rein und so erfrischend,“ entgegnete sie und wollte mit einem Gruß vorüber.

Aber Mettkau hielt sie am Kleide fest. „Bleiben Sie doch ein bisschen,“ bettelte er und schob einen zweiten Korbstuhl heran. „Erst haben Sie mich um die Spazierfahrt gebracht, auf die ich mich schon so gefreut, und für die ich nichts als diese langweilige Zeitung als Ersatz hatte, und nun wollen Sie so an mir vorüber! Ist das nett von Ihnen? — So, setzen Sie sich ruhig noch ein bisschen zu dem armen alten Onkel. — Also, das Kopfweh muß freilich besser sein, denn Ihre Augen sind wieder klar und hell. Die Fahrt hätte Ihnen auch gut getan, und wenn Sie nicht aufgelegt waren zum Reden, dann hätte ich hübsch den Mund gehalten.“

Daran bin ich doch gewöhnt in unserer Einsamkeit hier. — Na, jeder, wie er's am besten findet. Persönliche Freiheit, das ist meine Devise. Haben Sie sich immer noch nicht genug ausgeschwiegen?“

Helianthe dachte an das stark verlängerte „Schwächchen“ am See und wurde unwillkürlich rot.

„Oder haben Sie unterwegs jemanden getroffen, der Sie so lange festgehalten hat?“ plauderte Mettkau weiter. „Ich wüßte zwar wirklich nicht — es sei denn, daß Sie sich vorher verabredet gehabt hätten, mit den Heiligenbergern zum Beispiel.“

„Wenn das der Fall gewesen wäre, so hätte ich es sicherlich gesagt und nicht etwa nach einem Vorwande gesucht, um allein zu gehen,“ fiel Helianthe ein, indem sie sich gerade aufrichtete. „Ich wüßte auch wirklich nicht, warum ich aus einer solchen Verabredung ein Geheimnis machen und Kopfschmerzen vorschützen sollte. Ich bin an solche Ausflüchte gar nicht gewöhnt, weil ich nie nötig gehabt habe, sie zu gebrauchen. Es wäre mir lieb, Herr v. Mettkau, wenn Sie mir das Vertrauen erweisen wollten, hinter dem, was ich tue und sage, nichts anderes suchen zu wollen. Ich bin in Ihrem Hause doch genau so frei wie in dem meines Vaters. Nicht? Und deshalb, wenn Sie schon Zweifel in meine Wahrhaftigkeit setzen wollen, wäre ein doppeltes Spiel eigentlich doch ganz überflüssig.“

Helianthe hatte ruhig und durchaus gemäßig gesprochen, aber sie saß hoch aufgerichtet da, und ihre Augen flammten vor innerer Entrüstung, daß ein Mensch ihr, der Verkörperung der Wahrhaftigkeit, mißtrauen konnte. Sie, die schon viel zu stolz dazu gewesen wäre, sich hinter eine Unwahrheit zu flüchten und zu verstecken! Gar nicht davon zu reden, daß die Lüge ihr im Prinzip als die Wurzel alles Übels, als die

Basis aller Sünde dargestellt und in Fleisch und Blut übergegangen war.

„Aber Helianthchen, mein liebes Rindchen — ich bitte Sie!“ beeilte sich Mettkau mit einer abwehrenden Handbewegung zu erwidern. „Wer hat denn gesagt, daß Sie — wie können Sie nur denken, daß ich — es war ja auch noch nichts Festes zwischen uns verabredet worden, und selbst wenn Sie sich mit den Heiligenbergern verabredet gehabt hätten, was wäre denn dabei?“

„Eben darum! Was also hätte es für einen Sinn, Ausflüchte zu machen oder Vorwände zu suchen?“

„Ein Mensch, der wie ich so einsam lebt, kommt auf allerlei Gedanken,“ erwiderte Mettkau, sein altes Cherubshaupt leise wiegend. „Nichts für ungut, Helianthchen! Im Hause Ihres Vaters hatten Sie also so viele Freiheit? — Ja, wenn man sie gewohnt ist, diese Himmelstochter, dann will einem das geringste Kürzen der Flügel nicht gefallen. Aber was wollen Sie? Irgendwo klirrt irgend immer irgend eine Kette — das ist das Leben. Und wenn diese Kette auch wirklich nur Rücksichtnahme hieße — einen Namen gibt es für alles.“

„Wollen Sie damit sagen, daß ich rücksichtslos gewesen bin?“ fragte Helianthe durchaus höflich, aber den Blick voll auf ihren Vormund richtend.

„Ich sprach nur im allgemeinen,“ entgegnete Mettkau im gleichen Tone. „Nur um ein Beispiel dafür anzuführen, daß wir überall mit Ketten angebunden sind, und wenn wir uns noch so frei wähnen. Jedes Gefühl ist eine Kette, wenn Sie wollen, jedes Verhältnis der Parteien zueinander ist eine. Nun, hoffentlich wird die Kette der Vormundschaft Sie nicht allzu sehr beengen, aber wenn ich mir auch Mühe geben

werde, sie so sanft als möglich um Ihre schönen Handgelenke zu legen, so kann sie doch keine Macht der Welt eher von Ihnen nehmen, als bis Sie das majorenne Alter erreicht haben.“

„Keine Macht der Welt?“ wiederholte Helianthe, ihren Vormund ansehend. „Nun, Onkel Rupold, das ist doch ein bißchen viel gesagt, denn ich kenne Beispiele genug von Mündigkeitserklärungen vor der gesetzlichen Zeit. Aber das kommt wohl für uns nicht in Betracht. Ubrigens machten Sie schon einmal eine Anspielung, als ob Sie die Rechte eines Vormunds für ganz unbeschränkt hielten, während die Vormundschaft doch eigentlich nichts ist als die gesetzliche Aufsicht über das Vermögen und die Rechtshandlungen einer minderjährigen Person bis zu deren Volljährigkeit. Über die privaten Handlungen dieser Person hat der Vormund, solange sie gegen Sitte und Gesetz nicht verstoßen, keine Gewalt, ebensowenig wird er sich wohl auch das Recht geben dürfen, die freie Bewegung seines Mündels zu beschränken. Ich rede natürlich auch nur im allgemeinen, denn wenn mich heute zum Beispiel die unwiderstehliche Sehnsucht erfaßte, morgen auf den Eiffelturm zu steigen, und die Erfüllung dieses Wunsches liegt im Bereich meiner Mittel, dann kann ich mich mit meinem Vormunde wohl freundschaftlich über die beste Eisenbahnverbindung nach Paris beraten, aber verbieten kann er mir's nicht.“

„Ich weiß doch nicht, Helianthe, ob er das nicht kann,“ sagte Mettkau, den Finger an der Nase, die Augenbrauen hochziehend, wie wenn ihm die Sache schweres Kopfzerbrechen machte. „Ich meine, das hängt alles von der Person des Mündels ab. Wenn ich zum Beispiel auf dem Eiffelturm eine Gefahr, gleichviel welcher Art, für Sie sehe, dann habe ich zweifellos

das Recht, Ihnen diese Reise schlankweg zu verbieten, und werde damit das Gesetz sicher auf meiner Seite haben. — Aber auf welches Thema sind wir geraten! Wie sind wir eigentlich auf diese überflüssigen Erörterungen gekommen?“

„Sie haben das Gespräch aufs Tapet gebracht, Onkel Rupold, indem Sie Ketten an meinen Handgelenken klirren ließen, und da wollte ich Ihnen doch bloß klarmachen, daß diese Ketten nicht geschlossen sind aus dem ganz einfachen Grunde, weil Sie gar keinen Schlüssel dazu besitzen,“ erwiderte Helianthe im leichten Konversationston mit einem lebenswürdigen Lächeln, das Mettkau mit allen Grübchen erwiderte.

„Vielleicht paßt einer von meinen alten,“ lachte er mit dem vollen Behagen eines Menschen, dem es seine Mittel erlauben, sich über das „Abstrakte“ lustig zu machen.

„Lach nur! — Es ist doch ganz gut, daß du weißt, wie wir miteinander stehen,“ dachte Helianthe, die den Gedanken unerträglich fand, daß ihr jemand die Unabhängigkeit verkürzen könnte, an die sie so sehr gewöhnt war.

Es hatte durchaus nicht in ihrer Absicht gelegen, ihre Begegnung mit den Heiligenbergern am heutigen Morgen zu verschweigen; jetzt aber tat sie es in dem Gefühl, daß ihr Vormund am Ende die Zufälligkeit der Begegnung anzweifeln könnte; und weil sie sich kannte und wußte, daß ein solcher Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit ganz geeignet war, sie „aus dem Häuschen“ zu bringen, so sagte sie lieber nichts. —

Als man noch beim Dessert am Mittagstische saß, kam ein Brief durch einen reitenden Boten von Komtesse Heiligenberg an Frau v. Mettkau an, in welchem die Schreiberin die „Nachbarn von Monrepos“ bat, ihren

„Gegenbesuch“ unter Weglassung aller Förmlichkeiten heute abend machen zu wollen, da sich gerade ein paar der anderen Nachbarn zum Abendessen angefragt hätten, und es vielleicht eine gute Gelegenheit für die Damen wäre, sich kennen zu lernen.

Helianthe sah, wie während der Lektüre dieses Briefes ein feines Rot die blassen, eingefallenen Wangen ihrer Wirtin überzog, wie es leise um ihren Mund zuckte. Sie hätte etwas darum gegeben, an ihren Augen sehen zu können, was diese Röthe bedeutete: Freude über die ihr wieder geöffneten Pforten ihrer Kreise? Demütigung? Ablehnung? Was konnten diese schwarzen Brillengläser doch nicht alles verbergen!

Jedenfalls zögerte Frau v. Mettkau eine ganze Weile, ehe sie nach der Verlesung dieses übrigens sehr liebenswürdigen und sehr korrekten Briefes ihr Wort zur Sache nahm.

„Natürlich fahren wir! Wer könnte einer solchen Einladung widerstehen — gelt, Helianthchen?“ rief Mettkau in bester Laune. Die goldene Brücke des „Gegenbesuches“, die ihm da geschlagen wurde, war ja auch eine so unerwartete Himmelsgabe, daß er ein Narr hätte sein müssen, sie nicht zu betreten, wenn er sich ja auch sagen mußte, daß diese glänzende Architektur ohne sein Mündel nie entstanden wäre. „Übrigens,“ setzte er wohlwollend hinzu, als seine Frau immer noch schwieg, „wenn es dir in deinem leidenden Zustande zuviel ist, mein Herz, so bleibe ruhig daheim. Ich werde Helianthe wohlbehalten wieder zurückbringen, dessen sei sicher!“

Frau v. Mettkau sah ihren Mann an, und die flüchtige Röthe auf ihren Wangen machte einer um so tieferen Blässe Platz, so daß Helianthe sich schon halb erhob, weil sie glaubte, ihre Wirtin müßte ohnmächtig werden.

Frau v. Mettkau sah diese Bewegung, und ihre Gesichtsfarbe wurde wieder natürlicher, ja, sie machte mit einem schwachen Lächeln sogar eine Handbewegung zum Beweise, daß sie sie anerkannte. „Ich denke, der Ausflug wird mir gut tun,“ sagte sie in ihrem gewöhnlichen Tone. „Ich werde mitfahren und der Gräfin gleich meine Antwort schreiben.“

Damit erhob sie sich und verließ den Speisesaal, gefolgt von den Blicken ihres Mannes, die ihr mit einem, wie es Helianthe scheinen wollte, recht kuriosen Ausdruck folgten, der seinen runden, drolligen Augen etwas ganz Eigenes gab, etwas Glickerndes, Falsches. Aber sie dachte nicht weiter darüber nach, denn es amüsierte sie viel zu sehr, mit welcher Energie Komtesse Heiligenberg ihre Angelegenheit in die Hände nahm, und dann rührte es sie auch und machte sie dankerfüllt, daß sie, ohne zu suchen, solche Freunde gefunden, die nach so kurzer Bekanntschaft das für sie taten, was sicher hundert anderen nicht eingefallen wäre.

Gegen Abend, als der Wagen vorgefahren war, der sie nach Heiligenberg bringen sollte, fand sie ihren Vormund allein auf der Rampe vor.

„Meine Frau ist doch nicht wohl genug, um mitfahren zu können,“ sagte er. „Wir müssen die Fahrt allein machen. — Na, das ist eben nicht zu ändern! Besser bewahrt, wie beklagt. Kommen Sie, kommen Sie! Die Pferde stehen schon zu lange.“

Damit zog er ihren Arm unter den seinen und eilte mit ihr in einem Tempo die Freitreppe hinunter, als ob die Pferde, die übrigens ganz ruhig standen, schon gar nicht mehr zu bändigen und zu halten wären. Warum nur diese Ungeduld, die sich noch mehr Bahn brach, als Helianthe nicht schnell genug einstieg?

„Was zögern Sie denn nur so lange?“ fragte er hinter ihr, vor Ungeduld in die Hände klopfend. „Sie haben sich aufs Kleid getreten? Na, das ist doch kein Grund — Schockdonnerwetter —!“

Dieser durch die Zähne gestoßene Kraftausdruck veranlaßte Helianthe, sich empört umzudrehen, denn sie dachte, er gälte ihr, aber sie sah, daß ihr Vormund die Treppe hinaufblickte, auf der eben Frau v. Mettkau erschien, fertig zur Ausfahrt und ganz atemlos, als wenn sie in dem Tempo, in dem sie jetzt herabkam, schon eine ganze Strecke zurückgelegt hätte.

„Hedwig, was — was soll das heißen?“ rief er ihr entgegen.

„Steigen Sie nur ein, Fräulein Jansen,“ sagte sie, als Helianthe vom Wagenschlage zurücktrat.

„O, nicht vor Ihnen, gnädige Frau. — Verzeihen Sie nur, ich wäre sicher nicht beim Einsteigen gewesen, wenn Ihr Herr Gemahl mir nicht gesagt hätte, daß Sie nicht mitfahren würden.“

„Meine Frau fährt auch nicht mit,“ fiel er ein und hielt den Arm abwehrend vor den Wagenschlag. „Sie ist viel zu leidend heute und hält sich nur Ihnen gegenüber für verpflichtet —“

„Doch, ich fahre mit,“ unterbrach ihn Frau v. Mettkau mit ruhiger Stimme, aber mit großer Bestimmtheit. Den Arm ihres Satten einfach beiseite schiebend, stieg sie ohne Hilfe rasch und gewandt in das Break, und Helianthe folgte ihr ebenso, aber mit einem starken Gefühl des Widerwillens und des Unbehagens. Warum wollte Mettkau seine Frau durchaus nicht mitnehmen nach Heiligenberg? Warum hatte er gelogen, daß sie nicht mitfahren wollte? Warum hatte er ihr davonfahren wollen, während sie doch zur Fahrt schon angekleidet war? Aber sie fragte das natürlich nicht, und

niemand gab ihr eine Erklärung des sonderbaren Vorganges.

Mettkau schien durch die Durchkreuzung seiner Absicht derart aus seiner Selbstbeherrschung gebracht, daß Helianthe schon fürchtete, er würde seine Frau mit Gewalt aus dem Wagen entfernen; jedenfalls dauerte es eine ganze Weile, bis er das bei ihm vollkommen ungewohnte Schweigen endlich brach und irgend eine nichtsagende Bemerkung machte.

Darüber hatten sie den größten Teil des Weges schon zurückgelegt, und Helianthe fand, daß ihr Vormund durchaus nicht der ewig lächelnde und gutlaunige Schmalzengel war, als den er sich ihr in den ersten Tagen gezeigt hatte.

Jedenfalls vertiefte die eben erlebte Szene in ihr den Wunsch immer mehr, so bald als möglich Montrepos wieder verlassen zu können.

In Heiligenberg war man schon ein Weilchen versammelt gewesen: die Flamburgs und die Grombachs, die zu diesem speziellen Abend von der Gräfin zusammengetrommelt worden waren. Mettkau hatte ganz recht, wenn er behauptet hatte, die Gräfin wäre der Kapellmeister im Konzerte dieses Kreises; sie gab die Orchesterstimmen aus, erhob den Taktstock, und die Instrumente fielen ein; wenn auch noch hie und da eine falsche Note mit unterlief — mein Himmel! im Anfang klappt so etwas nie gleich ohne Fehler, das würde sich schon noch stimmen lassen. . . .

Zufällig hatten sich am Nachmittag zur Kaffeestunde noch zwei Familien vom Landgericht aus der Kreisstadt eingefunden, die sich zusammen einen Wagen genommen hatten, um ein paar der landsässigen Magnaten „umzustoßen“. Sie wurden gleich sehr lebenswürdig zum Abend dabehalten und vertraulich ein-

geweiht, daß die Herrschaften von Monrepos auch mit ihrem Besuche kämen, der Tochter Friedrich Jansens, „einem der strahlendsten Sterne der römischen Gesellschaft“ und so weiter. Es war der Vormundschaftsrichter, der sich dem Landgerichtsrat auf dieser Expedition angeschlossen hatte und der über den Gast der Mettkaus unterrichtet war. Seine Frau, eine kleine, naive Person, machte große Augen, worauf Komtesse Heiligenberg erwiderte: „Mettkaus machen eine Ausnahme und kommen, weil wir doch Helianthe Jansen so gern bei uns sehen möchten. Frau v. Mettkau geht es ja jetzt auch wirklich besser, und da haben wir denn die Initiative ergriffen, die Einsiedler unserem Kreise etwas zugänglicher zu machen.“

Der Vormundschaftsrichter meinte, die Sorge für das Mündel dürfte wohl bald ein anderer Herr v. Mettkau abnehmen, denn Fräulein Jansen sei eine sehr reiche Erbin, was die Gräfin aber lachend abwehrte.

Die bald darauf eintreffenden Flamburgs und Grombachs waren bereits davon unterrichtet, wen sie treffen würden. Der junge Diplomat hatte sich schon in Rom lebhaft für die Tochter des großen Künstlers interessiert, da war aber der immerhin unerwartete Tod Professor Jansens dazwischengetreten, dann seine eigene Beförderung zum Legationsrat und die damit verbundene Versetzung, die ihn räumlich von Rom so weit entfernte, und als er nun, bei seinem Bruder den Urlaub verbringend, ernstlich überlegte, wie er sich wohl der jungen Erbin am besten wieder nähern könnte, da war sie ganz unerwartet in seinem Gesichtskreise aufgetaucht.

Die Vormundschaft Mettkaus wurde noch einmal gründlich durchgesprochen, und der Idealismus des berühmten Malers einer mehr oder minder wohlwollenden

Kritik unterzogen, der ihn sein einziges, heißgeliebtes Kind einem Menschen anvertrauen ließ, den er eigentlich gar nicht kannte, nur weil er ihm einmal einen Dienst erwiesen hatte.

„Und denken Sie,“ sagte Frau v. Flamburg, „mein Schwager hat gestern einen Brief bekommen von einem früheren römischen Kollegen, der über die Reise Fräulein Jansens zu ihrem Vormunde schrieb und dabei erwähnte, daß Professor Jansen diesem Herrn v. Mettkau sein ganzes, riesiges Vermögen vermacht hat für den Fall, daß seine Tochter vor ihrer vollendeten Volljährigkeit sterben sollte. Na, sehr wahrscheinlich ist ja das nicht, aber es ist doch trotzdem eine Generosität, die schon stark an Verrücktheit streift.“

„Nun, so toll ist es nicht,“ beeilte sich der Vormundschaftsrichter die Satarennachricht zu berichtigen. „Da ist die Müde wieder einmal zum Elefanten gemacht worden. Professor Jansen hat für diesen allerdings unwahrscheinlichen Fall die größere Hälfte seines Vermögens zu Stipendien für junge Maler friesischer Abkunft bestimmt — ich darf darüber reden, ohne ein Amtsgeheimnis zu verletzen, denn alle Zeitungen haben diese Bestimmung abgedruckt. Die kleinere Hälfte, die freilich noch eine sehr bedeutende Summe ausmacht, dürfte allerdings in der Weise Verwendung finden, wie es der Gewährsmann des Herrn Legationsrats mitgeteilt hat.“

„Mettkau kennt natürlich diese Bestimmung?“ warf Komtesse Heiligenberg fragend ein.

„Er hat sich für die Übernahme der Vormundschaft nur sehr schwer entschieden, jedenfalls aber seine Entscheidung von der Einsichtnahme des vollständigen Testamentes abhängig gemacht. Und auch dann mußte er zu einer definitiven Antwort mehrfach gemahnt

werden, denn er schien durchaus abgeneigt, sich die Last der Vormundschaft aufzubürden, und hat sie auch nur angenommen, weil sie ja in absehbarer Zeit abläuft, da Fräulein Jansen beim Tode ihres Vaters schon fast neunzehn Jahre alt war. Verdanken kann man ihm dieses lange Zögern nicht, denn es bürdet sich schließlich niemand gern eine solche Last auf, wenn sie auch noch so ehrenvoll gemeint war.“

„Und doch war die endliche Annahme der klügste Streich im Dasein des Schmalzengels,“ dachte Graf Hans, der stumm zugehört hatte. Dabei kreuzte sich sein Blick mit dem seiner Schwester, und der sagte ihm ohne Worte, daß sie genau dasselbe gedacht.

Sie dachten ja meist dasselbe, die Heiligenberger Zwillinge.

Die Ankunft des Wagens von Monrepos hätte leicht eine jener peinlichen Pausen in der Unterhaltung herbeigeführt, die zu entstehen pflegt, wenn der neue Ankömmling der bisherige Gegenstand des Gespräches war. Dazu waren aber zum Glück zu viel weltgewandte Elemente in dem kleinen Kreise vertreten. Mettkau besaß ja selbst große gefellige Routine, die ihm sein bitterster Gegner nie abgesprochen hatte, aber der plötzliche Sprung in den ihm bisher verschlossen gewesenen Kreis blendete ihn sozusagen, so daß ihm passieren konnte, mit einem „Zuwiel“ anzurennen, und seine alte Rolle als der bei den Damen herumdienernde Schmalzengel von ehedem war etwas verbraucht.

Aber seine Frau nahm ihren Platz in dem Kreise mit einer Ruhe und vornehmen Sicherheit wieder ein, als ob sie eben nur eine Weile verreist, und es ihr absolut unbewußt gewesen wäre, daß dieser Kreis ihr je aus einem ihr total unbekanntem Grunde verschlossen war. Und sie wurde genau in diesem Sinne auch

darin empfangen, wobei Komtesse Heiligenberg mit ihrem gewichtigen Beispiel voranging, brav unterstützt von Frau v. Grombach, die überhaupt nie etwas halb tat. Wenn sich ihr langsam arbeitendes Gehirn einmal zu einem Standpunkt durchgearbeitet hatte, dann nahm sie auf diesem Standpunkt auch mit ihrer ganzen achtungsgebietenden Breite Platz und behauptete ihn mit großer Ausdauer.

Die „gute Mettkau“ war ihrer Ansicht nach ein Opfer, das unverschuldet litt, und sie stand zu ihr trotz ihrer übrigens durchaus richtigen Auffassung, daß Eheleute eben miteinander auszubaden hätten, was der eine Teil „pekzierte“.

Vor dem Essen unternahm man einen Spaziergang durch den Park, der groß, wohlgepflegt und schattig war, und dabei machte es sich ganz von selbst, daß Graf Hans an Helianthes Seite ging. Eigentlich fand es der Legationsrat v. Flamburg nicht natürlich, es kam ihm sogar direkt überflüssig vor, aber was wollte er machen? Die kleine, naive Frau des Vormundschaftsrichters hatte ihn dingfest gemacht und pumppte ihn über Petersburg aus, das heißt sie glaubte es zu tun, und er als höflicher Mann mußte an ihrer Seite ausharren.

Graf Hans aber befand sich in einem Zustande seligen Vergessens seiner Pflichten als Wirt und unterdrückte etwaige Mahnungen nach dieser Richtung hin ohne die geringsten Gewissensbisse. Zum ersten Male, seit er Helianthe kannte, und das schien ihm eine Ewigkeit, sprach er mit ihr allein, wenn man die Distanz von zehn Schritten zwischen dem nächsten wandelnden Paare als „Alleinsein“ gelten lassen will. Der Mensch ist ja aber schließlich so zufrieden mit wenigem, nur möchte er, wenn er das hat, gern mehr haben. Ein

von der Hauptallee, in der man paarweise schlenderte, abzweigender Seitenweg, der sich alsbald mit einer scharfen Biegung im grünen Dickicht verlor und zu einem kleinen Pavillon aus der Empirezeit an einem mit grünen Wasserlinsen bedeckten Teiche führte, gab eine willkommene Gelegenheit zu einer kühnen Linkschwengung, die, mit taktischer Sicherheit ausgeführt, ihren Zweck, sich vom Gros der Armee zu detachieren, mit überraschendem Erfolge erfüllte.

Helianthe sah sich um, nachdem sie eine kleine Weile diesen Weg verfolgt hatten. „Die anderen scheinen in der Allee weitergegangen zu sein,“ bemerkte sie.

„Ja — merkwürdigerweise,“ bestätigte Graf Hans. „Es ist sonst eine Eigentümlichkeit gesellig vereinigter Menschen, daß sie einander immer nachlaufen. Man nennt das den Herdentrieb. Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, mit mir allein zu sein, gnädiges Fräulein?“

„Nein, sicher nicht. Warum sollte es?“ fragte Helianthe und lächelte zuversichtlich zu den treuen, ehrlichen Augen empor, die auf sie herabsahen.

Schweigend gingen sie eine Weile weiter, bis sie an dem kleinen verträumten Teiche mit dem Empirepavillon standen. Dort blühte der Flieder und streckte seine doldenbeladenen Äste aus bis unter den Säulenportikus, unter dem die beiden standen, und schickte förmliche Duftwellen zu ihnen hinüber.

„Es ist Mai,“ sagte Graf Hans und reckte seine Hünengestalt höher empor.

Helianthe lächelte nicht über diese originelle Bemerkung, die noch dazu eine ganz unumstößliche Tatsache festnagelte. Sie streckte die Hand aus nach einer zartgetönten Fliederdolden, die sich auf ihrem schwanken Äste ganz besonders nahe an sie herandrängte, und

wiederholte mit einem leisen Beben in der Stimme:
 „Es ist Mai — mein erster deutscher Mai —“

„Das ist etwas besonders Schönes — nicht?“ fragte er, und es war merkwürdig, daß auch seine Stimme nicht ganz fest war.

Als sie nur nickte, da tat er einen tiefen, tiefen Atemzug. „Es ist auch mein erster deutscher Mai,“ sagte er leise, aber doch laut genug, das sie es hören konnte.

Da sah sie lächelnd auf. „Aber Graf Heiligenberg!“

„Doch,“ sagte er zu ihr herab. „Ich meine es, wie ich's sage. Freilich wohl habe ich schon fünfunddreißigmal den Mai in Deutschland erlebt, aber ich wußte es nicht. Ich weiß erst heute, daß es Mai ist, denn im Mai blühen die Sonnenröschen, die Helianthen, und wir hatten bisher keine einzige bei uns hier im Park. Aber man merkt es erst, daß es Mai ist, wenn einem die goldige Blume bis ins Herz hinein lacht und so dicht neben einem blüht, daß man meint, man brauchte nur den Arm auszustrecken, um sie für immer zu besitzen. — Glauben Sie, daß die Blume sich das gefallen lassen würde?“

Helianthe beugte das Gesicht noch weiter zu der blassen Fliederbolde hin, die sie auf dem leichten Aste zu sich herangezogen. Wie war es doch still hier am Wasser, über dem eine Libelle mit blauen, schillernden Flügeln hingaukelte —

„Herr Graf —“ murmelte sie in den Flieder hinein.

„Hans heiße ich!“ verbesserte er mit einem leisen Jubelton.

Da ließ sie den Fliederzweig fahren, daß er nur so zurückschnellte und ihr blondes Haupt mit einem Schauer von Fliederblüten bestreute, und ohne Ziererei, aber mit überströmenden Augen streckte sie ihm

die freigewordene Hand entgegen. „Hans,“ sagte sie laut und freudig, „weil es doch Mai ist —“

Die blaue Libelle flog erschreckt über dem Wasser auf, denn „Es ist Mai! Es ist Mai!“ schrie Hans laut darüber hin. Als sie sich in der Flucht noch einmal umschaute, da sah sie, daß die zwei am Ufer dort sich fest umschlungen hielten, und da senkte sie beruhigt die schillernden Schwingen wieder herab, dicht über die grünen Linsen und weißen Wasserrosen, und wunderte sich nur, daß die Menschen dort erst heute dahintergekommen waren, daß es Mai war. —

Auf einem Umwege stießen sie wieder mit der anderen Gesellschaft zusammen, und dabei fand sich für den Legationstrat v. Flamburg die langersehnte Gelegenheit, daß er an Helianthes Seite, als der ihr bestimmte Tischnachbar, nach dem Schlosse zurückging. Er machte auch weiter keine Vorreden, sondern ging in der weisen Erkenntnis, daß sich so bald nicht wieder ein solch günstiger Moment bieten würde, direkt auf sein Ziel los. Er sagte, wie der Tod Professor Jansens und dann seine Verletzung ihn daran verhindert hätten, sich ihr zu erklären, und daß er nie den Mut und auch nicht den richtigen Ton gefunden hätte, zu schreiben.

„Ich bin froh, daß Sie weder gesprochen noch geschrieben haben,“ fiel sie ein, als er eine kleine Pause machte, und als er sie verwundert ansah, setzte sie frank und frei hinzu: „Ich habe Sie nämlich sehr gern, Herr v. Flamburg, und hätte wahrscheinlich vor Jahr und Tag und im Verlaufe dieses letzten Jahres überhaupt Ihre Werbung angenommen. Es ist gut für Sie, daß es dazu nicht gekommen ist, denn es genügt nicht, daß man jemand nur gern hat — es ist gut für uns beide, denn — denn —“

„Denn Sie haben erkannt, daß Sie einen anderen doch noch lieber haben,“ fiel er ein. „War es das, was Sie sagen wollten?“

„Das war es,“ erwiderte Helianthe leise, aber sie sah ihrem Nachbarn frei dabei ins Auge. Dann reichte sie ihm impulsiv die Hand. „Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir zugebracht haben,“ sagte sie herzlich. „Es ist immer eine Ehre, von einem braven Manne begehrt zu werden, pflegte mein Vater zu sagen. Ich fühle wie er.“

Herr v. Flamburg drückte stumm die ihm gereichte Hand. Phrasen über den erhaltenen Korb zu machen, wäre ihm jetzt nicht möglich gewesen, dazu ging ihm die Sache um der Person willen zu nahe.

„Das kommt davon, wenn man zu lange zögert,“ sagte er endlich mit einem resignierten Lächeln.

„Seien Sie froh, daß Sie es taten,“ erwiderte Helianthe warm und eindringlich.

„Denken Sie doch, welches Unglück es gewesen wäre, wenn ich zu spät erst erkannt hätte, daß — daß Sie der Rechte nicht waren.“

„Wer weiß, ob Sie dem Rechten dann jemals begegnet wären.“

„Doch,“ entgegnete Helianthe überzeugt. „Ich wäre doch auch zu meinem Vormund gekommen, Sie hätten mich zu Ihren Verwandten hier in die Gegend gebracht und dann — und dann —“ sie hielt verwirrt ein und wandte sich ab mit dem Bewußtsein, sich ver-raten zu haben.

Flamburg nickte verständnisvoll. „Ich verstehe,“ murmelte er mit einem Seufzer. „Glücklicher Hans! — Nun, wenn ich schon verzichten muß, dann gönne ich ihm das Glück noch am meisten. Bei ihm wird's gut aufgehoben sein, denn er nimmt's um des Glückes willen allein.“

„Nicht wahr?“ fragte sie mit einem Ton, in dem ein unterdrücktes Schluchzen sich mit einem eben solchen Jauchzen mischte, und sah ihn mit einem Paar verdächtig feucht schimmernden Augen an. „Jetzt hab' ich Sie nicht nur sehr gern, sondern Sie haben sich mit diesem guten Wort eine Freundin in mir gemacht, die es Ihnen im Leben nicht vergessen wird.“

„Das sind die Blumen in dem Korbe, den Sie mir ohnedem schon vergoldet hatten,“ erwiderte Flamburg mit einem wehmütigen Lächeln, aber ohne jede Bitterkeit. —

„Nanu — Sie machen ja ein Gesicht wie die Raze, wenn's blüht!“ rief Komtesse Heiligenberg ihn an, als sie bei einer Verschiebung der dahinwandelnden Gesellschaft an seine Seite kam. „Das sind so Stimmungen — nicht? Es fällt einem manchmal so allerlei dummes Zeug ein — geht mir gerade so. Der warme Maiabend, die Gesellschaft, dieselbe fast wie vor — lassen Sie mal sehen — na, 's ist ja egal, vor wie viel Jahren — ich mußte vorhin auch daran denken. Was für Grünzeug wir doch damals waren!“

Der Legationsrat sah sie verständnislos an. „Grünzeug?“ fragte er zweifelnd.

„Was denn sonst?“ fuhr sie ihn an und wurde merkwürdig rot dabei. „Ich trug meinen langbaumelnden Zopf damals zum ersten Male hochaufgesteckt und hatte ein langes Kleid an, das mich zwar sehr stolz machte, aber dabei ganz gräßlich genierte, weil ich nicht wußte, was ich mit dem überflüssigen Stoffe anfangen sollte, der mich bloß daran verhinderte, auf die Bäume zu klettern und über die Bäume zu steigen. Kurzum, ich war eben erwachsen. Na, und Sie waren auch noch ein grüner Junge, weniger von des Gedankens Blässe als von dem Büffeln aufs Examen angekränkt. Was

müssen Sie Ihrem Schöpfer später auf beiden Knieen gedankt haben, daß mein Vater Sie damals einfach beim Schlafittchen nahm und Ihnen zeigte, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat —“

Diese Erinnerungen vertrieben dem Legationsrat mit einem Schlage die trüben und bitteren Gedanken, die ihn verstimmt. Die Tage der goldenen Jugendeselei, da er dem Nachbarstinde seine Liebe geschworen und sie eben küssen wollte, als er von dem Herrn Vater erwischt und heimgegeigt wurde, stiegen wieder vor seinem geistigen Auge auf. Aber, wenn man eben einen Korb bekommen hat, ist es dann angenehm, an die erste, wenn auch nur durch den Nachspruch der Autorität abgebligte Werbung erinnert zu werden — noch dazu von dem Gegenstande derselben in höchsteigener Person?

„Nun,“ unterbrach er die Gräfin daher halb ärgerlich, halb lachend, „mir scheint, daß Ihre Dankopfer die weitaus größeren gewesen sind.“

„Freilich,“ gab sie prompt zurück. „Deswegen heiße ich ja heute noch Hans Heiligenberg.“

Sie fuhr sich mit einer energischen Handbewegung über die Augen, warf den Kopf zurück und machte ein paar rasche Schritte vorwärts, um sich den Vor ausgehenden anzuschließen.

Der Legationsrat aber stand wie angewurzelt still und sah ihr nach, als hätte er aus ihrem Munde die Posaune des Jüngsten Gerichtes vernommen, die ihn mit dem ihr eigen sein sollenden vernehmbareren Tone wie aus einem tiefen Traume erweckt hatte. Deswegen also! Ja, wo hatte er denn seine Augen gehabt? Und seine Gedanken? Hatte beide das väterliche Sturzbad dermaßen verwischt, daß es ihm gar nicht mehr in den Sinn gekommen war alle diese langen

Jahre, daß die Gräfin Hans Heiligenberg, mit der er als Kind gespielt und sich herumgeprügelt hatte, an jenem Maienabend seine grünen Liebesworte erröthend erwidert hatte? Für ihn hatte der alte Graf die Geschichte gründlich erledigt — er erinnerte sich heute noch deutlich, wie gründlich — und sie hieß „deswegen“ heute noch Hans Heiligenberg?

Er sah die stolze, stattliche, elegante Gestalt, die vor ihm herging, mit einem Gesichte an, auf dem sich die wunderbarsten Empfindungen malten, was einem Diplomaten eigentlich nicht passieren dürfte. Aber auch ein Diplomat ist stellenweise nur ein Mensch, und um das zu bekräftigen, sagte er so laut: „Kamel, dreifaches Kamel, das ich war!“ so daß sich die Leute vor ihm verwundert umdrehten. Die Komtesse mit. Und sie machte ein ganz merkwürdiges Gesicht dazu. —

Das Abendbrot, bei dem Frau v. Mettkau den Ehrenplatz neben dem Schloßherrn einnahm, gestaltete sich zu einer durchaus vergnügten Mahlzeit, trotzdem Graf Hans nicht besonders viel zur Unterhaltung beitrug, sondern von seiner Schwester sogar mehr als einmal auf geradezu haarsträubenden Zerstreuheiten ertrappt wurde, indem er ihr, die ihm gegenüber zwischen dem Landgerichtsrat und Herrn v. Grombach saß, ganz entsehrlich verkehrte Antworten gab, als sie ihn über den Tisch herüber irgend etwas fragte. Nun war Frau v. Mettkau allerdings auch nicht gerade lebhaft in der Unterhaltung, aber die meisten der anderen Gäste waren es, in erster Linie Herr v. Mettkau, der nach den ersten paar Gläsern Wein seine anfängliche Zurückhaltung vollständig vergaß und ganz den Schmalzengel von ehedem mimte, als welchen Helianthe ihn schon bewundert, genossen und — genug bekommen hatte.

Er schwakte in strahlend rosiger Laune, sein rundes Cherubsgesicht ganz Grübchen, allen Tod und Teufel zusammen und erreichte damit einen unleugbaren Heiterkeitserfolg. Er nahm den Leuten einfach die Mühe der Unterhaltung ab, und wenn dann sein Blick wohl triumphierend den Kreis überflog, als wollte er sagen: „Seht, ihr dummen Stoppelhopsler, das alles habt ihr durch eure Schuld so lange entbehrt!“ — so las doch vielleicht nur seine Frau allein diesen Gedanken hinter seinen lustig zwinkernden drolligen runden Augen. Und wahrscheinlich noch einiges andere.

Romtesse Heiligenberg hatte für ihre Attacke auf Mettkau ihre Zeit abgewartet. „Nach dem Essen,“ pflegte sie zu sagen, „sind alle Leute zugänglicher, wenn die Azung wirklich gut war. Es ist namentlich mit den Männern nach der Mahlzeit viel mehr anzufangen.“ Nach diesem Grundsatz hatte sie auch vor dem Essen nichts unternommen, sondern Helianthe nur einmal im Vorübergehen zugeflüstert: „Wenn der Schmalzengel glüht, dann werden wir ihn schmieden.“

Jetzt glühte er zweifellos, und als man sich nach guter alter deutscher Sitte nach der Tafel unter gegenseitigem Händedrücken „Gefegnete Mahlzeit“ wünschte, und die Reihe, damit seiner Wirtin die Ehre zu bezeigen, an Mettkau war, da sagte die Gräfin mit einem Tone, der halb Bitte, halb Befehl war: „An Sie hab' ich ein Anliegen, Herr Nachbar!“

Mettkau führte zunächst die ihm gereichte Hand an seine Lippen, dann legte er sein lächelndes Cherubshaupt auf die Seite und seine grübchenreiche fette Rechte auf sein Herz. „Gräfin machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen,“ versicherte er andächtig.

„Desto besser,“ erwiderte sie lachend, „denn dann

ist ja uns allen geholfen. Sie sollen mir Helianthe Jansen für einige Zeit abtreten.“

„Als ob ich darüber etwas zu bestimmen hätte!“ rief er, ohne den Ausdruck seines Gesichtes zu ändern. „Mein Mündel hat doch vollständige Freiheit der Bewegung und wird gewiß eine große Freude haben über Ihren Wunsch, sie bei sich zu haben. Und sie kann sich auch freuen, der kleine Glückspilz —“

„Na, das wäre also abgemacht,“ sagte Komtesse Heiligenberg zufrieden. „Wann darf ich mir Fräulein Jansen bei Ihnen abholen? Morgen, nicht wahr?“

„Nun, so rasch geht das leider nicht,“ lächelte Mettkau. „Ich muß mit Fräulein Jansen notwendig erst die Geschäfte erledigen, wegen deren sie von Rom zu uns gekommen ist — nicht wahr, das muß ich doch?“

„Na, ewig können doch die Geschäfte nicht dauern!“ meinte Komtesse Heiligenberg zuversichtlich. „Zwei, drei Tage — was? Mehr gebe ich Ihnen nicht dazu. Eine Woche höchstens, aber dann müssen Sie damit fertig sein, sonst kriegen Sie's mit mir zu tun, Herr Nachbar — verstanden?“

„Eine Woche!“ wiederholte Mettkau entsetzt. „Haben gnädige Gräfin jemals mit Behörden zu tun gehabt und dann das, was Sie wollten, in einer Woche erreicht? Wenn wir in einem Monat so weit sind, dann dürfen wir uns glücklich preisen —“

„Meinetwegen kann's zwei dauern, aber in der Zwischenzeit darf doch Fräulein Jansen zu mir — nicht?“

„Sobald unsere Geschäfte erledigt sind, Gräfin, ist sie frei. Aber bis das der Fall ist, wäre ich ihr dankbar, wenn sie in Montrepos bliebe.“

„Nun also, wie lange glauben Sie, daß Sie für Ihre Geschäfte brauchen?“

„Das weiß der Himmel allein, Gräfin! Bei dem Geschäftsgang unserer Behörden wage ich nicht einmal eine ungefähre Frist zu nennen, denn falsch ist sie ja doch, und bis man vom Warten nicht schwarz geworden ist —“

„Und inzwischen soll ich auch warten, bis ich schwarz bin? Tu' ich nicht, Herr v. Mettkau. Also, morgen hole ich Fräulein Jansen ab, und da Heiligenberg von Monrepos nur einen Ragensprung weit entfernt ist, so können Sie sie ohne Zeitverlust zurückholen lassen, sobald eines von Ihren berühmten Geschäften auch nur in Sicht ist.“

„Das ginge schon, Gräfin, aber es geht nicht. Mein Mündel muß in Monrepos bleiben, bis alles erledigt ist. Dann werde ich sie Ihnen sogar selber bringen.“

Komtesse Heiligenberg sah in das verbindlich lächelnde Angeficht des Schmalzengels und wurde etwas gerader. „Soll das heißen, Herr v. Mettkau, daß Sie mir meine Bitte unter diesem Vorwande abschlagen?“

„Aber meine gnädigste Gräfin, wie würde ich Ihnen etwas abschlagen! Brächte ich ja nun und nimmermehr im Leben fertig! Es ist ja nur ein Aufschub, für den ich notgedrungen —“

„Wollen Sie dann die Güte haben, mir eine bestimmte Frist zu setzen?“

„Kann ich ja nicht. Hängt alles davon ab, wie lang das Böpflein wackelt, an dem unsere Angelegenheiten angebunden sind. Es kann, wie gesagt, einen Monat dauern, auch zwei — wer weiß es?“

Und er seufzte tief und schmerzlich.

Die Komtesse wandte sich einem anderen ihrer Gäste zu mit der ganz unnachahmlichen Bewegung, mit der sie eine Sache für „erledigt“ erklärte, wenn sie auch mit der Person fertig war. Doch wenn sie

auch äußerlich mit großer Gelassenheit über den Zwischenfall zur Tagesordnung übergang, innerlich war sie empört. Hatte sie dazu diesen Menschen rehabilitieren helfen, damit sie das nicht erreichte, was sie mit diesem immerhin gewagten Schritte bezweckt hatte: Helianthe Jansen aus Monrepos herauszubekommen? Für den Dienst, den sie ihm erwiesen, hatte sie geglaubt, unter keinen Umständen eine Abweisung zu erhalten, und nun hatte sie sie — mit dem süßesten Lächeln von der Welt!

Warum nur wollte Mettkau Helianthe nicht nach Heiligenberg lassen? Denn daß er nicht wollte, das war zweifellos. Der Vorwand dafür war eben — ein Vorwand, hinter dem sich die wahre Ursache barg. Aber was war diese? Fürchtete er, daß Graf Hans die Erbin kapern würde? Unsinn, Helianthe Jansen war bei aller Jugend keine törichte Jungfrau und noch weniger war sie eine Titeljägerin. Den hätte sie in Rom noch brillanter haben können, wenn sie darauf erpicht gewesen wäre. Und was hätte Mettkau in aller Welt gegen den Majoratsherrn von Heiligenberg als Partie für sein Mündel aussetzen können? Nein, dieser Grund war hinfällig. Also lag ein anderer vor, den er nicht nennen wollte. Ob er sie, Johanna Heiligenberg, für so beschränkt hielt, daß er sie mit diesem lächerlichen Vorwande abspesen zu können glaubte?

Jetzt machte sie's wie ihr Bruder bei Tische: sie beantwortete die Fragen des Herrn v. Grombach so verkehrt, daß er sie ganz erstaunt ansah, und daraus merkte sie erst wieder, daß ihre Gedanken ganz wo anders gewesen waren.

Es war aber auch ein starkes Stück von diesem — Schmalzengel, ihr direkt mit einer Abweisung zu kom-

men, süß lächelnd, aber kalt wie eine Hundeschнауze. Ihr — Johanna Heiligenberg!

„Der Besuch ist verweigert worden,“ raunte sie ihrem Bruder im Vorübergehen zu.

„Warum?“

„Weiß ich nicht. Der Vorwand sind vormundschaftliche Geschäfte. Kurzum, er will das Mädel nicht aus Montrepos heraus- beziehungsweise nicht zu uns lassen.“

„Na, das hilft ihm nun nichts — er muß,“ lachte Graf Hans und wandte sich ab, um Herrn v. Flamburg eine Zigarre anzubieten.

„Er muß? Warum muß er denn? Kein Mensch muß müssen!“ dachte Komtesse Heiligenberg, ihrem Bruder erstaunt nachsehend. „Wie will er ihn denn zwingen? Das versteh’ ein anderer. — Hans wird doch nicht etwa schon losgeschossen haben? Wann denn? Im Park vorhin? Das hätt’ ich aber doch merken müssen!“

Kopfschüttelnd wandte sie sich zu dem Sofa hin, auf dem Frau v. Mettkau mit Frau v. Grombach saß und sich von dieser Rezepte zum Einkochen von Himbeeren geben ließ. Sie hörte höflich der langatmigen Auseinandersetzung über die Vorteile der Sterilisierung gewisser Obstsorten gegenüber der Zukereinkochung zu, aber es schien der Gräfin, als ob das Gespräch sie nicht sonderlich interessiere.

Sie setzte sich auf einen Stuhl neben die Herrin von Montrepos, und als Frau v. Grombach eine Pause machte, weil ihr eine Masche des grauwoollenen Strickstrumpfes, an dem sie eifrig schaffte, herabgefallen war, da sagte sie zu Frau v. Mettkau: „Ich hätte Ihnen so gern Ihren jungen Gast für eine Zeit entführt —“

„Ja, tun Sie das,“ fiel Frau v. Mettkau mit einer

ganz ungewohnten Lebhaftigkeit ein. „Fräulein Jansen hat so wenig bei uns alten, einsamen Leuten. Ich würde mich freuen, wenn sie bei Ihnen sein könnte —“

„Ihr Herr Gemahl, gnädige Frau, machte mir dasselbe Kompliment, aber trotzdem hat er mir einen Korb gegeben,“ erwiderte Komtesse Heiligenberg, indem auch sie, wie Helianthe, versuchte, den Ausdruck der Augen hinter den schwarzen Brillengläsern zu ergründen. „Er schützte vormundschaftliche Geschäfte vor, die Fräulein Jansens Gegenwart in Monrepos für unbestimmte Zeit dringend erfordern. Könnten Sie ihn nicht zu der Ansicht bekehren, daß Heiligenberg nicht außerhalb der Welt liegt, und daß Geschäfte auch bei uns ganz gut erledigt werden können?“

„Ich bedaure,“ sagte Frau v. Mettkau kühl. „Ich habe in geschäftlichen Angelegenheiten gar keinen Einfluß auf die Entschliessungen meines Mannes. — Das einzige, was man dabei tun könnte,“ setzte sie zögernd und halblaut hinzu, „wäre, daß man Fräulein Jansen dazu bestimmen könnte, diesen Besuch bei Ihnen mit Entschiedenheit zu verlangen und durchzusetzen. Wenn Sie mit ihr reden würden — ich will dann sehen, was ich dazu tun kann —“

„Um einen unerwünschten Gast los zu werden,“ fiel die Komtesse ein, indem sie Frau v. Mettkau fest ansah.

Über die blassen Wangen der Herrin von Monrepos flog ein tiefes Rot, das dann in zwei zirkelrunden Flecken darauf brennen blieb. „Um Ihnen gefällig zu sein,“ ergänzte sie steif, von oben herab, als hätte sie den Einwurf nicht gehört. — „Fräulein Jansen hat sich also bei Ihnen über mich beklagt,“ setzte sie dann hinzu, indem es um ihren Mund zuckte.

„Wir trafen sie am Morgen nach ihrer Ankunft am See in einer so hochgradigen Erregung, daß natur-

gemäß über deren Ursprung einige Worte fielen,“ erwiderte die Gräfin, sich etwas näher zu ihrem Gaste neigend. „Vergessen Sie nicht, daß Helianthe Jansen in dieser Stunde erwartete, von Montrepos noch am Vormittag abreisen zu müssen, und diese Maßregel, so direkt nach ihrer Ankunft, erforderte doch eine gewisse Erklärung — nicht wahr?“

„Fräulein Jansen war ja vollkommen in ihrem Rechte,“ sagte Frau v. Mettkau, indem die kreisrunden Flecken auf ihren Wangen sich vertieften. „Ich bedaure, Ihnen eine Erklärung über mein Benehmen nicht geben zu können — auf die Gefahr hin, daß Sie Gott weiß was von mir denken, muß ich den Vorwurf der unerhörten Ungezogenheit auf mir sitzen lassen. Und noch manches andere obendrein. Das tut weh vor einer Dame, wie Sie es sind, aber — lassen wir das. Fräulein Jansen wäre mir kein unerwünschter Gast, aber — Montrepos ist nicht der rechte Ort für sie. Erlassen Sie mir die Gründe für diese Ansicht, die ich Sie bitte, als ganz vertraulich zu betrachten; denken Sie darüber, was Sie wollen.“

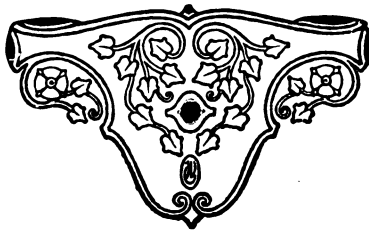
Romtesse Heiligenberg reichte Frau v. Mettkau statt aller Antwort die Hand. Sie war sehr ernst und nachdenklich geworden, und ihr Blick flog zu dem Herrn von Montrepos hinüber, der in der Gruppe der anderen Damen stand und seine alten Unterhaltungskünste unter Entfaltung aller Grübchen spielen ließ, der unwiderstehliche Schmalzengel von früher — vor dem Falle.

Der aber hatte dem lächelnden alten Cherub doch seinen Stempel aufgedrückt, der in einem schwer zu beschreibenden Ausdruck, in einem Unterton seine Spuren empfinden ließ.

Gräfin Hans warf noch einen Blick auf das eingefallene, vergrämte Gesicht seiner Frau, die einst eine

anerkannte, wenn auch kalte und hochmütige Schönheit gewesen war, und die nun, was immer sich vom Kreuzweg ihres Lebens an der Seite eines Schmalzengels vielleicht erraten ließ, hinter diesen entstellenden schwarzen Augengläsern verbarg, und es dämmerte ihr, als ob diese Frau doch eine bessere Erklärung für ihr Benehmen Helianthe Jansen gegenüber hätte als die, welche man sich danach zurechtlegen mußte: geistige Anormalität oder aber — Eifersucht.

(Fortsetzung folgt.)





Die Duellhose.

Humoreske von Friedrich Thieme.

Mit Bildern von
Adolf Wald.

□ □

(Nachdruck verboten.)

So angenehm es ist, Nachts aufzustehen, wenn es zum Zwecke einer Vergnügungsreise geschieht, so ungemütlich empfinden wir diese Veränderung, wenn eine berufliche Verrichtung uns den Armen des vielgeliebten Morpheus entzieht.

Letzteres war auch eines schönen Sommermorgens bei dem Lokomotivführer Müller der Fall. Gähmend und brummend erhob er sich beim Getöse des Weckers von seinem Lager, kleidete sich an und setzte die auf dem Küchentische stehende Kaffeemaschine in Tätigkeit. Sonst leistete ihm wohl seine Frau oder Tochter diesen Dienst, aber beide waren seit gestern zu den Großeltern gereist, und so blieb ihm nichts übrig, als sein Frühstück selbst zu bereiten.

„Halb drei!“ murmelte er, nach seiner Taschenuhr sehend, und ließ sich nieder, um den letzten Rest von Müdigkeit durch das aromatische Getränk der Levante auszutreiben — da zog sein gutmütiges Gesicht sich plötzlich länger und länger, seine Augenbrauen hoben sich, der Mund öffnete sich weit.

„Dunnerlittchen,“ brummte er, „unser Student hat ja die Lampe noch brennen! Und die blatt — der arme Mensch muß ja ersticken!“

Walter Seling hieß der Student, der seit längerer Zeit bei ihm ein Zimmer innehatte. Von der Küche aus konnte man, da das Haus mit einem Seitengebäude versehen war, und Müllers Zimmer sich um die Ecke herumzog, gerade in die Stube des Aftermieters hineinsehen.

Besorgt eilte der Lokomotivführer hinaus in den Gang, leise klopfte er an die Tür des Studenten.

Keine Antwort.

Er klopfte lauter.

Wieder keine Antwort.

Nun versuchte er die Klinke niederzudrücken. Sie gab nach. Leise trat er ein, um vor allem die Lampe auszulöschen. Sie mußte schon lange geblakt haben, denn das Zimmer war mit beißendem Rauch erfüllt, ohne daß das aber den Insassen sonderlich zu behelligen schien. Der lag in seinem Bett, nur mit einer leichten Decke zugedeckt, und schnarchte fürchterlich.

Auf den Zehen, um den Schläfer nicht zu stören, schlich Müller zum Tisch. Hastig drehte er die Lampe zurück und wollte sie eben auslöschen, als sein Blick auf einen offen daliegenden Brief fiel, der die Unterschrift des Studenten und die Aufschrift: „Meine geliebten, teuren Eltern!“ trug.

Der Lokomotivführer war viel zu gewissenhaft, fremde Geheimnisse zu ergründen, da jedoch sein Blick gerade auf das Wort „Duell“ gefallen war, so fühlte er sich in seiner Bestürzung doch gezwungen, das Schreiben zu überfliegen. Es besagte nichts weniger, als daß sein Mieter, der stud. med. Walter Seling, am selben Morgen um fünf Uhr einem anderen Studenten in einem Wäldchen bei der Stadt mit der Pistole in der Hand gegenüberreten müsse.

Die Ursache bestand, wie der Student selber in

seinem Schreiben zugab, in einer Lappalie: die Duellanten waren bei einem Rommers etwas angeheitert gewesen und wußten beide kaum, wie sie zu der Sache gekommen waren. Immerhin — sein Gegner sei ein sehr guter Schütze, und der Ausgang für ihn mindestens zweifelhaft.

„So eine Albernheit!“
brummte der Lokomotiv-



führer vor sich hin, indem er einen teilnehmenden Blick auf den in der Blüte der Gesundheit vor ihm liegenden jungen Menschen warf. „Das darf unter keinen Umständen geschehen!“

Aber was tun? Sollte er den jungen Mann wecken und ihm Vorstellungen machen? Das würde völlig fruchtlos gewesen sein. Oder die Polizei benachrichtigen? Dazu blieb ihm keine Zeit, denn er mußte pünktlich im Dienst sein, um den Morgenschnellzug zu

fahren. Auch die auswärts wohnenden Eltern Selings in Kenntnis zu setzen, war keine Möglichkeit.

Da fiel sein Blick auf die auf einem Stuhl vor dem Bett liegenden Kleidungsstücke des Studenten, und plötzlich erhellte ein vergnügtes Lächeln das rötliche Antlitz des braven „Dunstmüllers“, wie er bei den Studenten hieß.

„So geht's!“ murmelte er. Leise schlich er nach dem Bett, mit einem kühnen Griff packte er die Hose seines Mieters, dann legte er ebenso vorsichtig den Weg nach dem halb offen stehenden Kleiderschrank zurück und nahm aus diesem das zweite Exemplar der für einen zivilisierten Sterblichen so unentbehrlichen „Unausprechlichen“.

„Mehr hat er nicht,“ sagte er zu sich, schlich triumphierend mit den Hosens davon, verschloß sie in seinem eigenen Kleiderschrank, an dem er den Schlüssel abzog, und machte sich sodann auf den Marsch nach dem Bahnhofe.

Mit dem Glodenschlag vier hielt ein Wagen vor der Tür des von Seling bewohnten Hauses, dem ein Student, in einen leichten Überzieher gehüllt, entstieg. Der junge Mann, dessen kleine Figur von zwei dünnen Stelzbeinchen mit gerade genügender Sicherheit getragen wurde, zog einen Schlüssel aus der Tasche, schloß die Haustür auf und trat geräuschlos ein. Leise eilte er die zwei Treppen hinan. Ohne zu klopfen trat er in Selings Zimmer.

„Himmel, ist das eine Atmosphäre hier!“ schimpfte der Kleine, indem er zum Fenster lief und es aufriß. „Und da schläft der Mensch wie ein Bär!“

Der Lokomotivführer hatte, seiner anfänglichen Absicht entgegen, das Fenster geschlossen gelassen, um sich nicht zu verraten.

„Seling — Walter — auf! Es ist die höchste Zeit!“

Walter Seling schlug die Augen auf, einige Augenblicke des Ringens mit dem nur ungeru entwachenden Schlafgott, dann sprang er bestürzt auf seine Füße.

„Ja so — ich hab's doch nicht etwa verschlafen? Ich war todmüde. — Donner, der Kopfschmerz!“

„Ist auch ein Wunder in dieser Luft! Mensch, was hast du gemacht? Die Lampe muß geblakt haben. — Aber egal jetzt — zieh dich an, wir müssen eilen, wenn wir die ersten am Platze sein wollen.“

„Ich bin sogleich fertig. Sei so gut, schließe inzwischen den Brief an meine Eltern, der dort liegt. Der Umschlag liegt daneben.“

Der Kleine tat, wie ihm geheißen.

„Was suchst du denn nur?“ fragte er nach einiger Zeit verwundert.

„Meine Hose.“

„Deine Hose?“

„Ja. Ich habe sie, als ich zu Bett ging, hierher auf den Stuhl gelegt. Jetzt ist sie verschwunden.“

„Das ist ja doch unmöglich!“

„Ich weiß auch nicht, wie es kommt. Die Tatsache steht aber fest.“

„Vielleicht ist sie heruntergefallen.“

„Ich habe schon überall gesucht.“

Sie durchstöberten alle möglichen Plätze und Winkel, krochen unter das Bett und Sofa — umsonst!

„Vielleicht hast du sie in den Schrank gehängt?“

Seling öffnete den Schrank und forschte nach. „Rein Zweifel, sie ist fort!“

„So zieh eine andere an.“

„Ich habe nur noch eine —“ Er stieß einen Schrei aus.

„Was ist denn los?“

„Die ist auch weg!“

„Du faselst!“

„Komm her und überzeuge dich. Was fang' ich in aller Welt jetzt an? Wer hat mir meine Hosen genommen? Das ist gewiß ein Streich von irgend einem guten Freunde!“

„Glaub' ich nicht. Sie wissen, was du vorhast — da tun sie so etwas nicht. Die Hosen müssen gestohlen worden sein. Deine Tür stand ja offen.“

„Hm — warum aber dann nur die Hosen? Die anderen Sachen hängen doch auch da — da fehlt kein Stück,“ jammerte der Student. „Was kann da nur beabsichtigt sein?“

„Danach zu forschen ist jetzt nicht mehr möglich,“ drängte sein Sekundant. „Es ist die höchste Zeit, daß wir aufbrechen. Die Hauptsache ist also, vor allem ein Paar Beinkleider für dich zu beschaffen. Kannst du nicht eine Hose von deinem Wirte leihen?“

„Das ist ein Gedanke. Willst du so gut sein? Ich kann doch unmöglich so —“

Der Sekundant beeilte sich, der Bitte zu willfahren. Nach einer Weile kehrte er misgütig zurück.

„Niemand zu Hause!“

„Hast du kräftig geklopft?“

„Hörtest du es denn nicht?“

„Richtig, da fällt mir ein, meine Wirtin mit ihrer Tochter ist seit gestern verreist. Und mein Wirt ist jetzt schon fort. 's ist niemand zu Hause.“

„Was ist da anzufangen?“

„Ja, was? Weißt du keinen Rat, Mäuschen?“

Beide überlegten, während sie zugleich ängstlich ihre Uhren prüften.

„Verwünscht, daß das gerade heute passieren muß!“ brummte Mäuschen, eigentlich Mauser, aber wegen

seiner Bierlichkeit so genannt. „Wenn du deswegen das Duell versäumen müßtest, würde man dir nachsagen, es sei eine Komödie gewesen.“

„Das darf man nicht! Was kann ich dafür?“ brauste Seling auf. „Außerdem werde ich unter keinen Umständen auf dem verabredeten Platze fehlen.“

„Du kannst aber doch nicht in Unterhosen antreten?“

„Allerdings nicht — hm —“ Walter sah sich ratlos im Zimmer um.

„Wohnt niemand im Hause, den du —“

„Kenne niemand außer meinen Wirtsleuten. Aber sollte nicht vielleicht ein Laden —“

„Um diese Zeit offen sein? Unmöglich! Man würde eine Fopperei vermuten und gar nicht aufmachen.“

„Zum Henker,“ rief Walter plötzlich, „so muß mir ein Kommilitone aushelfen! Du selber — kannst du nicht schnell nach Hause zurückfahren und mir das Fehlende leihen?“

Der Kleine lachte. „Das wäre gerade das richtige — du und ich! Die Hosen würden an zwölf Stellen plagen, bevor du nur hineinkämst.“

Seling sah verzweiflungsvoll an seiner Hünengestalt hinunter und dann an der Zwerggestalt des Freundes hinauf.

„Dann muß mir ein anderer aushelfen. Fötkel und Wagemann wohnen in der Nähe. Rasch, fahr los!“

„Es wird zu spät, wenn ich erst zu ihm hinfahre und dann wieder zu dir zurück. Am besten ist's, du kommst gleich mit.“

„In dieser Verfassung?“

„Ach was, du nimmst eine Decke. Im Wagen sieht man das nicht. Wir lassen schließen.“

Nach kurzem Sträuben entschloß sich Walter Seling zur Annahme des Vorschlags. Was blieb ihm auch

anderes übrig? Die Zeit war kostbar. Hastig kleidete er sich an, soweit die vorhandenen Stücke reichten, so daß sich bald die obere Hälfte seiner stattlichen Figur



in tadelloser Toilette zeigte, während die untere mit Stiefeln und Strümpfen fürlieb nehmen mußte. Sorgfältig schlug dann der Freund die bunte Sofa-
decke um den zwischen Stiefeln und Gehrock belegenen

Teil des Studenten, worauf dieser, die lose Hülle fest mit beiden Händen an ihrer Stelle haltend, hinter seinem Sekundanten, der als Vorposten und Späher vorausging, um jeder unliebsamen Begegnung vorzubeugen, eiligen Schrittes die Treppe hinunterstieg.

Glücklich erreichten sie den Wagen. Nicht einmal der Kutscher merkte etwas von der sonderbaren Beschaffenheit seines Fahrgastes.

Vorwärts ging es nach der Wohnung des nächsten Studenten.

„Ich gehe zu ihm hinauf,“ bemerkte Mäuschen unterwegs. „Du kannst dich dann gleich hier im Wagen anziehen.“

Wie auf Kohlen saßen die Freunde, während das Gefährt durch die noch völlig menschenleeren Straßen rasselte. Endlich war man an Ort und Stelle. Mäuschen, der den Kutscher bereits instruiert hatte, sprang aus dem Wagen und rief, da er die Haustür verschlossen fand, nach dem Fenster des Studenten hinauf. Niemand antwortete. Da Fölkels Bude sich im ersten Stock befand, konnte der Sekundant noch andere Erwedungsmittel zur Anwendung bringen. Er las Steinchen auf und schleuderte sie gegen die Fenster. Alles umsonst! Wohl eine Viertelstunde mühte sich der Eifrige vergeblich, und eben wollte er den Versuch aufgeben, um ihn bei einem anderen Kommilitonen vielleicht mit besserem Erfolg wieder aufzunehmen, als sich plötzlich ein Fenster neben demjenigen Fölkels aufthat.

Ein mit einer Morgenhaube versehener Frauenkopf erschien in der Öffnung, und unter einer spitzen Nase hervor erschollen die ärgerlichen Worte: „Was ist denn das für ein Unfug? Was wollen Sie denn?“

Der Kleine schwenkte höflich seine bunte Mütze und

sagte, sich verbeugend: „Verzeihen Sie, gnädige Frau — ich wünsche Herrn Fölkel zu sprechen. Es handelt sich um einen sehr dringenden Fall, sonst würde ich mich nicht unterstanden haben, Ihre kostbare Nachtruhe zu stören.“

„Herr Fölkel ist nicht da.“

„Was — so früh ausgegangen? Das ist ja ganz gegen seine Gewohnheit.“

„Nein — er ist überhaupt noch nicht nach Hause gekommen — und das ist durchaus nicht gegen seine Gewohnheit,“ versetzte die Frau unwirsch.

„Sie würden mich verbinden, wollten Sie mir einen Augenblick seine Wohnung öffnen. Wir sind Verbindungsbrüder von ihm und —“

„Bedaure, kann ich nicht. Er nimmt stets den Schlüssel mit.“ Damit zog sich der Kopf schleunigst zurück, und die spitze Nase folgte.

„Das ist doch Flunkerei!“ rief Seling enttäuscht.

„Doch nicht. Die Alte ist verteufelt neugierig und bekümmert sich weit mehr um die Angelegenheiten Fölkels, als ihm lieb ist. Wahrscheinlich hält er deshalb die Vorsichtsmaßregel für notwendig.“

„Dann rasch zu Wagemann! Wir haben eine kostbare Viertelstunde verloren.“

Der Wagen rasselte weiter. Wagemann wohnte zwei Treppen, mit dem Steinchenwerfen war es also hier nichts. Aber die Freunde hatten Glück, die Haustür war bereits aufgeschlossen. Triumphierend begab sich der treue Botschafter in das Haus. Eine ziemlich lange Zeit verging, Seling seufzte und stöhnte, aber er hoffte auch wieder, denn das war wenigstens ein Beweis für die Anwesenheit des Gesuchten. Offenbar erfreute er sich eines recht gesegneten Schlafes.

Endlich kehrte Mäuschen zurück. Wagemann erschien in seiner Begleitung am Wagen.

„Habt ihr sie?“ rief ihm Walter entgegen.

„Bester Seling,“ raunte der Wohnungsinhaber ihm zu, „ich bedaure, dir nicht gefällig sein zu können. Offen gestanden, ich besitze seit vorgestern nur noch das, was ich auf dem Leibe trage — mein Alter hat mich im Stich gelassen, da mußte der Pfandleiher aus-
helfen.“

„Tut nichts. Du erhältst sie ja in ein paar Stunden zurück. Du wirst mich doch nicht in dieser verzweifel-
ten Lage im Stich lassen?“

„Würde ich gewiß nicht, selbst auf die Gefahr hin, meine einzige von einer Kugel durchlöchert wiederzu-
bekommen. Und wenn dir was Menschliches passierte — es kann doch immerhin sein, und dann könnte ich die Hosen doch nicht wieder anziehen — selbst diese äußerste Konsequenz sollte mich nicht zurückschrecken. Aber ich habe Professor Häusler versprochen, ihn um fünf zu einer zoologischen Exkursion abzuholen. Räme ich nicht, so holte er mich gewiß aus meiner Wohnung ab — du kennst doch seine Art. Wenn er nun vernehmen müßte, aus welchem Grund ich ihn meiner Begleitung zu berauben genötigt wäre — du weißt, ich liebe Fräulein Gretchen, seine jüngste Tochter — meine Aus-
sichten bei dem alten Pedanten wären für immer futsch!“

„Kannst du ihm nicht weismachen, du seist krank?“

„Als ob jemand an die Krankheit eines Studenten am Vorletzten des Monats glaubte! Und besonders wer selber hinterm Busch gesteckt hat! Wenn unser-
einer krank ist, hat er einen Rater — und in diesem Lichte möchte ich dem Professor doch nicht erscheinen. Außerdem begleitet uns das Fräulein selber — es ist die erste Gelegenheit, mich ihr zu nähern. Da siehst du wohl ein —“

„Das ist ja rein zum Rasendwerden!“ stöhnte Walter.

„Ich bedaure dich unendlich — geht aber beim besten Willen nicht. Peters wohnt übrigens nur ein paar Häuser von hier — der ist glücklicher Besitzer von nicht weniger als drei Paar Hosens. Er wird dir gern aus der Patsche helfen.“

Also weiter zu Peters!
O weh, der war gestern schon in die Ferien abgedampft, drei Wochen vor der Zeit.

Seling
raufte sich
verzweifelt
das Haar.
„Ich bin verloren!“

„Wir müssen doch einmal unser Heil in einem Kleidermagazin versuchen,“ riet der Kleine. „Dort unten an der Ecke ist ein Laden.“



Wie zu erwarten, schlug der Versuch fehl. Nach langem Pochen tauchte der Kopf des Kaufmanns aus

dem Fenster der oberen Etage auf. Raun vernahm der Herr aber den Begehrt der Studenten, so ballte er zornig die Faust.

„Schwindel!“ schrie er giftig. „Macht, daß ihr nach Hause kommt und schlaft euren Rausch aus! — Hosens haben — jawohl, ich will sie euch austlopfen, aber wenn ihr drin seid!“ Damit schlug er schallend das Fenster zu.

„Wie spät ist's?“ fragte zähneknirschend der Duellant.

„Fünf Uhr vorbei.“

„So ist's zu spät. — Sie werden denken, wir drücken uns.“

„Das darf nicht sein, oder deine Ehre ist flöten. Hin müssen wir, Walter, du hältst dann wenigstens Wort. Es ist keine Sekunde mehr zu verlieren, wenn wir sie noch treffen wollen.“

„Du hast recht. Stellen muß ich mich, und wenn es im Adamskostüm wäre.“

Der Rutscher fuhr, was die Pferde laufen wollten. Schweigend saßen die Freunde einander gegenüber. Walter fror trotz der Decke, denn der Morgen war kühl.

Endlich fuhr man in das Wäldchen ein, wenige Minuten später erreichte man den Ort des Zusammentreffens, eine stille, versteckte Lichtung.

Die Gegner mit dem Arzt waren zur Stelle.

„Eben wollten wir fort,“ erklärte der feindliche Sekundant. „Warum kommen Sie nicht rechtzeitig?“

Verlegen erklärte Mäuschen den Fall, und Walter stieg zum Beweis aus dem Wagen.

Da brauste durch die Morgenstille aus allen Rehlen ein homerisches Gelächter, wie man es wohl an solcher

Stelle noch nie vernommen, und als Walter sich ärgerlich abwandte und dabei auf seinem Rücken einen gehäkelten weißen Sofaschoner schwenkte, den Mäuschen in der Eile mit weggerafft und der sich mit einem Zipfel zwischen der Decke und dem Leibe des jungen Mannes eingeklemmt hatte, da erreichte die Heiterkeit der Anwesenden den höchsten Grad*).

Sie wollten sich ausschütten, und wenn der eine aus Mangel an Atem aufhörte, fing ein anderer allemal wieder an, so daß das Konzert gar kein Ende nehmen wollte. Der Anblick war auch zu überwältigend, besonders in Anbetracht der Szenerie rundumher und des Zwecks der Zusammenkunft.

Totale Erschöpfung gebot endlich Schweigen, und der feindliche Sekundant warf nun zunächst die Frage auf, was unter obwaltenden befremdlichen Umständen zu tun sei.

„Was zu tun?“ rief Walter erbozt. „Hier stehe ich, ich bin bereit. Die Duellgesetze schreiben niemand vor, in welcher Kleidung er zu erscheinen hat, wenn er sich nur stellt.“

„Bedaure!“ rief der Gegner. „Ich kann mich doch nicht mit einem Gegner in Unterhosen schießen!“

„Ich behalte die Decke um.“

„Das verschlimmert die Sache nur,“ erklärte der Arzt lachend. „Ganz abgesehen davon, daß die Decke Sie kugelfest macht.“

„Ich wäre vor der ganzen Welt unsterblich blamiert,“ lachte der Gegner. „Auch könnte ich vor Lachen nicht schießen — nein, nein, das geht unter keinen Umständen!“

„Es gibt keinen Ausweg,“ meinte der feindliche

*) Siehe das Titelbild.

Sekundant. „Wir müssen den Ausspruch des Ehrengerichts abwarten.“

„Inzwischen rate ich Ihnen, so schnell wie möglich wieder nach Hause zu fahren,“ ermahnte der Arzt den mutigen Dedenträger. „Sie erkälten sich sonst. Ein Glas Grog oder eine Tasse heißen Kaffees würde Ihnen gut tun.“

„Wenn ich nur wüßte, wo ich in der Eile eine Hofe herkrüge,“ jammerte Walter, „dann könnte ich irgendwo einkehren.“

„Damit kann ich Ihnen aushelfen,“ erwiderte höflich sein Gegner. „Unsere Kneipe ist ziemlich nahe. Ich bitte die Herren mitzukommen, uns kann allen eine kleine Stärkung nichts schaden.“

Mittags kam der Lokomotivführer Müller vom Dienst zurück. In seinem Logis war kein Student weder zu sehen noch etwas von ihm zu hören. Nach langem Suchen und Forschen fand er endlich einen Kommilitonen des jungen Mannes, der sich erbot, sofort Erkundigungen einzuziehen und ihn zu benachrichtigen. Nach Verlauf einer Stunde fand er denn auch einen Dienstmann, der einen Zettel mit der Weisung brachte, er möchte sogleich in das Restaurant zum Waldschlößchen kommen. Schon von weitem hörte er lautes Singen und Jubeln, und als er das Gastzimmer betrat, sah er seinen Studenten kreuzfidel auf dem Sofa sitzen, Arm in Arm mit seinem Gegner, in Hemdärmeln und eine buntfarbige Decke wie einen Poncho um seine Schultern geschlagen. Mehrere andere Studenten saßen um den Tisch herum, eine Menge geleerter und halbgefüllter Flaschen stand darauf.

Mit einem Hoch wurde der brave „Dunstmüller“ begrüßt. „Profit, meine Herren!“ rief er behaglich lachend.

„Profit! Profit!“ schallte es ihm von dem ausgelassenen Chorus entgegen.

„Nehmen Sie Platz, verehrter Herr Lokomotiv- und Dunsfmüller!“ wandte sich Walter Seling, der schon



in recht feuchtfröhlicher Stimmung war, an ihn. „Hier ist ein Stuhl, und hier ist auch etwas Trinkbares! Was verschafft uns denn die Ehre Ihrer Anwesenheit?“

„Ich wollte mich zunächst mit meinen Augen überzeugen, daß Sie noch gesund und munter sind.“

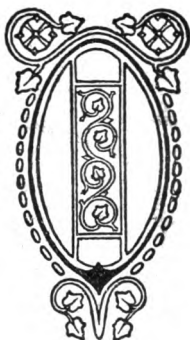
„Natürlich, munterer wie ein Fisch im Wasser! Aber wie kommen Sie —“

„Weil ich wußte, was Sie vorhatten, und weil ich das Geheimnis lüften kann, wie Ihre —“ Bei diesen Worten hatte er ein Paket aufgewickelt und hielt nun den erstaunten Zuhörern die so schmerzlich vermißten Hosen entgegen.

„Müller, edler Dampf- und Dunstmüller, Sie also haben die Hosen?“ schrie Selig auf.

„Ja,“ versetzte der Lokomotivführer mit Nachdruck, „ich habe sie Ihnen entführt. Zum Totschießen haben Sie, meine ich, noch lange Zeit!“

Ein brausendes Bravo und ein donnerndes Fußstampfen der angeheiterten Musenöhne folgte dem Berichte. Die Duellgegner waren von dem Trick Müllers so entzückt, daß sie sofort eine neue Batterie Flaschen anfahren ließen.





Von der Schlafkrankheit.

Von Dr. Fr. Partner.

Mit 6 Bildern.

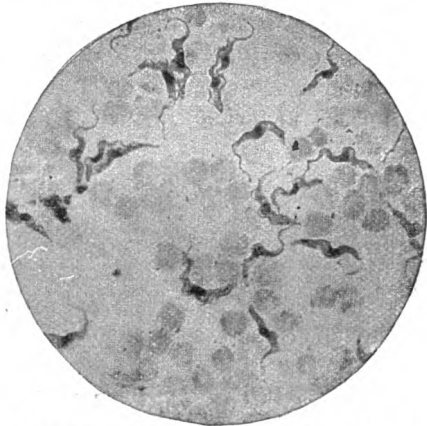
(Nachdruck verboten.)

Die gefährlichsten Krankheitserreger sind für Menschen und Tier, wie bekannt, die Bazillen. Sie sind pflanzliche Gebilde und gehören zu den Spaltpilzen. In neuerer Zeit ist indessen noch eine zweite Gruppe mikroskopischer Lebewesen als Krankheitserreger festgestellt worden, die Protozoen. Im Gegensatz zu den Bazillen zählen diese Mikroben zu dem Tierreich, denn sie stellen winzige tierische Organismen in einfachster Form dar. Unter anderem sind Protozoen die Ursache der für große Teile der afrikanischen Negerbevölkerung so verderblichen Schlafkrankheit.

Die stetig zunehmende Verbreitung der Krankheit, die sich über das Hinterland des Senegal, den Kongostaat, Uganda und die westlichen Gebiete von Deutsch-Ostafrika erstreckt, hat die deutsche Reichsregierung veranlaßt, den berühmten Bakteriologen Robert Koch nach Afrika zu senden, um dort eingehende Untersuchungen über das Wesen der gefürchteten Krankheit anzustellen. Ebenso hat die französische Regierung Gelehrte mit der gleichen Aufgabe betraut. Robert Kochs Forschungen ist es nun in erster Linie zu verdanken, daß jetzt die Entstehung der Schlafkrankheit und die Umstände die ihre Verbreitung begünstigen, klargelegt und zugleich die Wege erkannt worden sind, auf denen sie erfolgreich bekämpft werden kann.

Das Protozoon, das die Schlafkrankheit hervortruft, führt den wissenschaftlichen Namen *Trypanosoma ugandense*. Es gibt eine ganze Reihe von *Trypanosomen*. Der Name bedeutet Spiralleib. Sie haben diese Benennung deshalb erhalten, weil sie spiralig gewunden sind. Die *Trypanosomen* gehören zu der Ordnung der Geißeltierchen. Im allgemeinen haben sie die Gestalt

von Algen. Wie unsere vergrößerte Abbildung des *Trypanosoma* von Uganda, des speziellen Erregers der Schlafkrankheit, zeigt, haben sie am hinteren Körperdrittel einen Kern, von dem ein feiner Geißel-



Das *Trypanosoma ugandense*, der Erreger der Schlafkrankheit.

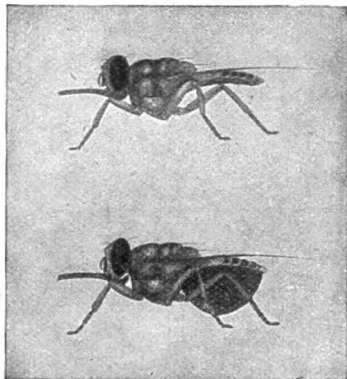
den entspringt. Diese Geißel schwingt lebhaft hin und her, so daß die Tierchen, wenn man sie unter dem Mikroskop in einem Blutstropfen betrachtet, in beständiger Bewegung begriffen sind und die roten Blutkörperchen, die auf unserem Bilde als dunkle Scheiben sichtbar sind, fortwährend mit sich herumwirbeln. Die Vermehrung der *Trypanosomen* erfolgt durch Teilung. Der Körper schnürt sich in zwei Stücke ab, die sich alsbald zu der gewöhnlichen Gestalt auswachsen. Diese neuen Organismen vermehren sich

dann in kurzer Zeit wiederum durch Teilung. Die Trypanosomen finden sich im Blut der Kranken, aber auch in der Cerebrospinalflüssigkeit vor, die das Gehirn und das Rückenmark umspült. Im allgemeinen werden diese Mikroben dadurch gefährlich, daß sie die roten Blutkörperchen zerstören, wodurch Blutarmut und allgemeine Schwäche bedingt wird. Das Trypanosoma der Schlafkrankheit greift außerdem noch die Hirnhäute und die Gehirnmasse an, so daß es zu chronischen Entzündungen kommt.

Um aber von einem Kranken in die Blutbahn eines Gesunden zu gelangen, bedürfen diese Kleinwesen eines Vermittlers und Zwischenträgers. Diesen Zwischenwirt und Verbreiter gibt eine Stechfliege, die *Glossina palpalis*, ab. Sie rechnet zu den Tsetsefliegen, von denen man sieben Arten kennt. Der Name Tsetse rührt von dem zischenden Geräusch her, das die schnelle Bewegung der Flügel hervorbringt. Die Tsetsefliegen gehören der Gattung der Zweiflügler an und haben das Gemeinsame, daß die flach zusammengelegten Flügel die Spitze des Hinterleibes beträchtlich überragen. Außer der *Glossina palpalis* ist die *Glossina morsitans* als Krankheitsvermittlerin bekannt. Sie ist es nämlich, die die sogenannte Nagana-Krankheit, die die Rinder und das Großwild befällt, verbreitet, und zwar dadurch, daß auch sie eine bestimmte Trypanosomaart von einem Tier auf das andere überträgt. Die *Glossina* der Schlafkrankheit nun hat ungefähr die Größe unserer Stubenfliege. Ihre zusammengelegten Flügel greifen übereinander wie die Blätter einer Schere. Sie ist rötlichgrau gefärbt. Der Hinterleib spielt ins Gelbliche und erscheint durch dunklere Flecke gebändert. In ihrem Rüssel, der etwa einen Viertelzentimeter lang ist, besitzt sie eine vor-

treffliche Angriffswaffe. Man kann ihn mit einem kleinen Arsenal von Dolchen, Messern und Haken vergleichen, da er vorn mit scharfen Borsten und Haaren besetzt ist, die durch eine kräftige Muskulatur bewegt werden. Infolgedessen durchbohrt er nicht nur die menschliche Haut leicht, sondern durchdringt auch das starke Fell des Elefanten und sogar den Panzer des Krokodils, indem er in die Fugen zwischen den Schuppen eingesetzt wird.

Will die Tsetsefliege der Schlafkrankheit einen Menschen stechen, so naht sie sich ihm sehr leise, bleibt einige Sekunden ganz ruhig sitzen, spreizt die Beine und bohrt dann den Rüssel tief ein. Nachdem sie zwanzig Sekunden lang gesaugt hat, fliegt



Die vergrößerte *Glossina palpalis* vor und nach dem Blutsaugen.

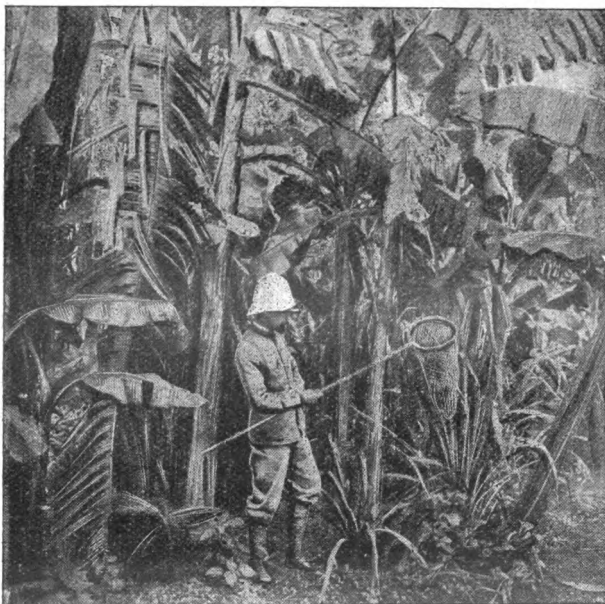
sie mit prallangefülltem Hinterleib davon. Ist der Mensch, den sie sticht, von der Schlafkrankheit befallen, so nimmt sie mit dem ausgesaugten Blut auch Trypanosomen in sich auf, die sie später, wenn sie einen gesunden Menschen sticht, in die kleine Wunde sozusagen einimpft.

Indem sich die Trypanosomen in der erwähnten Weise im Blut des Infizierten schnell vermehren, werden sodann die Bedingungen zum Ausbruch der Schlafkrankheit geschaffen.

Die Glossinen legen keine Eier ab, sondern bringen

lebendige Junge zur Welt. Das Weibchen stößt eine große gelbliche Made aus, die an dem einen Ende schwarz gefärbt ist. Sie verwandelt sich nachher in eine schwarze Puppe, aus der nach sechs Wochen die fertige Fliege ausgeschlüpft.

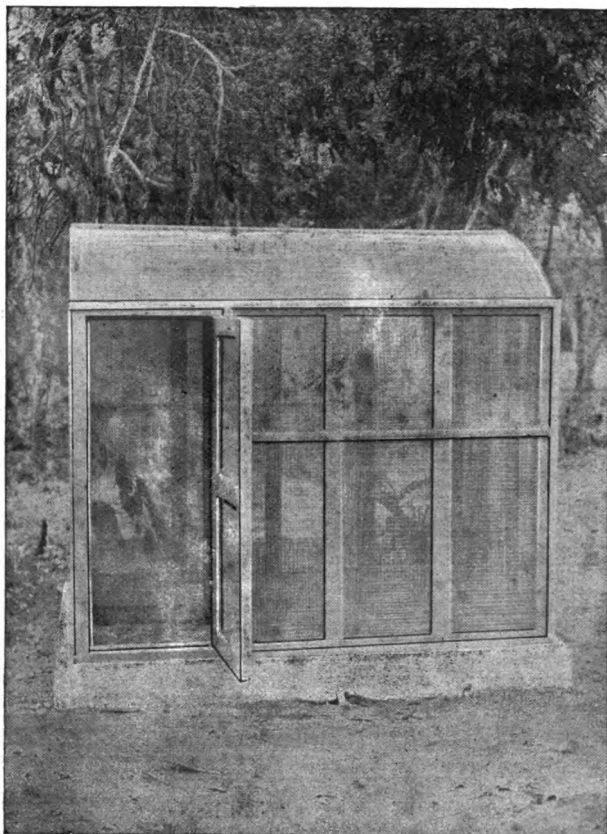
Die Vermittlerrolle, die die geschilderte Glossina-



Einfangen der Stechfliegen.

art bei der Verbreitung der Schlafkrankheit spielt, hat man teils durch die Untersuchung eingefangener und dann weiterhin in Gazekäfigen beobachteter Fliegen festgestellt, teils aber auch auf experimentellem Wege nachgewiesen. Man hat nämlich Fliegen, die sich an erkrankten Negern vollgesaugt hatten, Affen stechen

lassen. Nach etwa vierzehn Tagen machten sich an den Versuchstieren die ersten Anzeichen der Krankheit



Ein Gazekäfig zur Beobachtung der Stechfliegen.

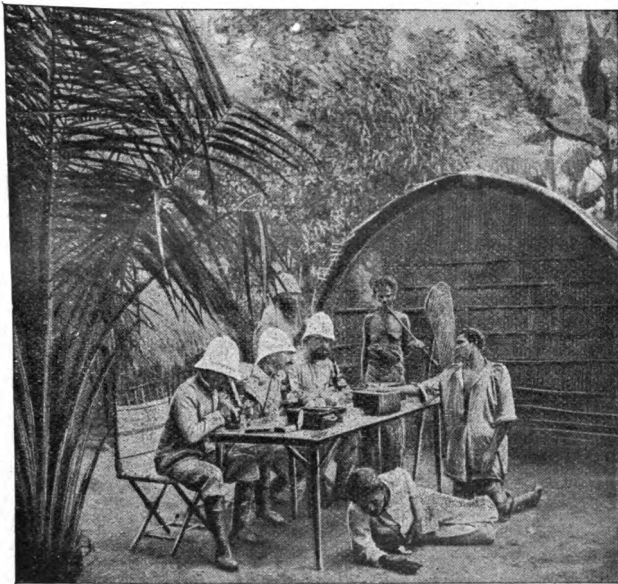
bemerkbar, die dann langsam fortschritt und nach drei bis fünf Monaten zum Tode führte.

Daß einzig und allein die *Glossina palpalis* die
1909. III. 6

Vermittlerin der Trypanosomen der Schlafkrankheit ist, geht ferner aus folgenden Beobachtungen hervor. Die Schlafkrankheit tritt nur in den Gegenden auf, in welchen diese Stechfliegenart vertreten ist. Wo sie gänzlich fehlt, ist auch die Schlafkrankheit unbekannt, abgesehen von den Fällen, wo Erkrankte aus Gebieten mit Glossinen der Schlafkrankheit nachträglich in solche, die von dieser Stechfliege frei sind, einwandern. Derartige bereits angesteckte Zuwanderer, die oftmals von der Erkrankung noch nichts verspüren, begünstigen dann weiterhin die Verschleppung der Seuche. Gelangen sie nämlich nach Gegenden, in denen die Schlafkrankheit bisher noch nicht herrschte, die aber von unserer Glossinenart bevölkert werden, so dauert es nicht lange, daß nun auch hier die Krankheit ausbricht. Es ist dies nur so erklärlich, daß die Stechfliegen den Erkrankten Blut ausaugen und nun die Trypanosomen durch Stiche auf die Gesunden übertragen. Endlich werden regelmäßig jene Personen zuerst von der Krankheit heimgesucht, welche mit der Glossina am meisten in Berührung kommen. Die Glossina bewohnt hauptsächlich Ufer von Seen und Flüssen, die mit niedrigem Buschwerk bestanden sind. Personen nun, die an und auf dem Wasser ihrer Beschäftigung nachgehen, wie Fischer und Schiffer, verfallen der Krankheit fast durchgängig, während ihre Familienangehörigen, die in Dörfern auf der Höhe wohnen, wo die Stechfliege nicht heimisch ist, davon frei bleiben.

Ist ein Mensch von einer injizierten Fliege gestochen worden und sind damit Trypanosomen in das Blut eingedrungen, so treten nach einiger Zeit zuerst Drüsenanschwellungen auf. Ferner zeigen sich Ausschläge, die mit heftigem Juckreiz verbunden sind. Als bald stellt sich auch Fieber ein, das aber zeitweilig

wieder verschwindet, und den Kranken befällt ein Gefühl starker Mattigkeit. Auf dieser Stufe kann man bereits das Vorhandensein der Trypanosomen ohne Schwierigkeit nachweisen, indem man dem Kranken einen Tropfen Blut entzieht und diesen unter dem

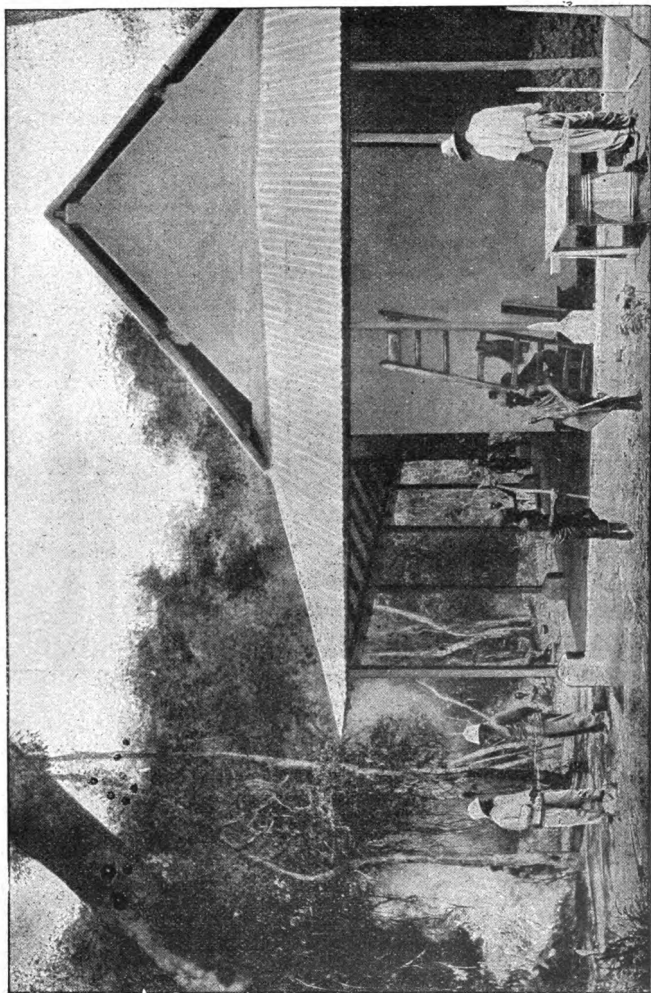


Die Untersuchung eines Kranken.

Mikroskop untersucht. Mit der Auffindung der Trypanosomen ist der Charakter der Krankheit, die anfänglich mit verschiedenen anderen Leiden eine ziemlich Ähnlichkeit besitzt, klar nachgewiesen. Wird kein Gegenmittel angewendet, so schreitet die allgemeine Schwäche immer weiter vor, der Kranke wird benommen und trübsinnig, versinkt in eine unbezwingliche Schlassucht und endet zuletzt in einem Zustand völliger Dumpsheit.

Robert Koch hat nun zur Einschränkung und Unterdrückung der Seuche folgende Abwehrmittel vorgeschlagen. Er empfiehlt das Abbrennen oder Abholzen des Buschwerkes der Uferzonen im Verbreitungsgebiet der Stechfliege, wodurch deren Wohnsitze zerstört werden. Zugleich ermahnt er zur Ausrottung der Krokodile. Er hat nämlich gefunden, daß sich die Glossinen mit Vorliebe von Krokodilblut nähren. Darum hält er es für sehr wichtig, die Krokodileier zu sammeln und zu vernichten. Die Krokodile suchen immer wieder ganz bestimmte Brutplätze auf, so daß ihre Eier unschwer entdeckt werden können. Mit der Verminderung der Krokodile aber wird den Stechfliegen die Nahrungszufuhr beschnitten, und darum ihre Existenzmöglichkeit beeinträchtigt. Wo beide Gegenmittel nicht ausführbar sind, muß die Bevölkerung in stechfliegenfreie Gebiete veretzt werden.

Als hervorragendes arzneiliches Heilmittel gegen die Krankheit selbst ist von Koch das Atoxyl, eine Arsenikverbindung, erprobt worden. Jedoch muß die Behandlung mit demselben längere Zeit hindurch fortgesetzt werden. Zu diesem Zweck müssen Krankenzimmer angelegt werden, in denen die Leidenden, solange es ihr Zustand erfordert, dauernd unter ärztlicher Pflege und Überwachung stehen. Das Atoxyl wird unter die Haut gespritzt. Je früher mit der Behandlung begonnen wird, desto besser sind die Erfolge. Leichtfranke werden durch eine Kur von vier bis sechs Monaten völlig von den Trypanosomen befreit. Da alle Krankheitsanzeichen verschwinden, so dürfen sie als vollkommen geheilt angesehen werden. Nicht ganz so günstig gestalten sich die Erfolge bei Schwerkranken. Bei einem Teile derselben erscheinen nämlich nach dem Aussetzen des Atoxyls die Trypanosomen von neuem,



Ein Krankenlager.

so daß diese Kranken, wenn sie sich nicht einer abermaligen Behandlung unterziehen, zu Grunde gehen. Indessen wird auch von den Schwerkranken ein hoher Prozentsatz geheilt.

Die Krankenlager, von denen bereits mehrere in Deutsch-Ostafrika angelegt worden sind, müssen, damit die Verpflegung nicht auf Schwierigkeiten stößt, in der Nähe größerer Ortschaften und auf Plätzen errichtet werden, wo es keine Stechfliegen gibt.

Es liegt auf der Hand, daß die Bekämpfung der Schlafkrankheit mit erheblichen Geldopfern verknüpft ist. Wenn man aber bedenkt, daß am Viktoriassee fast achtzig Prozent der Bevölkerung von der Seuche befallen sind, so wird man zugeben, daß trotz hoher Geldausgaben mit allen Mitteln gegen diesen Würgengel vorgegangen werden muß.





Die Detektivin.

Der Lebensroman einer Amerikanerin.

Von H. Reinhardt.

(Nachdruck verboten.)

In den zwischen der 111. und 115. Oststraße New Yorks gelegenen Jeffersonpark schwärmen, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig ist, um die Mittagsstunde stets eine große Anzahl junger Arbeiterinnen der benachbarten industriellen Betriebe und Anstalten aus, um daselbst während ihrer meist nur dreiviertelstündigen Arbeitspause auf einer Bank sitzend oder auch auf einem Rasen hingelagert ihre mitgebrachte kalte Mahlzeit zu verzehren und gleichzeitig ein wenig frische Luft zu schöpfen. Sie haben es immer noch besser als die vielen Tausende der in den Wolkenkratzern und sonstigen großen Geschäftshäusern des Broadwaystadtteils bediensteten, nach Luft und Sonne dürstenden Kontor- und Geschäftsdamen, denen nach dieser Richtung hin in ihrer largen Mittagspause nur die zu Luftschnappstätten eingerichteten flachen Dächer ihre turmhohen Berufswelt zur Verfügung stehen.

Aus einer Federkräuslerei der 112. Oststraße eilten vier Mädchen heraus und schlugen den Weg nach dem grünen Jeffersonparke ein. Die eine von ihnen, die im Gegensatz zu ihren Kolleginnen sehr ernst dreinschaute, bog aber an der nächsten Ecke ab.

„Wo willst du denn hin, Jessie?“ rief ihr eines der zurückbleibenden Mädchen nach.

Die Gerufene antwortete nicht, beschleunigte dagegen ihre Gangart.

„Frage sie nicht wieder, wohin sie will, wenn sie sich von uns trennt,“ warf eine der Genossinnen ein. „Das ist ihr nicht recht.“ Und dann fügte sie hinzu: „Sie tut mir leid.“

„Was fehlt ihr denn? Sie ist doch die Hübscheste von uns!“

„Sie hat Sorgen, und wir keine. Was nützt ihr da alle ihre Schönheit. Neulich hat sie mir ihr Herz ausgeschüttet. Ihr Vater, bei dem sie wohnt, und dem sie schon seit drei Jahren, seit dem Tode ihrer Mutter, Abends und Sonntags die Wirtschaft im Stande hält, ist infolge eines Beinbruchs außer Arbeit gekommen. Er kann seinem Berufe überhaupt nicht wieder nachgehen und nur noch leichte häusliche Beschäftigung verrichten. Er hat es mit Tütenkleben versucht. Aufträge darin sind aber schon seit Wochen nicht mehr zu erlangen. Außerdem hat die Geschichte kaum das Salz zum Brote gebracht. Was er inzwischen gemacht hat, weiß ich nicht. Viel wird es aber nicht sein. Vielleicht gar nichts. Jedenfalls ist sie seit einigen Wochen auf der Suche nach einer vorteilhafteren Arbeitsgelegenheit für ihn, als es das Tütenkleben war.“

Zwischen den drei Mädchen war es eine Weile still, dann aber henkelten sie sich ein, verfielen in rascheren Schritt und begannen bald eine Melodie zu trällern. Im Parke angekommen, suchten sie sich eine schattige Stelle aus, wo sie sich lagerten.

Das mit Jessie angerebete Mädchen aber lenkte seine Schritte nach der 116. Oststraße und zog an deren Ecke einen Zeitungsausschnitt aus der Tasche. Nachdem sie ihn überflogen, prüfte sie die Nummer des

nächsten Hauses und betrat es. An einer Tür zu ebener Erde war ein Firmenschild angebracht. Dort klopfte sie an und trat ein. Sie sah sich in einem Geschäftsraum mit der üblichen Schranke. Es stand nur ein Pult in dem Zimmer, und es war auch nur ein Buchhalter zugegen, der bereits seinen Hut in der Hand hatte, um wohl ein nahes Restaurant aufzusuchen.

„Sie wünschen, Fräulein?“ fragte er, sie mit einem schnellen Blicke musternd.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte Jessie, verlegen den Zeitungsausschnitt zwischen den Fingern drehend, „ich habe gelesen, daß Sie Zigarrenwickler auf Hausarbeit suchen —“

Der Buchhalter, ein etwa vierundzwanzigjähriger junger Mann von einnehmendem Äußeren, faßte sie jetzt schärfer ins Auge. „Gewiß,“ meinte er gefällig. „Haben Sie einige Fertigkeit darin, Fräulein?“

„Nicht ich wünsche solche Beschäftigung zu erhalten, sondern mein Vater.“

„Ist Ihr Vater Zigarrenarbeiter von Beruf?“

„Nein. Er ist gelernter Maurer. Infolge eines schweren Unfalls, den er erlitten, kann er aber nur noch leichtere häusliche Arbeit verrichten. Er hat erst Tüten gefleht, in den letzten Wochen jedoch sich von einem Zigarrenwickler, der mit in unserem Hause wohnt, anlernen lassen, ihm auch schon geholfen und sich so einige Fertigkeit im Wickeln bereits recht gut angeeignet —“

„Hm, hm,“ ließ der Buchhalter hören. „Glauben Sie?“ Er sah sie eigentümlich an.

Jessie flutete das Blut in die Wangen. Sie nahm sich aber zusammen und entgegnete: „Ja, ich glaube es.“ Und tapfer fuhr sie dann fort: „Geben Sie ihm, bitte, wenigstens einen Probeauftrag.“

„Wenn es von mir allein abhinge, würde ich keinen Augenblick zögern — seien Sie dessen versichert. Ich muß aber zuerst mit meinem Chef, der augenblicklich nicht anwesend ist, darüber reden, wobei ich mein möglichstes tun werde. Sprechen Sie, bitte, morgen nochmals vor.“

„Besten Dank. Darf ich zu derselben Stunde wiederkommen?“

„Lieber ein wenig früher. Sie könnten mich sonst nicht antreffen.“

„Früher kann ich nicht gut kommen. Ich muß unsere Mittagspause benützen.“

„Dann will ich gern auf Sie warten.“

Abermals fluteten rote Wellen über Jessies Gesicht. „Nochmals besten Dank,“ flüsterte sie, verbeugte sich und ging.

Als sie am anderen Tage wiedertam, schlug ihr Herz vor Angst bis zum Halse hinauf.

Der Buchhalter sprang sogleich von seinem Stuhl auf und trat, lebhaft ihren Gruß erwidern, dicht an die Schranke heran.

„Es ließ sich machen, Fräulein,“ sagte er eifrig. „Ihnen dies mitteilen zu können, bereitet mir eine große Freude. Aber wir wollen lieber erst einmal mit einer billigen Sorte anfangen und zwar mit zwei Mille. Bitte um die Adresse, damit ich Ihrem Vater den Rohtabak hinschicken lassen kann. Ich würde es mir nicht verzeihen, Sie selbst damit zu belasten.“

Jessie nannte die Adresse, bat aber darum, ihr das Paket Rohtabak nur ruhig zu überlassen. Der Buchhalter wollte durchaus nichts davon wissen, denn das könne er ihren schwachen Armen nicht zumuten. Ihre Arme seien nicht schwach, meinte sie — im Gegenteil.

Man stritt sich in lustiger Weise hin und her. Er blieb aber dabei, daß das Paket in die Wohnung gesandt würde. Die fertige Ware möchte sie jedoch, in kleineren oder größeren Posten sei ganz gleich, selbst abliefern. Bezahlung würde jedesmal prompt erfolgen.

Jessie wurde über letztere Verkündung noch froher, als sie es schon durch die liebenswürdige Behandlung seitens des jungen Mannes geworden war. Nun würde die drückendste Not zu Hause ein Ende haben.

Er nahm seinen Hut vom Nagel, trat vor die Schranke, ging mit ihr auf die Straße und blieb an ihrer Seite. Vom East River her wehte ihnen eine milde Brise entgegen.

„Ah, wie wohltuend!“ warf sie hin, ohne sich dabei etwas zu denken.

„Sehr wohltuend,“ pflichtete er ihr bei. „Wissen Sie, Fräulein,“ fuhr er fort, „lassen Sie uns einen kleinen Spaziergang in den Jeffersonpark unternehmen, und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Namen nenne: Clarke Keef.“

Seine Begleitung war ihr im Hinblick auf die Kolleginnen, die sie dort mit ihm sehen konnten, und die dann sicherlich allerlei neugierige Fragen an sie richten würden, nicht angenehm. Sie wollte auch schon bitten, davon abzustehen, aber als sie ihm die Augen zuwandte, entwaffnete sie sein warmer Blick. Überhaupt hatte er in Sprache und Manieren so etwas Gewinnendes an sich, etwas so Vertrauenerweckendes, dem sie, ob sie wollte oder nicht, sich nicht verschließen konnte.

Man ging also nach dem Jeffersonparke.

Er fing an von den Herrlichkeiten Coney Islands, wo er vergangenen Sonntag gewesen war, zu plaudern und fragte sie, ob sie auch schon einmal dort gewesen

sei, was sie verneinte. Nach einer im Fluge entschwindenen halben Stunde brachte er sie bis zur Thür des Hauses, in der sich die Federkräuslerei befand, und verabschiedete sich wie ein Gentleman von ihr. —

Einige Tage darauf konnte Jessie den ersten Posten fertige Ware abliefern. Clarke Reef nahm nur eine oberflächliche Prüfung vor und zahlte dann den vereinbarten Stücklohn ohne ein Wort des Tadelns, den sie fürchtete, und der auch wegen der noch sehr geringen Geübtheit des Verfertigers nicht ganz ungerechtfertigt gewesen wäre.

Zagend und doch innerlich froh strich sie das Geld ein. Es wurde ja zu Hause so notwendig gebraucht. Aber sie erkundigte sich dann doch: „Ist die Arbeit auch zufriedenstellend ausgefallen?“

„Das nächste Mal wird sie schon gleichmäßiger werden,“ antwortete Reef begütigend.

„Ganz gewiß. Mein Vater hat den besten Willen. Sie werden mit ihm keine Enttäuschung erleben.“

Er folgte ihr wieder auf die Straße und bat wieder darum, sie ein halbes Stündchen begleiten zu dürfen. Sie ertappte sich dabei, wie sie sich von Herzen darüber freute.

Heute erzählte er von seiner Jugend. Sie sei sehr traurig gewesen, die eines Waisenknaaben. Dann kam er auf die Gegenwart zu sprechen. Er hätte eine gutbezahlte Stellung inne, die er durch eigene Kräfte erungen. Nur darüber, daß er so ganz allein in der Welt dastehe, könne er sich noch beklagen. Zumal an Sonntagen fühle er sich so einsam, so schrecklich einsam, wenn er sich auch manchmal durch Ausflüge eine Zerstreuung schaffe.

Sie sah vor sich auf den Weg und hörte still zu. Plötzlich aber merkte sie auf, denn er richtete an sie

die Bitte, ihr und ihrem Vater am nächsten Sonntag einen Besuch abstatten zu dürfen.

„Herr Reef,“ erwiderte sie, „meinem Vater würde es sicherlich eine große Freude sein, Sie persönlich kennen zu lernen, aber unsere Wohnung eignet sich wenig zu einem Besuch. Lassen Sie mich offen reden. Wir sind nicht nur sehr einfach eingerichtet, sondern ärmlich, sehr ärmlich.“

„Und ist das allein der Grund, weshalb Sie meine Bitte abschlagen?“

„Ja,“ sagte sie.

„Den erkenne ich nicht an, Fräulein Jessie,“ rief er. „Ich werde mich also einfinden.“ Und nach einer kleinen Pause sagte er leise die Anfangszeilen des Gedichts „Nicht in Palästen wohnt das Glück —“.

Den ganzen folgenden Sonnabend wollte es dem Mädchen mit ihrer Arbeit durchaus nicht von der Hand gehen. Immer mußte sie an den angekündigten Besuch denken. Sie hörte kaum die Redereien ihrer Kolleginnen, die sie mit ihrem verträumten Wesen aufzogen, kaum die tadelnden Bemerkungen der Aufseherin, gegen die sie sonst sehr empfindlich zu sein pflegte.

Ehe sie am Sonnabendabend nach Hause fuhr, kaufte sie sich erst noch eine blaue Schleife und einen bunten Gürtel.

Ihr Vater, dem sie natürlich von dem zu erwartenden Besuche erzählt hatte, lächelte, als sie sich am Sonntagmittag mit Schleife und Gürtel herausputzte und Blumen in dem kleinen Zimmer, das sie mit fieberhaftem Eifer blitzsauber hergerichtet hatte, vorteilhaft verteilte.

Gegen ein Uhr fand sich Clarke Reef ein. Er begegnete dem alten Slocum mit der größten Hoch-

achtung, der dadurch einigermaßen in Verlegenheit geriet. Aber der junge Mann wußte diese bald durch ein freimütiges Geplauder zu verbannen. Zwei Stunden gingen herum, man wußte nicht wie.

Da zog Reef seine Uhr und wandte sich mit der Frage an Jessie: „Ich halte Sie durch meine Anwesenheit doch nicht etwa von einem gewohnten Spaziergange ab, Fräulein Jessie?“

„O nein.“

„Aber Sie pflegen sonst an Sonntagen ins Freie zu gehen?“

„Mitunter.“

„Dann, bitte, gestatten Sie mir, daß ich Sie begleite.“

Der alte Slocum gab seine Zustimmung und sah dem Paare recht zufrieden nach. Im Treppenhause fuhr fast aus jeder Wohnungstür ein Kopf heraus, deren Besitzerinnen sich darauf in Gruppen zusammenfanden, um mit bemerkenswerter Ausdauer wie von einem Weltereignis zu schwätzen. —

Auch am nächsten Sonntage stellte sich Clarke Reef wieder ein, und er und Jessie gingen wieder gemeinsam spazieren.

Im Laufe der Woche wurde dann der alte Slocum durch allerlei schätzenswerte Zusendungen, wie einen bequemen Polsterstuhl und ein Kistchen Wein, erfreut.

Der Vater wollte die Tochter nicht mit Fragen nach dem Grunde solcher Freigebigkeit des jungen Mannes in Verlegenheit setzen. Er kannte sie ja durch und durch als sein gutes und tugendhaftes Kind, und es lag wohl nur die eine Möglichkeit vor, daß Reef sich ihr gegenüber erklärt, und sie seine Werbung nicht abgewiesen hatte. Sonst würde sie, wie er sie, seine Jessie, eben kannte, unbedingt den lebhaftesten Wider-

spruch gegen die Annahme der Zusendungen erhoben haben. Es konnte gar nicht anders sein.

Er sollte sich auch nicht täuschen. Am nächsten Sonntage traten Jessie und Clarke vor ihn hin und baten um seinen Segen. Sie wollten sich schon im Laufe der kommenden Woche für immer vereinigen lassen.

Der alte Slocum wußte nichts dagegen zu sagen. Er nickte gerührt und umarmte seine Kinder.

Clarke Reef hatte schon eine Wohnung in der 139. Weststraße nahe am Hudson River gemietet und auch schon Möbel bestellt, während Jessie bereits am gestrigen Tage ihr Arbeitsverhältnis in der Federkräuslerei aufgegeben hatte.

Am Dienstag wurde der Umzug, der ja nicht viele Schwierigkeiten verursachte, bewirkt, und am Mittwoch fand, da nun einmal in den Vereinigten Staaten zeitraubende Förmlichkeiten etwas Unbekanntes sind, die eheliche Verbindung des Paares statt.

Clarke Reef war gegen seine junge Frau und seinen alten Schwiegervater die Liebe und die Rücksichtnahme selbst. Daran änderte sich auch nichts. Als der alte Mann immer gebrechlicher wurde, pflegte er ihn mit Jessie um die Wette und scheute vor keiner Ausgabe, die sich mit seinem Einkommen vereinbarte, zurück. Und als der alte Mann trotz aller Liebe, Sorgfalt und Hilfe, die ihn umgab, starb, weinte Reef dieselben ehrlichen Tränen um ihn wie die leibliche Tochter.

Nun widmete der junge Ehemann alle seine Hingabe und Liebe seiner Jessie, so daß bald der Schmerz über den Verlust des Vaters von ihr wich; und Jessie wieder vergalt ihm seine Liebe und Treue in demselben Maße.

Ein glücklicheres, zufriedeneres Leben, wie es das junge Ehepaar führte, war nicht denkbar. — —

Eines Abends hatte Jessie noch schnell eine kleine Besorgung für den Haushalt gemacht und kam eilig die Treppe herauf. Neben ihrer Wohnungstür stand eine fremde Frau. Es wollte ihr scheinen, als ob diese bei ihr geklingelt habe.

Die Frau musterte sie mit prüfendem Blick.

Da Jessie keine Veranlassung hatte sie anzureden, schloß sie ihre Tür auf und trat in die Wohnung. Doch als sie die Tür hinter sich zumachen wollte, war die fremde Frau auf die Schwelle getreten.

„Wohnt hier der Buchhalter Clarke Reef?“ fragte sie mit rauher Stimme.

Jessie wurde es ein wenig bang. Zögernd bejahte sie.

„Dann wäre ich also recht,“ sagte die Frau, trat in den Korridor und schloß hinter sich die Tür. Darauf klinkte sie ohne Umstände die nächste Tür auf, trat ein, sah sich prüfend in der Stube um und nahm auf einem Stuhle Platz.

„Was wünschen Sie?“ fragte Jessie von der Schwelle her mit steigender Angst.

„Wann kehrt Reef zurück?“ fragte die Frau dagegen.

„Das wird sehr bald geschehen.“

„Es ist gut,“ bedeutete die Frau.

„Aber was wünschen Sie denn von ihm?“ fragte Jessie dringender.

In die Miene der fremden Frau kam ein Ausdruck des Hasses. „Es ist gut, habe ich gesagt!“ schrie sie Jessie an.

Jessie war unentschieden, was sie tun sollte. Um Hilfe rufen und das ganze Haus in Aufregung bringen? Dagegen sträubte sich alles in ihr. Clarke mußte ja jeden Augenblick nach Hause kommen.

Sie entschied sich also dafür, ihn zu erwarten, trat auf den Korridor und horchte zugleich nach seinen Schritten im Treppenhause und nach der Stube, wo die fremde Frau saß, hin.

Endlich kam er.

„Clarke,“ flüsterte sie ihm in der Wohnungstür mit fliegendem Atem zu, „drinnen sitzt eine fremde, unheimliche Frau, die dich zu sprechen wünscht. Sieh zu, was sie will, und entferne sie so bald als möglich, denn ich fürchte mich vor ihr.“

Clarke Reefs Lippen wurden blaß. Seine Hände fingen an zu zittern. „Eine — fremde Frau?“ würgte er hervor.

„Ja, sieh zu, was sie will, und bring sie fort.“

Jeder der wenigen Schritte schien ihm Anstrengung zu kosten.

Sowie er im Rahmen der Wohnstubentür auftauchte, erhob sich die Fremde von ihrem Stuhle. Auf ihren fast ins Graue spielenden Wangen bildeten sich zwei runde grellrote Flecke. In ihren Augen begannen böse Lichter zu brennen.

Sich etwas vorbeugend, schleuderte sie Clarke Reef ins Gesicht: „Endlich habe ich dich gefunden — du Schuft!“

Jessie traf dieser Ausruf wie ein Peitschenhieb. Schleier fingen sich an vor ihren Augen zu bilden. Dennoch nahm sie wahr, wie ihr Mann taumelte und mühsam nach Atem rang. Sie raffte alle ihre Kraft zusammen und wendete sich an ihn. „Clarke, um Gottes willen, welche Berechtigung hat diese Frau, so zu dir zu sprechen?“

„Schweig, dummes Ding!“ schnitt ihr die Fremde das Wort ab. „Ich verbiete dir auf das entschiedenste, meinen Mann in meiner Gegenwart mit seinem Vor-

namen anzureden!“ Sie richtete sich aus ihrer vorgebeugten Haltung wieder steif auf und stützte eine Hand auf die Tischplatte. „Clarke Reef,“ fuhr sie in unerbittlichem Tone fort, „höre genau zu, was ich dir jetzt sage. Ich will versuchen, die doppelte Schmach zu vergessen, die du mir damit angetan hast, daß du mich in Chicago verlassen hast und hier in New York eine ungültige zweite Ehe eingegangen bist. Aber ich unternehme den Versuch nur unter der Voraussetzung, daß du von diesem Augenblicke an deine Pflichten gegen mich auf das gewissenhafteste erfüllst. Ich brauche dir wohl nicht vor Augen zu halten, daß du dich auf Gnade und Ungnade in meinen Händen befindest. Eine Anzeige von mir, und du wanderst ins Zuchthaus!“ Sie machte mit der anderen Hand eine Bewegung, wie man ein lästiges Insekt verscheucht. „Bedeutete diesem Frauenzimmer da, daß sie durch ihre Anwesenheit nicht länger unsere Wohnung verunreinigen soll.“

Jessie wankte zu einem Stuhl und umklammerte dessen Lehne. Die Pupillen in ihren Augen weiteten sich beängstigend. Ihre ganze Gestalt zuckte. „Clarke,“ löste es sich gleich einem Hilfeschrei von ihren Lippen, „spricht diese Frau die Wahrheit?“

Clarke Reef schlug die Hände vors Gesicht. „Jessie,“ brachte er mühsam hervor, „ich habe fest geglaubt, ich mußte, konnte —“

„Keine überflüssigen Worte!“ fiel sie ein. „Ist diese Frau deine rechtmäßige Gattin? Ja oder nein?“

„Ja —“

Die arme Jessie knickte zusammen. Als sich aber Clarke Reef um sie bemühen wollte, schnellte sie auf und wehrte mit beiden Händen ab. „Rühre mich nicht an, Unseliger!“ stöhnte sie. Dann stürmte sie

zur Tür, flog die Treppe hinab und hastete auf die Straße hinaus.

Es war zwar erst sechs Uhr Abends, aber schon dämmerig. „Nur fort!“ war ihr einziger Gedanke. Sie bog in die zwölfte Avenue ein und eilte diese hinab. An der Kreuzungsstelle derselben mit der Manhattanstraße hörte sie auf dem nahen Hudson lang und dumpf die Sirene eines Dampfers heulen.

Da blitzte es in den Augen der Verzweifelten auf. Sie bog rechts in die Manhattanstraße ab. Bald stand sie auf dem Landungssteg, in welchen diese Straße ausläuft. Sie schaute um sich. „Es sind hier zu viele Menschen,“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich muß sicherer gehen.“

Sie betrat eine Dampffähre nach Edgewater, ging ganz nach vorn und beugte sich über die offene Reling. Unten gluckste das dunkle Wasser an die Schiffsplanken.

Jessies Blick wurde starr. „Mitten auf dem Hudson werde ich's tun,“ flüsterte sie.

Das Schiff fuhr ab. Das New Yorker Ufer wich zurück. Langsam wendete Jessie den Kopf. Nur zwei Herren, die sich angelegentlichst unterhielten und sie nicht beachtetten, befanden sich in ihrer Nähe. Das war günstig. Sie duckte sich vorsichtig nieder, schob sich unter der offenen Reling durch und war im Begriffe sich in die Fluten des Hudson zu stürzen. Da packten sie noch eben rechtzeitig kräftige Arme.

„Lassen Sie mich los!“ flehte Jessie.

„Sie werden uns sofort in die Rabine folgen,“ sagte der eine Herr in bestimmtem Tone. „Vorwärts!“

Der Betreffende gab sie zwar frei und ging voran, sein Begleiter hielt sie aber um so fester. „Sträuben Sie sich nicht, Missis,“ raunte er. „Sehen Sie, wie schon die Leute herzulaufen. Kommen Sie!“

Jessie fühlte sich in eine auf dem Deck aufgebaute, den Privatweden des Kapitäns dienende Kabine, wie sie auf allen Fährbooten zu finden ist, gedrängt. Der zweite Herr schloß die Tür hinter sich.

Der erste hatte, obgleich er in dem Raume gar nichts zu suchen hatte, ungeniert auf einem Feldstuhle Platz genommen und die Beine übereinander geschlagen. „Wie heißen Sie?“ fragte er die Zitternde.

„Jessie“ — Keef wollte sie sagen. Im letzten Augenblick besann sie sich aber. Denn dieser Name stand ihr ja gar nicht zu, hatte ihr nie zugestanden. Die Wucht der Erkenntnis trieb Tränen in ihre Augen. Ein Stöhnen entrang sich ihrer gequälten Brust.

„Also Jessie. Und weiter?“ forschte der Herr.

„Jessie Slocum.“

„Sind Sie verheiratet?“

Sie zögerte erst mit der Antwort, dann erwiderte sie aber hastig: „Nein.“

Der Herr hüftelte. „Demnach handelt es sich also wohl um eine Liebesgeschichte, wegen der Sie zur Verbrecherin werden wollten.“

„Verbrecherin?“ stotterte Jessie.

„Gewiß, eine Verbrecherin waren Sie im Begriffe zu werden. Ein Mord ist eben ein Verbrechen und ein Mörder ein Verbrecher. Wollen Sie das bestreiten? Das können Sie nicht. Ob der Mord nun an einem selbst oder an einem anderen vollzogen wird, bleibt sich ganz gleich. Ein Mord ist und bleibt ein Mord, und ein Mörder ist und bleibt ein Verbrecher. Leuchtet Ihnen das nicht ein?“

Jessies Tränen flossen reichlicher. „Ich kann das nicht zugeben,“ sagte sie. „Aber gefehlt habe ich wohl —“

Der Herr stand auf, trat dicht vor sie hin und nahm,

indem er ihr fest in die Augen sah, ihre Hand. „Versprechen Sie mir, jedem Gedanken an Selbstmord zu entsagen?“

Jessie war ganz willenlos. „Ich verspreche es!“ schluchzte sie.

„Ich glaube Ihnen. Doch nun weiter. Vorhin, als ich Sie fragte, ob Sie verheiratet seien, zögerten Sie mit der Antwort. Warum?“

„Ersparen Sie mir das!“ flehte Jessie.

„Das kann ich nicht. Fassen Sie sich aber kurz.“

„Ein Mann, der schon verheiratet war, hat mich zur zweiten Frau genommen. Vorhin trat seine erste Frau bei uns ein. Da bin ich geflohen in Angst und Scham.“

„So ungefähr dachte ich es mir.“

„Das Schiff hat schon angelegt,“ bemerkte da der zweite Herr. „Es wird Zeit, daß wir aussteigen.“

Ohne daß es Jessie gewahr wurde, bezahlte der erste Herr beim Verlassen des Schiffes den Fahrpreis für sie, und auf dem Kai von Edgewater angekommen, erkundigte er sich: „Wo gedenken Sie diese Nacht zu bleiben?“

„Ich weiß nicht,“ hauchte sie. Dabei griff sie mit einer erschrocken Bewegung in die Tasche. Sie fühlte da ihr Wirtschaftsportemonnaie, von dem sie wußte, daß es einige Dollars enthielt. „Ich werde nach New York zurückfahren,“ sagte sie dann.

„Und wo wollen Sie dort bleiben?“

„Ich weiß nicht.“

„Haben Sie keine Angehörigen mehr in der Stadt?“

„Nein.“

Der Begleiter hatte wiederholt seine Uhr gezogen und warf jetzt ein: „Mister Hancock, wir müssen uns beeilen, sonst versäumen wir den Anschluß nach Paterson.“

Der erste Herr zog ebenfalls seine Uhr und nickte. Sein bisher so menschenfreundliches Gebaren wurde plötzlich sehr geschäftsmäßig. „Hören Sie,“ sagte er zu Jessie, indem er seine Schritte beschleunigte, „zeigen Sie diese Karte hier in dem Logierhause dort neben dem Bahnhofsgebäude, gewissermaßen als eine Legitimation und Empfehlung, vor. Man kennt mich da, und man wird Ihnen, obgleich Sie ohne Gepäc sind, daraufhin ohne jede Fragerci ein billiges Zimmer einräumen. Sind Sie mit Geld versehen?“

„Jawohl.“

„Gut. Morgen früh sechs Uhr fährt das erste Schiff nach New York hinüber, welches wir zu benutzen gedenken. Erwarten Sie uns zu genannter Zeit am Kai. Dann wollen wir weiter Ihren Fall besprechen. Bis dahin — Kopf hoch!“

Die beiden Herren eilten nach dem Bahnhofsgebäude.

Jessie schaute ihnen wehmütig nach. „O,“ seufzte sie, „hätten sie mich doch lieber vorhin gewähren lassen! Längst wäre alles zu Ende. — Aber nein!“ dachte sie gleich darauf. „Der Herr hat recht. Ich will lieber die Qual eines ferneren Lebens auf mich nehmen.“

Sie schritt dem Logierhause zu, zeigte die Karte des Herrn vor und gab ihren Wünschen wegen Übernachtung Ausdruck, worauf man ihr einen halben Dollar abverlangte und ein einfach ausgestattetes Kämmerchen anwies.

Auf der Karte stand „Sampson Hancock“. Jessie steckte sie in die Tasche. Im Augenblicke war ihr alles gleich. Sie fühlte sich so grenzenlos müde und zerschlagen und hoffte daher, trotz eines eigentümlichen Schmerzes im Herzen, bald Schlaf zu finden.

Die Nacht wurde aber anders, als sie erwartet hatte, denn ihr wild schlagendes Herz fand keine Ruhe, der ersehnte Schlaf wollte sich nicht einstellen.

„Du bist eine Verlorene,“ murmelte sie unzählige Male. „Immer wirst du eine Verlorene bleiben.“

Mit offenen, wie Feuer brennenden Augen starrte sie in die Dunkelheit. Was war das nur? Fieberte sie? Bilder meinte sie zu erkennen. Der Unselige war's und die fremde Frau. Sequält schloß sie die Augen. Aber die Bilder wichen nicht — im Gegenteil, sie gewannen noch an Leben, kamen auf sie zu.

Sie riß die Augen wieder auf. „O, mein Gott,“ stöhnte sie, „womit habe ich das verdient!“

Inbrünstig fing sie an zu beten. Das verscheuchte die Bilder. Aber Schlaf fand sie nicht, denn der stechende Schmerz im Herzen blieb.

„Ich muß mit der Vergangenheit gänzlich brechen,“ dachte sie. „Ob das möglich ist? — Warum soll es nicht möglich sein? Es muß möglich sein! Ich will die letzten anderthalb Jahre meines Lebens nicht gelebt haben! Ich habe geschlafen, und jetzt, in diesem Augenblicke wache ich wieder auf!“

Immer eifriger sprach sie in dieser Weise auf sich ein. Und wieder und wieder prüfte sie ihr zuckendes Herz, ob das auch damit einverstanden sei.

Die Prüfungen fielen immer wieder ungünstig aus. Darob wurde sie zornig. Sie biß die Zähne aufeinander und flüsterte: „Gut, geht es nicht auf diese Art, will ich bisher überhaupt nicht gelebt haben. Jetzt, in diesem Augenblicke erst fange ich an zu leben. Aber nur mit einem kühlen, klaren Kopf und ohne Herz, oder doch einem solchen, das in einer Stahlkapsel ruht. Jawohl, so soll es sein!“

Regungslos verharrte sie so — stundenlang. Schließ-

lich fing sie an halb abgerissene, trozige Worte vor sich hinzusprechen.

Als der Morgen durch die dünnen Gardinen ihres Zimmers dämmerte, erhob sie sich. Aber als eine andere. Ihre gestern noch in so lieblicher Weise leicht geschlossenen roten Lippen waren trozig aufgeworfen und ohne Farbe, kühl blickten ihre bisher so teilnahmervollen Augen, und an ihrer Nasenwurzel einsehend und senkrecht nach der Stirn verlaufend, hatte sich eine scharfe Falte gebildet.

Sie lehrte sich nicht daran, daß sie nur ein leichtes Hauskleid trug und keinen Hut besaß. Herrisch forderte sie unten im Logierhaus ein Frühstück, warf, nachdem sie es verzehrt, die Bezahlung dafür hin und ging zum Kai. Sie war entschlossen, den beiden Herren von gestern ihren Dank auszusprechen, aber ihnen sonst nicht mehr lästig zu fallen. „Wer in New York arbeiten will,“ sagte sie zu sich, „der verhungert nicht. Und ich will arbeiten!“

Es war noch einige Zeit bis zum ersten Schiff, und die Herren daher noch nicht zugegen. Jessie ging ein wenig auf und ab und fand bei einem zufälligen Griff in die Tasche die Karte, die sie gestern abend erhalten hatte. Sie las, was auf ihr stand: Sampson Hancock.

Sie fing an darüber nachzugrübeln, ob ihr der Name schon irgendwo einmal vor Augen gekommen sei, oder ob sie ihn schon irgendwann einmal gehört habe, konnte sich aber nicht erinnern.

Da sah sie die Herren herankommen.

Der, welcher ihr gestern seine Karte ausgehändigt hatte, Sampson Hancock, war der Inhaber der noch jungen Privatdetektivagentur gleichen Namens, welche aber bald, wenigstens in Amerika selbst, die gleiche Berühmtheit wie die alte allbekannte Pinkertonsche

Agentur erlangte. Der zweite Herr war sein zuverlässigster Angestellter, Andrew Wattley.

Hancock, ein findiger Kopf, war darauf verfallen, als Spezialität das Einfangen von Deserteuren der Marine und des Landheeres, hauptsächlich aber von ersterer, zu betreiben.

Die Matrosen und Soldaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind bekanntlich Söldner. Die Schiffsbesatzungen, Marine- und Truppenteile sind aber aus Mangel an Ersatz nie vollzählig, obgleich für die Anwerbung große Reklame gemacht wird. Beispielsweise hängen in den Straßenbahnwagen der großen Städte des Ostens phantastische Abbildungen von Matrosen und Soldaten mit markt-schreierischen Aufforderungen an junge Leute, in Marine und Heer einzutreten, aus. Die Anwerbekommissionen sind gezwungen zu nehmen, was sich meldet, wenn es nur einigermaßen brauchbar ist. Es ist daher nicht verwunderlich, daß Elemente mit unterschlüpfen, denen es nur um das hohe Handgeld zu tun ist, und die dann bei erster Gelegenheit wieder desertieren. Wie zahlreich jedoch derartige Elemente bis auf den heutigen Tag sind, mag allein daran ermessen werden, daß das Panzer- und Flaggschiff „Connecticut“, als es von New York nach der Hamptonstraße, wo sich das atlantische Geschwader zur Fahrt nach dem Stillen Ozean sammelte, abdampfte, von seiner erlesenen Besatzung nicht weniger als vierundsiebzig Mann, sage und schreibe vierundsiebzig Mann Deserteure zurückließ.

Für jeden wiedereingebrachten Deserteur zahlen die Marine- und Truppenbehörden eine Prämie von hundertfünfzig Dollars. Der Gedanke Sampson Hancocks, das Einfangen solcher im großen anzufassen, war

also, vom amerikanischen Standpunkt aus betrachtet, ein gar nicht so übler zu nennen. Er hatte auch schon recht gute Erfolge gehabt. Diesen hatte er es zu verdanken, daß die Behörden vor kurzem einen Vertrag mit ihm abgeschlossen hatten und ihm jeden Deserteur mit gleichzeitiger Übermittlung einer Photographie meldeten.

Das sofortige Photographieren jedes Mannes, der Handgeld genommen, war erst auf eine Anregung Hancocks hin in Aufnahme gekommen.

Hancock und Wattley grüßten Jessie nur flüchtig. Die gestrige Menschenfreundlichkeit des ersteren war gänzlich verflogen. Im Grunde genommen hatte er sie betätigt, weil es sich gerade so ohne Zeitverlust geschickt hatte, und mit dem Wiedertreffen am anderen Morgen hatte er nur ein kleines Geschäft im Auge gehabt. Für sie, die Betrogene, wollte er von dem Manne eine Entschädigung, für sich selbst eine entsprechende Provision heraus schlagen und es ihr dann überlassen, ob sie Anzeige erstatten wollte oder nicht.

Die beiden Detektivs schienen schlechter Laune und übernünftig zu sein. Dem war in der That so. Sie hatten in Erfahrung gebracht, daß sich in Paterson, einem mit der Bahn von Edgewater aus in einer kleinen Stunde zu erreichenden Orte, drei Küstenartilleriedeserteure aufhielten, deren Festnahme sie hatten bewirken wollen, die ihnen aber mißglückt war. Vierhundertfünfzig Dollars waren also nicht verdient worden. Da wären auch Nichtamerikaner recht schlechter Laune gewesen.

Jessie folgte Hancock und Wattley aufs Schiff und nahm auf einer Bank Platz.

Die beiden Detektivs promenierten auf und ab und beachteten sie nicht.

„Ich werde von einer Dankfagung absehen,“ murmelte Jessie. „Sie könnten sonst denken, ich will mich ihnen aufdrängen.“

Plötzlich blieb Hancock jedoch vor ihr stehen und betrachtete sie von unten bis oben mit forschenden, abwägenden Blicken, dann schaute er ihr eine Weile unverwandt in die Augen. Sie zuckte mit keiner Wimper. Trotzig erwiderte sie seinen langen Blick. Das schien seinen Beifall zu finden.

„Was wollen Sie nun unternehmen?“ fragte er in einer Weise, als ob er auf ein bestimmtes Ziel lossteuere.

„Ich werde mir Arbeit suchen,“ antwortete sie kurz.

Er nickte. „Und bringen den Schuft, der sie betrogen hat, ins Zuchthaus. Zunächst wollen wir ihn aber zu einer Entschädigung veranlassen. 's ist für Sie einfacher so.“

Jessie biß sich in die Unterlippe, daß sie hätte aufschreien mögen. Die Längsfalte über ihrer Nasenwurzel furchte sich tiefer. Drohend fast klang ihre Stimme. „Meine Vergangenheit ist für mich abgetan. Ich wünsche nicht mehr an sie erinnert zu werden. Heute beginne ich ein neues Leben. So habe ich es in einem heißen Kampfe mit mir selbst beschlossen.“ Und ohne daß sie es recht wußte, fügte sie leise zu: „Ein neues Leben mit einem Herzen im Leibe, das in einer Stahlkapsel ruht —“

Hancock, der ein feines Ohr hatte, hatte jede Silbe vernommen. „Bravo!“ fiel er ein. „Arbeit nachgehen — das dumme Herz dabei kaltstellen — ausgezeichnet! Übrigens, so ähnlich schätzte ich Sie, als ich Sie vorhin betrachtete, ein.“ Und sich an seinen Begleiter wendend, flüsterte er: „Was meinen Sie, Wattley, wenn die mit uns gewesen und zuerst in die

Wirtschaft gegangen wäre, würden uns bei nur einiger Geschicklichkeit ihrerseits die zwei Burschen wohl nicht ent schlüpft sein, und der dritte wäre uns dann sicher auch nicht entgangen. Vierhundertfünfzig Dollars wären verdient worden. Mir will es scheinen, daß wir sie auch in Zukunft öfters gut gebrauchen könnten.“

„Wenn sie gelehrig ist und ohne Furcht, würde sie uns unschätzbare Dienste leisten können, Mister Hancock. Davon bin ich überzeugt.“

„Missis,“ richtete Hancock darauf wieder an Jessie das Wort, „ich wäre nicht abgeneigt, Sie auf Probe für meine Agentur zu engagieren. Sie sagten, Sie wollten heute ein neues Leben beginnen mit einem Herzen im Leibe, das in einer Stahlkapsel ruht. Das trifft sich ausgezeichnet, denn von irgendwelcher Gefühlsduselei dürften Sie sich in Ihrer Stellung niemals anwehen lassen. Ein solcher Fall muß ganz und gar ausgeschlossen sein. Um so mehr haben Sie einen kühlen, klaren Kopf nötig.“

„So ungefähr würde ich wohl vorhin, als ich mehr laut dachte als sprach und Sie mich unterbrachen, fortgefahren haben,“ erwiderte Jessie fest.

„Schön. Die Stellung ist aber für eine Frau in zweifacher Hinsicht gefährlich.“

„Gefährlich?“ Jessie machte eine verächtliche Handbewegung. „Sie meinen, daß mich jemand verlegen oder totschlagen könnte? Ich fürchte den Tod nicht. Das zu beobachten, haben Sie gestern Gelegenheit gehabt. Und sonst kann mir Schlimmeres, als mir angetan worden ist, nicht mehr angetan werden. Das wissen Sie doch auch.“

Hancock nickte. „Also hören Sie. Ich bin Inhaber einer Agentur, die sich in der Hauptsache mit dem Einfangen von Deserteuren befaßt. Wir müssen bei

der Ausübung unseres Handwerks oft verzweifelte Mittel anwenden, immer neue Listen erfinden. Mitleid, Schonung müssen uns, wie schon angedeutet, fremde Begriffe sein.“

In Jessies Augen leuchtete es auf. Sich erhebend und die Hand ausstreckend sagte sie: „Mister Hancock, Sie sollen an mir keine Enttäuschung erleben. Lernen Sie mich an, weisen Sie mir die Wege, ich werde, ohne zu zaudern, alles tun, was Sie verlangen.“

Eine grausame Freude verschönte ihre abgehärmten Züge. Vor ihren Blicken aber wanderte ein langer Zug Männer vorbei, immer einer hinter dem anderen. Alle waren gefesselt, und alle hatten ihr dies Schicksal zu verdanken!

Der Menschenkenner Hancock ahnte, was ihr Geist sah. Mit beiden Händen erfaßte er ihre dargebotene Rechte und drückte sie fest.

Auch mit Mister Wattley, ihrem nunmehrigen Kollegen, wechselte sie einen Händedruck. Er schlug ihr vor, sie zunächst zu seiner Frau zu bringen. Diese würde sicher gern eine Kammer, die man nicht unbedingt brauche, für sie herrichten.

Gern ging Jessie darauf ein.

* * *

Am nächsten Vormittage meldete sich Jessie auf dem Bureau Mister Hancocks zur Übernahme ihrer Stelle. Er wies ihr einen Platz an, legte ihr einen Stoß Photographien vor und gab ihr auf, sie „auswendig“ zu lernen.

Er meinte einerseits damit, daß sie sich die Gesichter der Betreffenden so fest einprägen sollte, daß, falls ihr einer derselben irgendwo begegnen würde, sie ihn sofort erkennen würde, andererseits aber auch, daß ihr

die Namen der Betroffenen, welche auf der Rückseite der Photographien nebst anderen Angaben vermerkt waren, geläufig würden.

Jessie war von Wattley bereits unterrichtet, was Hancock mit seinem „Auswendiglernen“ meinte, und ging mit Feuereifer an ihre Arbeit.

Nach zwei Stunden kam Hancock wieder zu ihr, griff aufs Geratewohl eine Photographie heraus und fragte, ihr die Vorderseite nur wenige Augenblicke haltend, wer das sei.

„Elie Raffles,“ gab sie, ohne zu zaudern, zur Antwort.

Er ergriff eine zweite. „Und wer ist das?“

„Paddy Willow.“

„Und wer ist das?“

„Tibald Gillermann.“

Es stimmte wieder. Auch bei einer vierten, fünften, sechsten und siebenten Photographie zauderte sie nicht und täuschte sich nicht.

Hancock war überrascht. „Missis,“ sagte er, „Sie haben wirklich das Zeug dazu, eine brauchbare Detektivin zu werden. Nehmen Sie hier einen weiteren Stoß Photographien und lernen Sie diese auch recht sorgfältig auswendig.“ —

Wenige Tage später betrat ein junges, schlankes, aber ärmlich gekleidetes Mädchen mit einem Körbchen am Arm eine der verrufenen Schenken der Südwestseite der Stadt. Ihr Erscheinen rief unter den fragwürdigen Gästen einige Verwunderung hervor. Als sie aber den Deckel ihres Körbchens lüftete, und man dessen Inhalt, Streichholzschachteln, bemerkte, verstand man. Der Reihe nach bot sie den Gästen ihre Ware zum Kaufe an. Einige erlaubten sich rohe Bemerkungen. Allein es war nach dieser Richtung hin

nicht mit ihr zu spaßen. Das sollte besonders ein krummbeiniger Ire erfahren, der, als er sie um die Schultern zu fassen trachtete, eine schallende Ohrfeige erhielt. Mit dieser Tat war sie in diesem Kreise Herrin der Lage. Wehe dem Iren, wenn er Miene gemacht hätte, Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen! Man würde ihn windelweich geschlagen haben. Aber er dachte gar nicht an Vergeltung. Im Gegenteil, er hielt grinsend seine andere Backe hin und bat, auch diese zu bedenken, denn auf einem Beine gehen sei auf die Dauer nicht gut, man verliere dann leicht das Gleichgewicht. Das ganze Lokal klatschte stürmisch Beifall. Von allen Seiten bot man dem Mädchen die Gläser an, sich zu stärken. Sie wies sie zurück, machte aber weiter mit ihren Streichhölzern die Runde und sah dabei jedem Manne fest ins Gesicht.

Einer, der sich im Hintergrunde aufhielt, schien ihr bekannt vorzukommen. Einen Augenblick sann sie scharf nach, dann sprach sie entschlossen zu ihm: „Mat, ich habe für Euch eine Bestellung.“

Der Matrose zog die Schultern hoch und begann mit den Augen zu blinzeln. „Für mich?“ fragte er unsicher.

„Ihr seid doch Geffery Grover?“

„Ganz recht.“

„Also folgt mir. 's ist nicht weit. Das Mädchen wartet unten am Hafen.“

Die Gäste brachen in ein ohrenbetäubendes Hallo aus. „Gef, du Spitzbube du, das lass' ich mir gefallen, von einem schönen Mädchen zu einem anderen zum Stellbichein geführt zu werden!“

„Wer ist denn die, die auf mich wartet?“ erkundigte sich der Matrose, offenbar durch die Rolle, die er spielte, sehr geschmeichelt, aber doch mit einer gewissen Unsicherheit in seinem Benehmen.

„Also so viele Bekanntschaften habt Ihr, daß Ihr erst fragen müßt, wem es nach Euch verlangt?“ rief die Streichholzverkäuferin. „Bleibt lieber da, Ihr seid nicht wert, daß ein Mädchen auf Euch wartet.“

Das Hallo im Lokal wurde darauffhin noch lauter.

Geffery Grover aber fing an zu bitten, ihm die Anfrage doch nicht übelzunehmen. Er wüßte jetzt schon, wer ihn erwarte, log er. Sie solle nur vorangehen.

Die Streichholzverkäuferin verließ nun mit ihm das Lokal und führte ihn zum Hafen. Dort standen an einer Ecke plötzlich zwei Männer an seiner Seite. „Geffery Grover,“ raunte der eine, „Ihr seid verhaftet.“

Und ehe der Überraschte überhaupt an Gegenwehr denken konnte, war er von Hancock und Wattley gefesselt.

Die Streichholzverkäuferin war natürlich Jessie. Sie hatte ihre erste Probe mit Glanz bestanden.

Am selben Tage noch war sie in einem zweiten Falle tätig. Hancock hatte ausgetundschaftet, daß die Eltern eines Deserteurs, kleine Leute, in Brooklyn wohnhaft seien. Es lag nahe, daß der Flüchtling bei ihnen eine Stütze fand, obgleich sich der Vater von dem ungeratenen Sohne losgesagt hatte.

Jessie ging hier folgendermaßen zu Werke. Sie machte sich an die Mutter des jungen Menschen heran und setzte ihr auseinander: „Ihr Sohn ist seit neun Tagen flüchtig. Kehrt er bis morgen abend an Bord seines Schiffes zurück, kann er nur wegen unerlaubter Entfernung, aber nicht wegen Desertion bestraft werden. Der Unterschied ist ein reichliches Jahr Freiheit seines jungen Lebens.“

„Er läßt nicht mit sich reden, er kommt nicht zurück,“ jammerte die Mutter.

„So müssen also wir Frauen zu seinem eigenen Heile klüger sein als er selbst.“

Nach zehn Minuten weiteren Zuredens war die Mutter bereit, ihren Sohn, dessen Schlupfwinkel sie kannte, zu einem heimlichen Besuche am anderen Morgen in der elterlichen Wohnung zu veranlassen.

Jessie erschien zu der betreffenden Zeit wie von ungefähr in der Stube und erklärte in ruhiger Weise, daß sie eine Detektivin sei. Er beehrte auf und wollte ausbrechen. Doch sie vertrat ihm mutig die Tür und ließ ihn wissen, daß draußen zwei männliche Kollegen warteten. Da wurde er klein. Sie stellte ihn vor die Wahl, sich entweder unauffällig von ihr selbst oder wie ein Verbrecher von den beiden Kollegen abführen zu lassen. Er ergab sich schließlich in sein Schicksal und drängte selbst zum Aufbruch.

Sie legte eine leichte Fessel um seine rechte Hand und verband sie mit ihrer linken. Draußen winkte sie Hancock und Wattley ab. Stolz lieferte sie ihren ersten selbständig zum Gefangenen Gemachten im Arresthause am Batterieplatze ab. Infolge seiner rechtzeitigen Rückkehr kam der Deserteur in der Tat mit einer gelinden Strafe davon.

Dieser Erfolg freute sie sehr. Sie trachtete aber nach weiteren, größeren.

So ersann sie sich eine besondere List und bereitete sie sorgsam vor. Mit Hilfe derselben führte sie einige Tage darauf eine Tat aus, die allgemein bekannt und wegen ihres humoristischen Anstrichs herzlich belacht wurde.

Wieder als Streichholzverkäuferin verkleidet, stöberte sie in einer Negerspelunte drei herkulische schwarze Burschen auf, welche vor zwei Tagen erst Handgeld genommen hatten und am ersten Abende bereits von

einem im Hafen ankernden Kanonenbote, auf dem sie eingeschifft worden waren, mit der Absicht auf Nimmerwiederkehr wieder an Land geschwommen waren.

Jessie beschloß alle drei mit Hilfe ihrer vorbereiteten List dingfest zu machen. Die Gelegenheit, diese hier gleich in Anwendung zu bringen, reizte sie außerordentlich.

Sie ließ sich also dazu bereden, an dem Tische der drei schwarzen Burschen Platz zu nehmen, und nippte an dem gespendeten Getränke. Das schwarze Kleeblatt war über das Entgegenkommen der schönen weißen Miß entzückt. Jeder kaufte ihr eine Anzahl Streichholzschachteln ab, hatte man doch noch einen guten Teil des Handgelds in der Tasche.

Ganz wie zufällig brachte sie danach aus ihrem Körbchen ein dünnes, harmlos aussehendes Rettchen, dessen feine Glieder von bunten Fäden durchflochten waren, und das gegen beide Enden hin und in der Mitte mit Seidenschleifchen verziert war, hervor.

„Was sein das?“ fragte der eine Neger.

„Eine Neuigkeit, die ich nebenbei mit verkaufe,“ meinte sie — „ein Muskelprüfer.“

„Eine Muskelprüfer? Warrastig! Geben Missus her die Dings.“

Sie schürzte ein wenig die Lippen. „Es ist nichts für dich, mein Freund. Ich habe darin einen gewissen Blick. Deine Muskeln sind viel zu schwach dafür.“

Der Neger sprang wild auf, und während er mit den Augen rollte, streifte er seine Hemdärmel zurück und ließ seine prächtigen Muskeln spielen.

„Jonathans Muskeln zu schwach? Nein — warrastig! Geben Missus her, geben Missus her! Jonathan zerreißen die Bettel wie eine Zwirnsfaden!“

Die beiden anderen Schwarzen hatten sich auch er-

regt erhoben und begehrten ebenfalls jeder einen Muskelprüfer.

„Bezahlt ihr aber auch, wenn ihr die Rettchen wider Erwarten zerreißen solltet? Das Stück kostet einen Dollar.“

Jonathan warf den Preis auf den Tisch. „Hier, aber wenn Jonathan zerreißen, wollen er haben von Missus elne Ruß!“

„Wenn Sach zerreißen, wollen er haben auch von Missus eine Ruß!“ rief der zweite Neger.

„Und Tim wollen haben ebenfalls eine!“ schrie der dritte.

„Gut,“ lachte Jessie. „Ich bin einverstanden. Wer zuerst sein Rettchen gesprengt hat, soll sogar zwei Rüsse bekommen. Aber ich mache mir als Gegenbedingung aus, daß jeder, der sein Rettchen nicht auseinander zu bringen vermag, mir unweigerlich auch einen Wunsch erfüllen muß.“

„Well!“ rief das schwarze Dreiblatt wie aus einem Munde.

Die übrigen Gäste der Spelunte waren längst aufmerksam geworden, drängten herzu und verfolgten mit steigender Anteilnahme die Entwicklung der Sache. Einige lächelten beim Erblicken der Rettchen wohl höhnisch, aber sie schwiegen, um sich das Ende des Spases nicht entgehen zu lassen.

Jessie wandte sich mit einer Handbewegung an den Kreis. „Die Gentlemen sind Zeugen!“ rief sie.

Dann schlang sie geschickt zuerst von dem einen Handgelenk Jonathans zu dem anderen eines der dünnen, mit bunten Fäden durchflochtenen und mit Seidenschleischen umknüpften Rettchen, worauf schnell auch Sach und Tim in gleicher Weise bedient wurden.

Die drei schwarzen Burschen begannen nun ihre

Kräfte anzustrengen, um die ihnen angelegten dünnen Fesseln zu sprengen. Ihre Augen fingen an hervorzuquellen, das Weiße in denselben leuchtete, sie fletschten mit den Zähnen, kauerten sich nieder, schnellten wieder auf, wanden und krümmten sich, ihre Nasenflügel blähten sich auf, ihre Augen traten mehr und mehr aus ihren Höhlen heraus, sie fingen an zu stöhnen und zu ächzen, setzten auf Augenblicke mit ihren Kraftanstrengungen aus, um dann um so wütender wieder damit zu beginnen. Aber alles war vergeblich. Die Rettchen rissen nicht.

Die Umstehenden heulten vor Vergnügen. Endlich fiel Zach ermattet auf seinen Sitz zurück. Das Freudengeheul wurde lauter. Bald folgte auch Tim. Und schließlich hatte auch der starke Jonathan seine letzte Kraft verbraucht.

Die harmlosen „Muskelprüfer“ waren nämlich vorzüglich gearbeitete Stahlkettchen, wie sie sich seit kurzem die New Yorker Polizei, an Stelle der bisherigen auffälligen schweren, zur Fesselung selbst der gefährlichsten Verbrecher bediente und bis heute noch bedient. Unscheinbar sehen die dünnen Rettchen aus, aber kein Mensch vermag sie mit eigener Kraft zu zerreißen. Durch das Durchziehen von bunten Fäden durch ihre feinen Glieder und das Umknüpfen mit Seidenschleifchen hatte Jessie ihr harmloses Aussehen noch wesentlich gefördert.

„Wohlan,“ rief sie, „ich habe gewonnen und kann somit einen Wunsch, den ihr mir unweigerlich zu erfüllen habt, äußern. — Nicht wahr, Gentlemen?“

„Freilich — freilich!“ rief alles lachend.

„Erschreckt nicht, meine Freunde, auf und mit mir!“

„Wohin wollen Missus arme schwarze Mann bringen?“ leuchte der eine der sich jetzt recht kläglich gebärdenden Burschen.

„Nach dem Batterieplatze, mein Freund. — Auf — hallo!“

Entschlossen zerrte Jessie zunächst Zach vom Stuhle empor. Die Gäste, die über den Spaß wie aus dem Häuschen geraten waren, knufften den Wehrlosen vorwärts, wobei sich besonders die hervortaten, welche vorhin bei dem Erblicken der Rettchen höhniisch gelächelt hatten. Nicht minder entschlossen packte sie nun Jonathan und Tim an den Armen und zog sie mit sich. Die aufmunternden Püffe, die diese beiden von den Gästen erhielten, waren noch zahlreicher. Man konnte sich gar nicht genug tun, sondern suchte sich gegenseitig darin zu überbieten.

Verblüfft, eingeschüchtert, bestürzt, stolperte das schwarze Kleeblatt zum Lokal hinaus. Draußen auf der Straße fesselte Jessie die Burschen mit anderen zierlichen Rettchen in fabelhaft schneller Weise außerdem noch untereinander, rief einen des Weges kommenden Polizisten an und sicherte sich für den Transport nach dem Batterieplatze dessen Unterstützung.

Diese Tat Jessies wurde allgemein bekannt. Zeitungsreporter fingen an sie zu interviewen, andere waren darauf aus, sie zu photographieren.

Aber Jessie wich dem verschmiztesten Reporter aus, und dem verschlagensten und abgeseimtesten Knipser gelang es nicht, ihr Bild einzufangen. Letzteres zumal hätte ja die weitere Ausübung ihres Berufs nur beeinträchtigen können. Es mußte ihr alles daran liegen, unbekannt zu bleiben. Um aber nach dieser Richtung hin allen Zufälligkeiten in zuverlässiger Weise aus dem Wege zu gehen, bat sie Mister Hancock darum, eine Fahrt nach Boston, die eigentlich Wattleys unternehmen sollte, ausführen zu dürfen.

Hancock willigte gern ein. In Verfolgung ihres

Auftrags machte es sich nötig, daß sie von Boston nach Portsmouth und schließlich nach Concord reisen mußte. Erst nach drei Wochen wieder in New York angelangt, fügte es sich, daß sie sofort nach Philadelphia reisen mußte.

So glatt wie in New York spielten sich aber einige Festnahmen, die sie in den genannten Städten bewirkte, nicht ab. In Portsmouth sprang ihr ein desertierter Marineinfanterist, dessen Vertrauen sie durch ihre Klugheit gewonnen hatte, in dem Augenblicke, als sie sich ihm entdeckte, an die Kehle und hätte sie wohl erwürgt, wenn ihr nicht von unbeteiligter Seite schnelle Hilfe zu teil geworden wäre, und in Philadelphia erhielt sie von einem desertierten Heizer einen Faustschlag vor den Kopf, daß sie zurücktaumelte, und es ihr war, als sprühten Funken aus ihren Augen. Obendrein entwischte ihr hier ihr Wild.

Dieser erste Mißerfolg bekümmerte sie sehr. Zudem wollte ein von dem Schlage herrührender dumpfer Kopfschmerz nicht wieder weichen. Sie hoffte ihn in frischer Luft am ehesten wieder los zu werden und machte deshalb einen langen Spaziergang am Delaware bis dorthin, wo sich der Fluß zur Delawarebai erweitert.

Das war gut getan. Der Schmerz im Kopfe verminderte sich, ihre seelische Verstimmung zerflog in alle Winde, und in ihrer Brust erwachte die Lust zu neuen Unternehmungen.

Sie machte daher den Rückweg dicht an den Schiffs- liegeplätzen entlang. Es dämmerte bereits. Matrosen der verschiedensten Länder standen und lehnten auf dem Kai umher, rauchten ihre kurzen Pfeifen, spuckten ins Wasser und spannen ein Garn. Hier und dort trieben auch welche allerlei Kurzweil. So forderte an

einer Stelle ein kleiner gelber, unansehnlicher Japaner den stärksten seiner weißen Kameraden heraus, mit ihm zu ringen. Man lachte ihn aus. Als er aber anzüglich wurde, ging ein vierschrötiger Kanadier auf ihn los. Man meinte, er würde den Knirps einfach zerdrücken. Aber weit gefehlt. Flint wie eine Eidechse wich der kleine gelbe Bursche seinem Angreifer aus und erhaschte im nächsten Augenblicke dessen linken Arm in der Gegend des Handgelenks. Die Art und Weise, wie er zusetzte und eine blitzgeschwinde Bewegung ausführte, war geradezu zierlich zu nennen. Und doch machte der Vierschrötige sofort halb abgewendet eine tiefe Verbeugung vor ihm, konnte nicht die geringste Gegenwehr leisten, schrie auf vor Schmerz und erklärte sich für besiegt. Als ihn der Knirps noch nicht freigab, fing er an zu winseln und zu betteln, was einen geradezu komischen Eindruck machte. Noch komischer aber war es, als jener ihn dann sich so tief verbeugen ließ, daß er platt auf den Boden fiel.

Der kleine Japaner war offenbar in den Kunstgriffen des heimischen Dschiu-Dschitsu bewandert und hatte einen derselben angewendet.

Das Dschiu-Dschitsu ist eine japanische Verteidigungsmethode ohne Waffe. Man kann es einen Triumph der Gewandtheit und Geschicklichkeit über die rohe Kraft nennen. Bei Licht besehen besteht es in wenigen ausgesuchten Vorteilen, die darauf hinauslaufen, den Gegner durch Verdrehung, Umdrehung und Ausrenkung oder Auskuglung von Gliedmaßen, gewöhnlich aber schon durch den Schmerz, den die halbe Ausführung hervorruft, weiter auch durch Zerrung gewisser Muskeln, einen bestimmten Handkantenschlag und schließlich noch durch Druck auf einige empfindsame Körperstellen kampfunfähig zu machen. Wer etwas

Übung, die sich natürlich auch jeder Nichtjapaner aneignen kann, darin hat, vermag ohne besondere Kraftanstrengung selbst den stärksten Gegner, wenn diesem damit nur entschlossen aufgewartet wird, auf geradezu zierliche Weise ganz nach Gefallen in Schach zu halten, ihn vor sich auf die Kniee zu zwingen oder gar hinzulegen. Will der einmal mit einem Kunstgriff Gefaßte den leisesten Widerstand leisten, so steigert er nur seinen Schmerz bis zur Unerträglichkeit, hilft also selbst dazu, sich nur noch ohnmächtiger zu machen. Durch andauernden oder kräftigen Widerstand aber wird er sich unfehlbar ein Glied auskugeln, ausrenken oder brechen. Bei der nötigen Umsicht braucht ein im Dschiu-Dschitsu Erfahrener zwei, drei Gegner nicht zu fürchten. Sogar einer, der mit gezücktem Messer auf ihn losgeht, kann ihm, dem Unbewaffneten, nichts anhaben.

Sich einen oder zwei Kunstgriffe dieser Verteidigungsmethode anzueignen, ist jedermann zu empfehlen. Jeder, auch der körperlich Schwache, vermag schließlich so einen Trick zu erfassen, wenn natürlich auch immer zwischen Ausübung und Ausübung ein himmelweiter Unterschied bleiben wird. Die bloße Kenntnis der Griffe schon wird das Selbstvertrauen eines jeden gewaltig heben, ihn in irgendwelcher bedenklichen Lage unterstützen. Damit ist bekanntlich in vielen Fällen der Gefahr bereits zum größten Teil begegnet.

Jessie hatte mit wachsender Aufmerksamkeit dem Schauspiele auf dem Kai zugehört. Sie blieb in der Nähe und fing darauf mit dem Japaner ein Gespräch über seine Geschicklichkeit an. In dessen Verlaufe bemerkte der Matrose, daß in Japan nicht nur die Mehrzahl der Männer, sondern auch die Mehrzahl der Mädchen Übung im Dschiu-Dschitsu besäßen, so daß sie sich

vor keinem Manne zu fürchten brauchten. Auf rohe Kraft läme es eben beim Dschiu-Dschitsu gar nicht an.

Jessie klang sein Bericht wie eine Offenbarung. Zudem erinnerte sie sich, in New Yorker Blättern Anzeigen gelesen zu haben, mit denen sich ein japanischer „Professor“ als Lehrer im Dschiu-Dschitsu anbot. Sie war sofort entschlossen, bei ihm Unterricht zu nehmen, sie brannte förmlich darauf. Mit Eifer und Ausdauer wollte sie sich die wichtigsten Kunstgriffe aneignen. Dann sollte nur wieder einer es versuchen, ihr an die Kehle zu springen, oder Miene machen, sie niederzuschlagen! Auf den Knien sollten sie vor ihr rutschen und um Gnade winseln! —

In New York sprach sie sogleich mit Mister Hancock über ihr Vorhaben. Er gratulierte ihr zu dem Gedanken und erbot sich sogar, den Hauptanteil an den Unterrichtskosten zu bestreiten. „Sie tun es ja im Interesse des Geschäfts,“ meinte er.

Jessie suchte darauf den sich in den Blättern empfehlenden japanischen „Professor“ der Dschiu-Dschitsu-Kunst auf. Sie fand in ihm einen älteren, aber äußerst beweglichen kleinen Herrn, der — sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren — durch sein ganzes Wesen und Aussehen den Eindruck eines Affen auf sie machte. Man wurde schnell über die Zeit der Übungsstunden und des Honorars einig und setzte die erste Stunde bereits für den nächsten Morgen fest.

Mister Tanishi, wie der Herr „Professor“ hieß, war es stets zuerst darum zu tun, sich in Bezug auf Veranlagung und Grenze der Ausbildungsmöglichkeit seiner Schüler oder Schülerinnen Aufschluß zu verschaffen, um danach seinen Lehrplan zuschneiden zu können. Das Urteil bildete er sich bei dem einleitenden Training.

So handhabte er es auch bei Jessie. „Vor allem

müssen Ihre linke Hand und Ihr linker Arm dieselbe unbedingte Sicherheit, Geschicklichkeit und Bewegungsfreiheit erlangen wie Ihre rechte Hand und Ihr rechter Arm," meinte er. Er band ihr den rechten Arm auf den Rücken und ließ sie mit dem linken verschiedentliche Übungen, Kraft- und Fangübungen, vornehmen, empfahl ihr auch, dies in jeder freien Stunde zu tun. Am nächsten Tage ging er zu Übungen, welche die Stählung ihrer Handgelenke bezweckten, über. Am dritten fing er bereits mit dem Härten ihrer äußeren Handkanten bei geschlossenen Fingern an.

Eine nur einigermaßen auf Härtung trainierte äußere Handkante ist nämlich eine geradezu furchtbare Waffe, nicht nur für den im Schiu-Schitsu Erfahrenen, sondern ganz im allgemeinen. Bricht doch beispielsweise ein mit einer harten Kante gegen die Vorderseite des Halses ausgeführter flacher Schlag unfehlbar den Adamsapfel.

In ihrem Eifer schlug sich Jessie die Kanten ihrer kleinen Hände wund. „So ist's recht," feuerte sie aber ihr Lehrer nur noch an. „Das gibt Horn."

Des weiteren machte er sie mit den empfindlichsten Stellen des menschlichen Körpers bekannt, als unter anderem sind: das erste Glied des kleinen Fingers, der Handrücken zwischen Gold- und Mittelfinger, das Handgelenk am Puls, der Arm am Ellbogen, der innere Armmuskel an der Stelle zehn bis fünfzehn Zentimeter unterhalb der Achselhöhle, der Adamsapfel am Hals, die Nasenwurzel und so weiter, und erläuterte ihr, wie man sich alle diese Stellen bei seinem Gegner, sei es in der Verteidigung oder im Angriff, zu nütze machen müsse. Es ergab sich ganz von selbst, daß er seine theoretischen Erklärungen durch praktische Ausführungen verständlicher machte. Aber er ging hierbei in recht

wenig schonender Weise vor. Die Art zum Beispiel, wie er die Spitze ihres kleinen Fingers drückte und renkte, oder eines ihrer Handgelenke am Puls umfaßte und verdrehte, machte sie oft laut aufschreien vor Schmerz. Da er aber wirkliche, ernste Dschiu-Dschitsu-Griffe vermied, oder solche gerade nur andeutete, vermochte sie sich infolge ihrer Gewandtheit und Geschmeidigkeit immer wieder schnell von ihm loszuringen. Das gerade hatte er im Auge. Er studierte nämlich dabei den Grad ihrer Gelenkigkeit und ihre Geistesgegenwart, und darüber entstand sein eigentlicher Lehrplan.

In der nächsten Stunde trat er in dessen ersten Teil ein und nahm mit ihr den ersten wirklichen Dschiu-Dschitsu-Kunstgriff durch — einen Handgriff.

Derselbe besteht darin, daß der Angegriffene blitzschnell eine Hand seines Gegners auf dem Handrücken erfaßt, sie scharf hintenüber beugt, seinen Arm erhebt und gleich wieder niederdrückt. Alles muß natürlich das Werk weniger Augenblicke sein. Der Gegner knickt sofort zusammen und ist durch den Schmerz, den er empfindet, lahmgelegt. Wird das Hintenüberbeugen seiner Hand zu stark bewirkt, löst sich sein Handgelenk aus.

Im Anschluß hieran übte man dann einen anderen Kunstgriff — einen Armgriff.

Dabei kommt es darauf an, daß der Angegriffene mit seiner linken Hand das linke Handgelenk seines Gegners an der Außenseite erfaßt und es unerwartet in ausgedehntem Maße nach innen verdreht. Der Gegner wird sogleich eine tiefe Verbeugung von dem Angegriffenen abgetehrt ausführen und um Gnade winseln. Letzteres in besonders kläglich Weise, wenn der Angegriffene nun noch mit seiner freien rechten

Hand den verdrehten linken Arm seines Gegners dicht oberhalb des Ellbogens umspannt und drückt. Wird das eine Weile besorgt, fällt der Gegner unfehlbar ohnmächtig vornüber. Ergibt er sich aber, sowie er sich wider Willen verbeugt hat, nicht in sein Schicksal und trachtet danach, sich zu befreien, verrenkt oder bricht er sich den Ellbogen.

Eine Spielart dieses Griffes hatte der japanische Matrose auf dem Rai von Philadelphia in Anwendung gebracht. Es gibt eben von jedem Griffе wieder eine ganze Anzahl Ausführungsmöglichkeiten.

In einer ferneren Stunde machte Meister Tanisshi seine Schülerin mit einem anderen Armkunstgriffe bekannt, mit einem, der geradezu elegant zu nennen ist.

Bei ihm hat der Angegriffene mit seiner rechten Hand das rechte Handgelenk seines Gegners an der Innenseite zu erfassen, blickgeschwind mit seiner freien linken Hand noch die rechte Hand des Gegners zu umklammern, den also nun in doppelte Gewalt bekommenen rechten Arm desselben hochzuschleudern und selbst eine Wendung nach links auszuführen. Der Gegner muß sich dadurch mit verdrehtem Arm seitwärts zu dem Angegriffenen verbeugen und ist durchaus machtlos, sein Schmerz außerdem ganz außerordentlich. Sowie er irgendwie versucht loszukommen, verrenkt er sich die Schulter. Der Unbeteiligte aber wird für den Augenblick den Eindruck gewinnen, als ob ein Ländler getanzt werden sollte.

Von diesen drei Grundkunstgriffen gibt es, wie schon angedeutet, noch eine ganze Anzahl Spielarten. In alle weihte der kleine gelbe Herr seine eifrige Schülerin ein. Allerdings in fortgesetzt rücksichtsloserer Art, wie das in dem Wesen der japanischen Nation liegt. So nämlich, daß er in einer Weise den Angreifer machte,

die sie zwang, sich in vollem Ernste zu verteidigen, ob sie wollte oder nicht. Ihre schwächliche, geschmeidige Figur, ihre Furchtlosigkeit kamen ihr dabei sehr zu statten, und ihr sicherer Blick, ihr scharfes Auge gewannen ständig noch an Sicherheit und Schärfe.

Aber diesen Übungsstunden in der Morgenfrühe vernachlässigte Jessie aber ihren Beruf im Verlaufe des Tages nicht. Gleich nach Beendigung des Unterrichts fuhr sie jetzt immer in ihre Wohnung zurück, zog ein einfaches Kleid an, nahm einen Korb, in dem sich Shag- und Kautabak befand, über den Arm und traf mit einem anderen Angestellten von Mister Hancock, einem Mister Husband, der ein guter Wassersportmann war und als Schiffer verkleidet ging, an einer verabredeten Stelle des Hafens zusammen. Dort bestieg man ein Boot, Mister Husband setzte ein Segel oder ruderte, und so legte man an solchen Handelsdampfern und Segelschiffen an, die demnächst ihre Ausreise antreten sollten. Jessie kletterte an Bord und ging mit ihrem Tabak bei der Mannschaft hausieren. Ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit hatte sie es zu verdanken, daß sie nicht wie viele andere Handelsleute kurzerhand vom Schiffe verwiesen wurde. Sie machte sogar oft recht erträgliche Geschäfte. Aber nicht nur mit Shag- und Kautabak, denn so mancher Kriegsmarinedeserteur kam ihr unter die Augen. Das war ganz natürlich, es waren eben in der Regel Matrosen oder Schiffsheizer der Kriegsmarine, die sich für ein in See gehendes Handelsschiff hatten anheuern lassen, um auf ihm in die weite Welt zu ent schlüpfen.

Sollte das Schiff erst am anderen oder einem späteren Tage seine Ausreise antreten, suchte Jessie die als Deserteure Erkannten unter irgend einem Vorwand ans Land zu locken. Ramen sie — hin und

wieder stieg ein solcher oft gleich mit ins Boot — nahm sie Husband fest. Ramen sie nicht, oder wollte das Schiff noch am selben Tage den Hafen verlassen, ging Husband in Begleitung eines Hafenzwangsbeamten an Bord und bewirkte dort die Verhaftung.

An Sonntagen pflegte Jessie mit Mister Wattley, bei dessen Frau sie noch immer wohnte, nach Coney Island, dieser groß angelegten New Yorker Strandvergnügungstätte, die an vom Wetter begünstigten Sommertagen oft zweihunderttausend und mehr Besucher hat, zu fahren. Der Strand jener Insel ist über und über bedeckt mit Hotels, Restaurants, Badehäusern, Verkaufsbuden aller Art, Theatern und auch mit Tingeltangels, Schaubuden, Reitbahnen, Karussells, Wahrsagerzelten, Würfelbuden, Schießbuden und dergleichen. Bei oder in letzteren oft recht zweifelhaften Jahrmärkten, die ja auf allerlei Volk eine eigentümliche Anziehungskraft ausüben, entdeckte man manchen herumlungernenden Ausreißer, oder erkannte auch in einem Ausschreier oder sonstigen Budenangestellten einen solchen. Jener wurde auf der Stelle festgenommen, so unliebsames Aufsehen es auch manchmal erregte, bei diesen ließ man in der Regel erst die Dämmerung anbrechen, worauf sich Jessie an sie heranmachte und sie zu bewegen suchte, ihr gutwillig zu folgen. Widersetzten sie sich, sprang Wattley herzu.

Gerade bei Festnahmen auf Coney Island hätte Jessie schon mehrere Male Gelegenheit gehabt, ihre bereits erlernten Oschiu-Oschitsu-Kunstgriffe anzuwenden. Aber sie hatte sich das Wort gegeben, keinen vor ihrer vollendeten Ausbildung zu gebrauchen. Daran hielt sie mit der ihr eigenen Zähigkeit fest.

In einer weiteren Übungsstunde bei Meister Tanisshi sagte der mit Lob recht sparsame kleine gelbe Herr

zu seiner Schülerin: „Ich bin mit Ihren Leistungen zufrieden. Wir wollen deshalb zur anderen Hälfte meines Lehrplans übergehen. Zuerst haben wir da den Handgelenkgriff mit Rehlkopfschlag. Wenden Sie den aber nur bei sehr brutal sich gebärdenden Angreifern an.“

Bei ihm muß der Angegriffene mit seiner rechten Hand das rechte Handgelenk oder mit seiner linken Hand das linke Handgelenk seines Gegners erfassen, nach außen drehen und dabei auch schon mit der Außenkante seiner freien linken oder rechten Hand einen flachen Schlag gegen den Rehlkopf des Gegners ausführen. Derselbe wird augenblicklich besinnungslos zusammennicken. Wird der Schlag mit einer stark gehärteten Handkante zu kräftig vollzogen, tritt infolge Genickbruchs oft der Tod des Gegners ein.

Natürlich kann der Schlag auch ohne Erfassen eines Handgelenks des Gegners getan werden, wie beispielsweise, wenn letzterer den von ihm Angegriffenen irgendwie heimtückisch zu Falle gebracht hat und sich nun auf ihn wirft. Gerade in der Abwehr und Unschädlichmachung eines so vorgehenden Gegners werden die japanischen Mädchen in besonders sorgfamer Weise ausgebildet, und die meisten dieser Puppengestalten besitzen darin eine ungeahnte Geschicklichkeit und Fertigkeit.

Jessie war mit dem an sich ja so einfachen Trick und seinen Spielarten bald auf das engste vertraut. Ihr Lehrmeister konnte deshalb zur Krönung ihrer Ausbildung zwei fernere, die ihrem Wesen nach zusammengehören, durchnehmen.

Die in Rede stehenden zwei Tricks laufen darauf hinaus, daß sich der waffenlose Angegriffene das eine Mal eines von oben her gegen ihn geführten und das

andere Mal eines von unten her gegen ihn geführten Messerstichs zu erwehren hat.

Im ersteren Falle muß der Angegriffene mit seinem linken Vorderarm quer den rechten Vorderarm seines Gegners, dessen Hand das Messer hält, parieren und im nächsten Augenblicke schon dessen rechten Vorderarm mit seinem rechten Arm umschlingen, wobei er sich naturgemäß so wenden muß, daß sich sein Rücken nahezu ganz dem Gegner zukehrt. Mit seiner freien linken Hand muß der Angegriffene dann blickgeschwind das bewaffnete Handgelenk seines Gegners von außen erfassen, nach innen verdrehen und die nach links gemachte Wendung wieder zurück, also nach rechts, ausführen. Der Gegner wird dadurch zum Taumeln gebracht, und sein Arm muß sich unfehlbar austugeln.

Dieser Trick kann nur von sehr Beweglichen und gleichzeitig durchaus Furchtlosen mit Erfolg in Anwendung gebracht werden.

Jessie fand sich mit ihm in kurzem zurecht.

Im zweiten Falle ist eine noch größere Beweglichkeit und Furchtlosigkeit erforderlich. Denn es heißt für den Angegriffenen, das Handgelenk der rechten Hand seines Gegners, die das Messer von unten her zückt, an der Innenseite mit seiner linken Hand zu erfassen und den Arm nach außen zu verdrehen. Dabei muß er durch einen Ausfall auch schon seinen rechten Fuß neben die Außenseite des rechten Fußes seines Gegners gesetzt haben. Durch das Nachaußendrehen des rechten Armes des Gegners kann dieser gar nicht anders als sich nach rechts hinunterbiegen. Dem Angegriffenen ist es also leicht, seine freie rechte Hand auf die linke Schulter des Gegners zu bringen und sich mit der ganzen Schwere seines Körpers darauf zu legen. Der Gegner verrenkt sich, gewöhnlich aber

bricht er sich den Ellbogen und stürzt zu Boden. In diesem Kunstgriff eine solche Übung zu erhalten, daß man ihn im Ernstfalle getrost anwenden kann, dazu gehört, wie schon erwähnt, eine außerordentliche Beweglichkeit und Furchtlosigkeit.

Tanishi benützte als Messer ein stumpfes Stück Holz, mit dem er auf seine Schülerin eindrang, und wie der kleine gelbe Herr ihr gegenüber keinerlei Rücksicht walten ließ, so setzte auch sie jedwede hintan und brachte es fertig, daß er seinerseits in immer kürzeren Zwischenräumen vor Schmerz aufschrie und um Freigabe bitten mußte.

Endlich erklärte er, daß ihre Ausbildung im Dschiu-Dschitsu vollendet sei, und gratulierte ihr dazu, in welcher heroischer Weise sie alle entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden habe.

* * *

Um zunächst Mister Hancock zu zeigen, was sie für sein Geld mit gelernt hatte, machte sie sich, als sie am Nachmittage des Tages, an dem sie ihre letzte Unterrichtsstunde gehabt hatte, im Bureau erschien, den Scherz, ihm die Hand zu bieten. Er wollte einschlagen. Aber da erfaßte sie blitzschnell mit ihrer Linken sein linkes Handgelenk von außen her, und im nächsten Augenblicke verbeugte sich der siegesbewußte Detektiv, der vor einem Kampfe Mann gegen Mann mit dem brutalsten Verbrecher nicht zurückschreckte, tief und abgekehrt von ihr und schrie vor Schmerz laut auf. Als sie ihn nicht freigab, fing er an zu flehen: „Um des Himmels willen, Missis, schonen Sie mich! Mein Ellbogen ist verrenkt.“

„O, es ist nicht so schlimm,“ meinte Jessie. „So, bitte, richten Sie sich nur wieder auf, Mister Hancock,

erheben Sie langsam den Arm seitwärts bis zur Schulterhöhe. — Führen Sie die Bewegung nochmals aus. — Nicht wahr, es macht sich wieder?“

„Wenigstens so halbwegs,“ lachte Hancock gezwungen. Er fing an sich den Ellbogen zu reiben.

Wattley und Husband hatten erstaunt zugesehen.

„Nun kommen Sie an die Reihe, Mister Wattley,“ rief Jessie übermütig und ging auch schon auf ihn los. „Verteidigen Sie sich im Ernst, ich rate es Ihnen dringend!“

Wattley nahm eine Boxerstellung ein. Aber durch einen seitlichen Scheinangriff ihrerseits gab er sich für den Teil einer Sekunde eine Blöße, was ihr genügte, um seine linke, zur Faust geballte Hand auf dem Handrücken zu erfassen, sie hintenüber zu beugen, ihren Arm hochzuheben und wieder niederzudrücken.

Im Nu kniete Wattley in die Kniee.

„Ich danke Ihnen für den Fußfall, Mister Wattley,“ triumphierte Jessie. „Bitte, erheben Sie sich nur wieder. Sie werden mir zugeben, daß ich sehr glimpflich mit Ihnen umgesprungen bin, denn es lag ganz bei mir, Ihnen das Handgelenk auszulösen.“

Wattley erhob sich und schlenkerte mit der Hand. „Es ist bereits kaput, Missis.“

„O nein,“ begütigte Jessie. „So weit waren wir noch nicht. In spätestens einer Stunde werden Sie Ihre Hand wieder ganz gut gebrauchen können.“

Sie wandte sich nun gegen Husband. „Es geht nicht anders, verehrter Kollege, Sie müssen nun auch noch dran glauben.“

Ihm schien das im höchsten Grade unangenehm zu sein, er schien sich direkt vor ihr zu fürchten. Jedenfalls gab er sich ganz unsicher. Jessie hatte deshalb bald sein rechtes Handgelenk an der Innenseite er-

wischt und führte mit ihm den eleganten Ländlertunstgriff vor.

Husband fing an zu schreien, als ob er am Spießgestöcke, was Hancock und Wattley eine kannibalische Freude bereitete.

Sie gab ihn wieder frei, massierte ihm die Schulter und lehrte ihn, welche Bewegungen er machen müsse, damit der Schmerz völlig weiche. „Ernstlichen Schaden habe ich Ihnen nicht zugefügt, Mister Husband,“ tröstete sie ihn.

Hancock schmunzelte. „Missis, Sie sind unübertrefflich!“ Seine Bewunderung war ehrlich. Unter dem Eindruck der Geschehnisse erhöhte er auch ihren Anteil an den Regierungsprämien für jeden wieder eingelieferten Deserteur.

Aber nicht nur Hancock meinte, daß sie jetzt unübertrefflich sei, sondern sie selbst war von ihrer Unüberwindlichkeit überzeugt. Eine kraftvolle Sicherheit erfüllte sie, ein Gefühl der Überlegenheit machte ihre Brust schwellen.

Das brachte es mit sich, daß sie wohl an den Vormittagen auch fernerhin vielfach noch mit Husband zusammen ausfuhr, an den Nachmittagen, Abenden und in so mancher Nacht aber, gewöhnlich als Streichholzverkäuferin auftretend, keine Begleitung duldete. Ganz selbständig nahm sie dann Verhaftung über Verhaftung vor. Die Südwestseite der Stadt war besonders ihr Feld. Oft machte sie recht kurzen Prozeß. Erkannte sie in einem Begegnenden einen Deserteur, streckte sie ihm, und wenn es am hellen, lichten Tage auf belebter Straße oder auf verkehrsreichem Kai war, mit einem fröhlichen „Guten Tag.“ ihre schmale Hand hin. Erstaunt wohl, aber doch gern wollte der Betreffende einschlagen, aber da hatte sie schon seine Hand

auf dem Handrücken erfaßt, beugte sie hintenüber, hob ihren Arm und drückte ihn wieder nieder. Erbarmungslos mußte der Betreffende in die Kniee sinken. Durch die viele Übung erhielt sie in diesem Kunstgriff eine staunenswerte Gewandtheit und Sicherheit in der Ausführung.

Es entstanden durch solche Szenen natürlich in der Regel kleine Aufläufe. Die Zeitungsreporter wurden neuerdings auf sie aufmerksam und brachten ihr Lob in alle Blätter. Und einem besonders ausdauernden gelang es jetzt auch, mit seinem Momentapparat ihr Bild einzufangen. Tags darauf prangte ihr hübsches, schmales Gesichtchen in allen großen Morgen- und Abendzeitungen.

Dieser Umstand war, ganz wie sie damals befürchtet, ein Nachteil für sie. Denn die Wirte gewisser verdächtiger Lokale, die sie ständig besuchen mußte, fingen an sie schroff von der Schwelle zu weisen.

Andererseits gedieh ihr aber das gesteigerte allgemeine Interesse an ihrer Person auch wieder zum Vorteil, zumal durch einen Zeitungsartikel, den Mister Hancock nach langer, reiflicher Überlegung in die Zeitung brachte, und der sich mit ihrem einstigen Vorgehen bei der Mutter des Deserteurs in Brooklyn beschäftigte.

Es liefen daraufhin mehrfach Briefe von Müttern, Vätern, Verwandten und vor allem von Bräuten von Heeres- und Marinedeserteuren bei ihr ein, in denen sie um schleunigstes Vorsprechen bei ihnen gebeten wurde. Fast jedesmal gelang ihr in ähnlicher Weise, wie damals in Brooklyn, eine Festnahme. Und wie oft wieder zum Heile des Betreffenden selbst, wenn seine Einlieferung noch innerhalb zehn Tagen nach seiner Entfernung erfolgte.

Als verkappte Streichholzverkäuferin versuchte sie

sich in Zukunft bei ihren Erkundigungszügen nicht mehr. Darin war sie zu bekannt geworden. Im steten Wechsel wählte sie andere Verkleidungen. Manchmal recht gefällige, manchmal aber auch das Gegenteil davon.

Eine der letzteren war die einer zur Bettlerin gewordenen Einwanderin mit zerlöcherter Schuhwerk, verschmutztem, zerschliffenem Rock, Kopf und Schultern in ein großes, grobes Tuch gehüllt. In derselben gelang es ihr in der Folge auch wieder, sich zu solchen verdächtigen Lokalen Zutritt zu verschaffen, deren Besitzer sie von der Schwelle gewiesen hatten. Um unerkannt wiederkehren zu können, lockte sie, wenn sie in einem der bezeichneten Lokale einen Deserteur entdeckte, diesen unter irgend einem Vorwande auf die Straße und ging nun erst zu seiner Festnahme über.

Es hatte sich bisher für sie noch keine zwingende Notwendigkeit ergeben, die 139. Weststraße oben am Hudson, wo ihr junges Glück ein so jähes Ende gefunden hatte, wieder aufzusuchen. Sie war fest entschlossen, die Straße auch fernerhin unter allen Umständen zu meiden. Denn obgleich sie sich zugeschworen hatte, daß es eine Vergangenheit für sie nicht gäbe, drang doch manchmal die Erinnerung mit Macht auf sie ein. Ihr Herz geriet dann in hellen Aufruhr. Oft rannen in solchen Stunden auch, ohne daß sie sich dessen gleich bewußt wurde, schwere Tränen über ihre Wangen. Und wenn sie dann ihren Zustand merkte, fing sie an sich in tiefster Seele zu schämen, so sehr, daß sie wie von einem heftigen Windstoße durchrüttelt und durchschüttelt wurde. Brennend heiß stieg das Blut bis zu ihren Haarwurzeln empor. Aber solche Schwächeanwandlungen hielten nie lange an. Ihr Selbstbewußtsein bäumte sich dagegen auf, und

einmal so weit, übertam sie stets ein geradezu unnatürlicher Troß.

Mit marmorbleichem Gesicht, aufeinandergebissenen Zähnen und blihenden Augen machte sie sich dann, zu welcher Stunde es auch war, unfehlbar zu einem möglichst gewagten Streifzuge auf. Wehe dem Deserteur, den sie dabei auffürte! Es mochte sein, wo es wollte, er mochte sich in der zahlreichsten Gesellschaft befinden, sie erklärte ihm seine Verhaftung, reizte ihn zu Widersehllichkeiten und fertigte ihn dann in schonungsloser Weise ab. Sprang ihm ein Kumpen bei, nahm sie keinen Anstand, einen Handkantenschlag gegen dessen Kehle, von dem er sich in den nächsten Stunden sicherlich nicht wieder erhob, auszuführen.

Einmal, als sie sich wieder dabei ertappte, wie ihre Augen naß waren, fragte sie sich: „Warum hast du geweint?“ Sie wollte sich erst eine ausweichende Antwort erteilen, aber das lag nicht in ihrer Natur. „Ich will es mir nur zugestehen,“ knirschte sie in sich hinein, „nicht über die Schmach, die dir der angetan hat, dem du in schrankenloser Hingabe vertrautest, vergießt du Tränen, sondern deshalb, weil er ein Unwürdiger war. Und der Grund, warum du, die jetzt im erbarmungslosen Feuer des Lebenskampfes Gehärtete, bei dem bloßen Gedanken, die 139. Weststraße einmal betreten zu müssen, zusammenschauerst, ist allein der, daß du ‚ihm‘ oder ‚ihr‘ oder beiden zusammen dort begegnen könntest. Nie willst, kannst und darfst du ihn wiedersehen. Nie! Denn es würde etwas Unerhörtes geschehen. Das fühlst du. Und ‚sie‘, deren Züge dir ewig in der Erinnerung haften bleiben werden wie ein in Stein gemeißeltes Bild, willst, kannst und darfst du auch nie wiedersehen. Denn es würde ebenfalls etwas Unerhörtes geschehen.“

* * *

Einige Wochen darauf strebte Jessie die Desbrossesstraße hinab mit dem Ziel Old Pier Nummer 40, um mit dem daselbst anlegenden Desbrossesstraßenfährrboote nach Jersey City hinüberzufahren. Auf dem Rai bemerkte sie, wie ein verkommen aussehender Mensch in lauter, roher Weise auf sein junges, aber vergrämtes Weib an seiner Seite schimpfte und ihr sogar mit der Faust drohte. Als das arme Weib sich scheu umblickte und gewahr wurde, wie man allgemein auf den Schimpfenden und sie aufmerksam wurde, bat sie ihn mit rührender Stimme, sich doch zu mäßigen. Aber das reizte ihn nur noch mehr. Er versetzte ihr einen Faustschlag gegen die Brust. Die Bedauernswerte wankte. Trotzdem holte der Wüterich zu einem zweiten Schläge aus.

Allein da hatte ihn Jessie schon am Handgelenk erfaßt und führte einige zierliche Dschiu-Dschitsu-Griffe aus. Wie vom Blitz getroffen knickte der rohe Mensch in die Kniee. Sie gab ihn aber nicht frei, ließ ihn vielmehr zur größten Genugtuung der Umstehenden auf den Knieen rutschen. Er heulte und flehte und fiel schließlich ganz hin.

Nun wandte Jessie ihre Aufmerksamkeit dem armen Weibe zu. Dieses hatte sich an einen Laternenpfahl geklammert, um sich vor dem Umsinken zu bewahren. Deshalb konnte sie sich aber auf die Dauer doch nicht aufrecht erhalten. Sie kauerte sich am Fuße des Laternenpfahles nieder und schien mit einer Ohnmacht zu kämpfen.

Jessie empfand tiefes Mitleid mit ihr. Sie wollte den rohen Menschen auffordern, sich ihrer anzunehmen, doch der war auf allen vieren ein Stück davongetrochen und hatte sich dann gedrückt. Jessie rief deshalb einen Schutzmann herbei. Da inzwischen Blut auf die Lippen

der Armen getreten war, und sie sich nicht einmal mehr in ihrer kauern den Stellung erhalten konnte, blieb nichts anderes übrig, als sie nach einem Hospital zu schaffen. Um das so schnell als möglich zu bewirken, erklärte sich Jessie bereit, einen Wagen zu bezahlen. Der Polizist befahl dem Kutscher, nach dem zwischen der ersten Avenue und dem East River gelegenen großen Bellevuehospital zu fahren. Jessie stieg mit in den Wagen und ließ sich im Hospital die Nummer, unter welcher die Eingelieferte eingetragen wurde, nennen.

Zwei Tage später besuchte Jessie die arme Frau. Sie sprach ihr Mut zu und erfreute sie mit einigen kleinen Geschenken. Im Saale war jedes Bett belegt. Freundlich redete Jessie auch mit den Nachbarinnen ihres Schüglings. Aber da stockte plötzlich ihr Herzschlag. In dem Bette dort drüben, diese Frau mit den eingefallenen Wangen! Narrte sie ihre Einbildungskraft? Nein. Trotz der Veränderungen, die in den Zügen der Frau dort vor sich gegangen waren, erkannte sie dieselbe mit absoluter Sicherheit. Es war „seine“ Frau.

Ein Wiedersehen mit ihr in einem solchen Zustande hatte Jessie niemals in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen. Deshalb konnte sie sich wohl auch mit dem Anblick, den sie auch nur eine Minute zu ertragen für unmöglich gehalten hatte, abfinden. Sie floh nicht. Nichts geschah von dem Unerhörten, das ihrem Geiste so manches Mal vorgeschwebt hatte. Aber eine unwiderstehliche Gewalt zwang sie zu dem Bette der Kranken, die mit geschlossenen Augen und röchelnd dalag.

„Wasser!“ hauchte die Kranke, die eine der Pflegerinnen in ihrer Nähe wähen mochte.

Mit zitternden Händen führte Jessie ein Glas an die Lippen der augenscheinlich Schwerleidenden. Lang-

sam schlug die Gelabte darauf ihre Augen auf und starrte die Hilfsbereite mit einem fragenden Blicke an. Ihre Züge blieben unbeweglich. Und dann hauchte sie ohne die geringste Verwunderung in der Stimme: „Ich danke Ihnen, Jessie.“

Jessie glaubte ersticken zu sollen. Mühsam brachte sie hervor: „Sie erkennen mich, Frau Reef?“

„Sterbende Menschen haben oft sehr scharfe Augen,“ lispelte die Kranke. „Schärfere manchmal, als sie sie hatten, als sie noch im Vollbesitze ihrer Kraft waren. Ich meine da auch den Blick der Erinnerung und den Selbsterkennungsblick. Reichen Sie mir nochmals das Wasser, Jessie, und setzen Sie sich auf den Rand meines Bettes. So. Nun hören Sie das Bekenntnis einer Frau, deren Tage gezählt sind.“

Sie schöpfte Atem und fuhr dann fort: „Der Kernpunkt meines Bekenntnisses ist, ich fühle mich selbst schuldig an meinem Unglück. Clark Reef ist kein schlechter Mensch. Aber ich mit meiner Lieblosigkeit, Kältherzigkeit und Böswilligkeit habe ihm sein Leben zur Hölle gemacht. Deshalb hat er mich eines Tages in einer verzweifeltsten Stimmung in Chicago verlassen. Ich habe aber keine materielle Not zu leiden brauchen. Als er im dritten Monat nichts von sich hören ließ, habe ich mich zunächst nach Detroit, wo ich ihn vermutete, aufgemacht. Dann bin ich nach St. Louis, wo er früher in Stellung gewesen war, und wir uns kennen gelernt hatten, gefahren, um dort nach ihm zu forschen. Inzwischen brannte das vielstöckige Haus in Chicago, in dem wir gewohnt hatten, ab, und es gab eine Anzahl schwer zu rekonoszierende Verunglückte, wie das bei solchen Gelegenheiten immer zu sein pflegt. Als eine der Verunglückten wurde ich angesehen, was die Blätter meldeten. Nach Wochen erst

ist ihm in New York eines davon in die Hände geraten. Er hat es mir gezeigt. Auch hat er mir nachgewiesen, daß er die Kosten meiner Beerdigung nach Chicago gesandt hat, die angenommen und in der Folge auch nicht wieder zurückerstattet worden sind. Als ich in Chicago wieder eintraf, fand ich auf dem Brandplatze bereits ein neues Haus im Entstehen begriffen. In die Seele getroffen, erbittert über mein neues Unglück, wandte ich, wie ich ging und stand, der Straße, der Stadt wieder den Rücken und kehrte nach St. Louis zurück, wo ich als Mädchen gelebt habe, und wo mein Eingebrachtes als Hypothek auf einem Hause eingetragen ist. Ich wollte von der ganzen Welt nichts mehr sehen und hören, nichts wissen und verlebte nahezu ein ganzes Jahr in der denkbar größten Zurückgezogenheit. Der Grimm, verlassen worden zu sein, begann aber in steigender Qual an meinem Herzen zu fressen. Eines Tages versenkte ich mich in den Gedanken, daß sich der Verschwundene nach der Ostküste gewandt hätte, und beauftragte je ein Bureau in Boston und New York mit Nachforschungen. Wenige Tage später erhielt ich von letzterem die verlangte Auskunft. Reef hatte seinen wirklichen Namen beibehalten — ein weiterer Beweis seines guten Glaubens. Nachdem ich mich wieder mit ihm vereint, wie Sie ja wissen, und er mir alles erklärt hatte, hätte ich ihm diesen guten Glauben nicht fortgesetzt abstreiten sollen. Aberhaupt hätte ich mich ihm gegenüber anders als früher geben sollen. Doch ich habe es nicht getan und zwar deshalb, weil er jeden Tag Tränen vergoß und seufzte wie ein schwaches Weib. Um wen brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich wurde immer reizbarer. Es konnte gar nicht anders kommen. Eines Abends kehrte er nicht wieder heim. Von neuem ist er auf und davon.

Das hat mir den Rest gegeben. Das einzige, was ich zu meiner Entschuldigung ausgeklügelt habe, ist — Sie wissen, Sterbende sitzen sonderbar mit sich zu Gericht — daß ich von dem Hospitalarzte erfahren habe, daß ich mein Leiden wahrscheinlich schon jahrelang mit mir herumtrage. Ich werde also wohl schon lange krank gewesen sein. Wenn sich jemals Ihr Weg mit dem seinigen kreuzen sollte, so vertrauen Sie ihm das an. Ich bitte Sie herzlich darum. Und lassen Sie ihn wissen, daß ich ihn um Verzeihung bitte, wie ich ihm alles verzeihe. Versuchen auch Sie, ihm zu verzeihen. Sie können das ohne Bedenken tun. Er hat nicht die Absicht gehabt, Sie zu betrügen. Nur darin, daß er, wie ich aus ihm herausgeholt, Ihnen nichts von seiner ersten Ehe erzählt hat, hat er Ihnen gegenüber gefehlt.“

Jessie war keines Wortes mächtig. Mit nassen Augen drückte sie die zitternde Hand der Kranken.

Sie blieb bis zum Schluß der Besuchszeit bei ihr und schied dann tief ergriffen.

In der Folge sprach sie jede Woche einmal im Hospital vor. Das Befinden ihres Schüglings wurde besser und besser, das der Frau Reef dagegen nicht.

Wegen einer längeren Berufsreise nach dem Süden waren ihr dann einmal zwei Wochenbesuche hintereinander nicht möglich, und als sie in der dritten Woche wieder im Hospital erschien, mußte sie erfahren, daß Frau Reef gestorben und auch schon begraben war.

Seit dem Tage bereits, an dem Jessie die Kranke im Hospital entdeckt hatte, war sie in ihrem Berufe eine andere geworden. Jetzt trat das noch mehr hervor. Nicht, daß sie es an Eifer und Ausdauer hätte fehlen lassen, oder daß ihr Mut gesunken wäre — keineswegs. Aber in ihrer ganzen schroffen Art und Weise, wie sie

sich bisher eines einmal als Deserteur Erkannten zu versichern gepflegt hatte, änderte sie sich ganz gewaltig. Ihre Künste im Dschiu-Dschitsu gebrauchte sie eigentlich nur noch zum Schutze ihrer Person, dann allerdings überraschend und nachdrücklich. Bei Festnahmen selbst wendete sie diese nur noch ganz ausnahmsweise an. Immer suchte sie jetzt erst einen Erkannten durch unermüdbliches, gütliches Zureden und mit Vernunftgründen zum ruhigen Mitgehen zu bewegen. Und da ihre ganze Erscheinung jetzt Milde, Gutherzigkeit und Freundlichkeit ausstrahlte, gar nichts mehr von ihrer früheren Herbheit an sich hatte, und ihren Worten eine magische Überzeugungskraft innezuwohnen schien, ergaben sich die Betreffenden in der Regel in ihr Schicksal.

Sie erzielte mit diesem Verfahren für Mister Hancocks Geldbeutel dieselben Ergebnisse wie früher, mit der Zeit sogar noch günstigere, und da sie auf Prämienanteil angestellt war, wuchsen auch ihre Ersparnisse.

Viele der Deserteure aber, welche sie speziell in New York im Arresthause am Batterieplatze oder im Militärstrafgefängnis auf Governors Island ablieferte, verloren, so närrisch es klingt, rettungslos ihr Herz an sie. So kam es gar nicht so selten vor — es ist das Tatsache — daß von ihr Eingebachte nach Abbüßung ihrer Strafe wieder desertierten, nur um, wie sie bekannten, sich nochmals von ihr festnehmen und einliefern lassen zu können.

* * *

Eines Morgens breitete Mister Hancock wieder einmal eine Anzahl Photographien von Deserteuren vor seiner treuen Angestellten aus. Es handelte sich wie gewöhnlich um Marinedeserteure. Die meisten derselben hatten in New Orleans ihre Schiffe im Stiche

gelassen, einige in Mobile, einige in Hampton Roads und einige in Boston.

Jessie war am Tage zuvor erst von einer recht erfolgreichen Reise aus dem Süden zurückgekehrt. Deshalb meinte Hancock: „Ich kann Ihnen aber unmöglich zumuten, schon wieder den Südflyger zu besteigen. Wir wollen lieber Mister Wattley hinuntersenden.“

Sie zögerte mit der Antwort, griff nach dem obersten Bilde, betrachtete es wohl fünf Minuten lang, wendete es, um den Namen zu lesen, um, wendete es nach einer Weile wieder um und versenkte sich neuerdings in seinen Anblick. Nach kurzem Sinnen mit geschlossenen Augen legte sie es schließlich weg und griff nach einem zweiten, bei dem sich der stumme Vorgang wiederholte.

Hancock kannte sie darin, daß jetzt vorläufig nicht so leicht ein Wort von ihr zu erhalten war. Erst mußte sie alle Bilder in sich aufgenommen haben. Er ließ sie deshalb gewähren, fing an seinem Pulte an zu schreiben und vertiefte sich in seine Arbeit. So nahm er nicht wahr, wie beim Betrachten eines der letzten Bilder ihre Hände zu beben begannen, wie alle Farbe aus ihrem Gesichte wich, wie ihr Atem anfang stößweise zu kommen und zu gehen.

Hancock war endlich mit seiner Schreibarbeit fertig und wandte sich um.

Jessie hielt immer noch das betreffende Bild in ihren bebenden Händen. „Nun,“ fragte er, „wie denken Sie, Missis? Wollen Sie nach New Orleans fahren, oder soll ich Wattley schicken?“

Rudweise antwortete sie. „Senden Sie Mister Wattley nach dem Süden. Ich aber gedente heute noch nach Boston zu fahren und nach den dort Desertierten zu fahnden. Es ist überhaupt lange niemand von uns oben gewesen. Die Fahrt wird sich lohnen.“

Auf der Rückseite des betreffenden Bildes stand Taff Wayne.

Hancock streifte sie mit einem verwunderten Blicke. Aber nach angestrenghem Betrachten neuer Bilder pflegte sie sich immer in einem halb bewusstlosen Zustande zu befinden, weswegen er auf ihr eigentümliches Gebaren kein Gewicht weiter legte.

* * *

Am Tage nach der Abreise Jeffies nach Boston erhielt Hancock keine Nachricht von ihr. Auch am zweiten und dritten Tage danach gab sie kein Lebenszeichen von sich.

Hancock wurde darüber ein wenig unruhig, sagte sich aber, daß sich ähnliches schon öfters zugetragen hätte. Wer konnte wissen, auf welcher schwierigen Fährte sich die zähe Detektivin befand, bei deren Verfolgung sie an kein Schreiben, Telephonieren oder Telegraphieren denken konnte. Die Post am nächsten Morgen würde schon einen ihrer kurzen, aber desto inhaltreicheren Berichte bringen.

Richtig erhielt er einen Brief von ihr. Aber was war das? Eine Kanadamarkte mit dem Poststempel Montreal!

Hastig öffnete er den Brief, der wie folgt lautete: „Mister Hancock, mein väterlicher Freund, erschrecken Sie nicht — wir sehen uns so bald nicht, vielleicht niemals wieder. Lassen Sie sich das Ungewöhnliche meiner Desertion aus Ihren Diensten kurz erklären. In dem Bilde des angeblichen Taff Wayne, der in Boston von einem Kriegsfahrzeug desertierte, erkannte ich einen Mann, der in Wirklichkeit anders heißt, nämlich Clark Reef, derselbe, der eine ungültige Ehe mit mir einging. Ich gebrauche absichtlich den Aus-

brud ‚ungültig‘ und nicht einen schärferen, weil ich in der Zwischenzeit überzeugt wurde, daß es nicht in seiner Absicht gelegen hat, mich zu betrügen, daß er vielmehr in gutem Glauben handelte. Ich muß hier ein Geständnis einschalten. Vor etwa acht Monaten entdeckte ich seine legitime Frau, deren Erscheinen meinem jungen Glück seinerzeit ein so jähes Ende bereitete, im Bellevue-hospital. Von dem Tage an begann ich nach Clark Reef zu forschen. Unsicher erst, zögernd, bald aber planmäßig und voll Eifer. Denn meine Liebe zu ihm war, wenn ich mir das auch hundertfach einredete, nie versiegt, sie wuchs vielmehr, nachdem ich die Überzeugung erlangt, daß er mich nicht hatte betrügen wollen, im Nu wieder zur lichten Lohe auf. Aber ich konnte seine Spur nicht finden trotz aller Erkundigungen, die ich anstellte und anstellen ließ. Ich glaubte ihn nach einem fernen Lande ausgewandert und begann in hoffnungslosen Stunden schon mit seinem Tode zu rechnen. Da bekam ich sein Bild in die Hände, und es wurde mir klar, warum meine Nachforschungen vergeblich geblieben waren. Er hatte einen anderen Namen angenommen, hatte sich bei der Kriegsmarine anwerben lassen und war auf einem Fahrzeuge eingeschifft worden, das im Begriffe war nach den Philippinen abzdampfen. Sein eigentlicher Beruf ist Buchhalter. So ist es erklärlich, daß ihm sein neuer, den er in einer Stunde der Verzweiflung ergriff, auf die Dauer unerträglich werden mußte. Betrachten Sie unter diesem Gesichtswinkel seine Desertion.

Ich habe mir unzählige Male ausgemalt, wie sich ein erstes Wiedersehen zwischen uns beiden gestalten würde. Alle Möglichkeiten habe ich erwogen, und doch hatte keine derselben eine Ähnlichkeit mit dem,

wie es sich tatsächlich abspielte, als ich ihn endlich aufgespürt. Wir standen uns eine Zeit, die vielleicht kurz, vielleicht lang war, ich kann es nicht sagen, stumm, zitternd, mit niedergeschlagenen Augen und die Herzen von Scham und Seligkeit zugleich erfüllt, gegenüber. Und dann breiteten wir in namenlosem Verlangen gleichzeitig die Arme aus, und ich, die ich selbständig weit über fünfhundert Deserteure gefangen, habe an der Brust dieses Deserteurs geweint, daß ich glaubte sterben zu sollen, und ich fühlte mit aller Gewalt, wie ich so ganz seine Gefangene war. Am selben Tage noch haben wir den Bund fürs Leben erneuert. Keine Gewalt der Erde wird uns wieder trennen.

Wegen seiner Desertion müssen wir aber leider bis auf weiteres den Boden der Vereinigten Staaten meiden. Wir haben uns deshalb nach Montreal gewandt. Meine Ersparnisse reichen zur Gründung einer neuen Existenz hin. Unser Glück ist so groß, daß ich mich fortgesetzt frage, ob denn auch alles Wirklichkeit und kein Traum ist.

So, Mister Hancock, mein väterlicher Freund, sind Sie nun in die näheren Umstände meines Lebensromans eingeweiht. Sagen Sie selbst, habe ich anders handeln können, als wie ich es tat? Sie werden die Frage sicherlich nicht verneinen und mir somit auch meine Desertion aus Ihren Diensten verzeihen können.

Ihre Jessie Reef.“





Gebirgsfahrten in Bulgarien.

Von Kurt Tesdorff.

Mit 13 Bildern.



(Nachdruck verboten.)

Eine Eisenbahnfahrt durch die unteren Donauländer ist die schnellste Verbindung zwischen dem Abendland und Konstantinopel, und die Vorstellung, im direkten Wagen des Orientexpresszugs unter Benützung des Restaurations- und des Schlafwagens von Wien über Budapest, Belgrad, Nisch, Sofia, Philippopel und Adrianopel bis zum Bosphorus in vierzig Stunden fahren zu können, hat so viel Anziehendes, daß viele Orientfahrer diese Route jeder anderen vorziehen. Auch die Benützer der gewöhnlichen Eilzüge, die etwas mehr Zeit auf die Reise verwenden, beschränken sich meist auf einen kurzen Aufenthalt in Sofia, der Hauptstadt Bulgariens, die den Vorzug hat, so ziemlich in der Mitte der Bahnstrecke zu liegen.

Wer aber vermeint, auf diese Weise von dem eigentlichen Balkanlande — und das ist Bulgarien! — einen irgendwie genügenden Eindruck zu erhalten, der irrt sich. Wohl zieht die Bahn durch ganz Westbulgarien und wie über Sofia auch über Philippopel, die Hauptstadt Ostrumeliens, das seit 1885 mit Bulgarien vereinigt ist, aber die Gegenden, durch die man fährt, selbst der Abstieg der Bahn vom felsenumtürmten Dragomanpaß in die steppenartige Ebene von Sofia mit der breiten Sjenitpyramide der

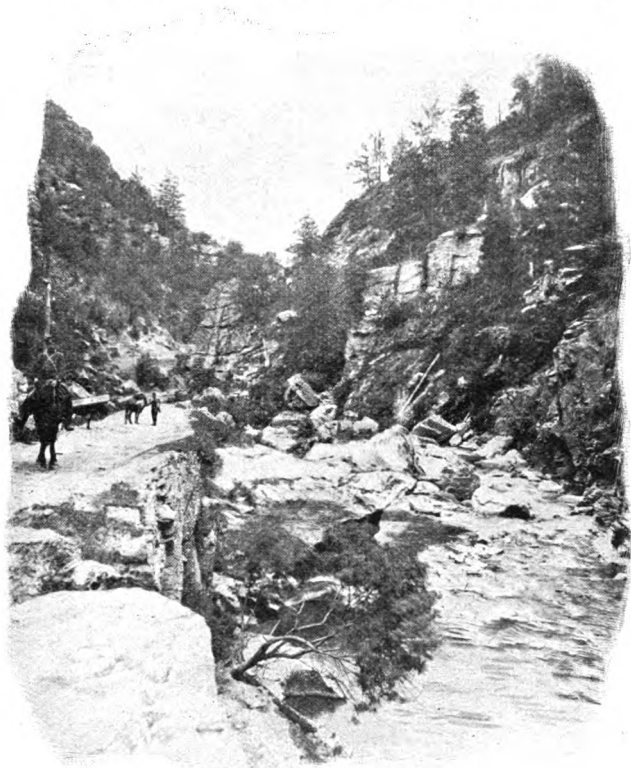
Mitoscha und der Übergang über den Vatarelpaß ins ostrumelische Marikatal geben von der landschaftlichen Schönheit Bulgariens nur einen sehr unvollkommenen Begriff. Sofia ist ja gewiß seit dem Ende der Türkenherrschaft durch die Bemühungen des Fürsten Alexander, des „Battenbergers“, und seines Nachfolgers, des „Koburgers“ Ferdinand, eine recht stattliche moderne Residenzstadt nach europäischen Begriffen geworden, aber noch zeigt sich das Alte mit dem Neuen zu wenig harmonisch verwachsen, als daß man nicht überall an die fremden Kräfte erinnert würde, die den Aufschwung zur neuen Blüte bewirkten. Unvermittelt steht das Sobranjegebäude vor den Ruinen der stolzen Sveta Sofia-Kirche, des früheren Wahrzeichens der Stadt. Das nicht unbedeutende geschäftliche und gewerbliche Leben hat wenig rein bulgarischen Charakter. Die besseren Hotels, Restaurants, Cafés gehören Deutschen und Österreichern.

Sogar die Landleute, die Freitags zum Wochenmarkt in die Stadt kommen, geben eine irreführende Vorstellung. Die unwirtliche, von Schaf- und Ziegenherden beweidete Campagna, welche Sofia umgibt, ist nämlich von einem besonderen Menschenschlag, den Schopen, Abkömmlingen der Petschenegen, bewohnt, einem trägen, unsauberen und dabei sehr pußsüchtigen Hirtenvolk, auf das die wirklichen Bulgaren mit Verachtung herabsehen.

Wer Land und Volk Bulgariens auf einer Reise von Deutschland in den Orient richtig kennen lernen will, der muß nach wie vor zu Schiff auf der Donau einfahren und ein Stück des inneren Landes zu Wagen oder zu Roß in der landesüblichen Weise durchqueren.

In der Grenzstadt Semlin oder in der dieser rechts gegenüberliegenden serbischen Hauptstadt Belgrad be-

steigt man einen der stattlichen, vortrefflich bewirtschafteten Dampfer, die die Donau hinab bis zur Mündung befahren. Die großartigsten Sehenswürdig-



Engpaß im Balkan.

keiten, welche die Donaufahrt überhaupt bietet und deren berühmteste der Engpaß von Kasan und das „Eiserne Tor“ sind, treten erst unterhalb jener beiden alt-historischen Städte in die Erscheinung. Auf der Strecke

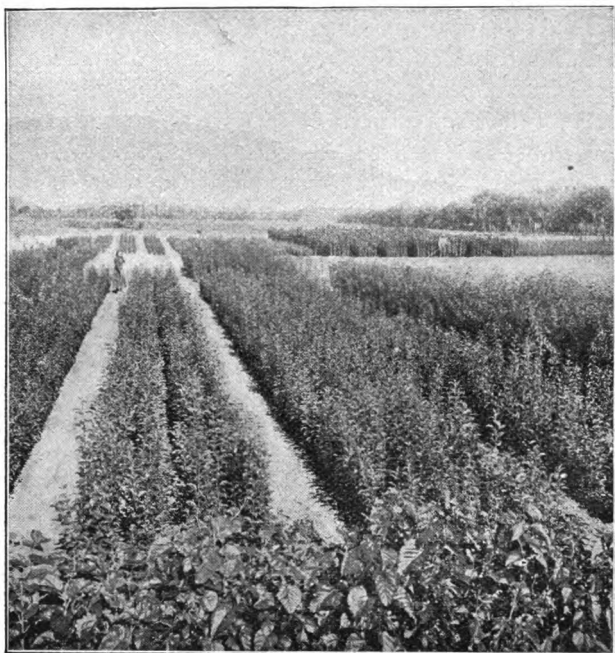
zwischen Orsova und Turn-Severin berühren sich die Grenzen von Ungarn, Serbien und Rumänien. Auch hier erinnert noch vieles an die Türkenkriege vergangener



Rosendörraffinerie.

Jahrhunderte. Vor der bulgarischen Grenzfestung Widdin beginnt der nun meist über 1500 Meter breite Strom in östlicher Richtung die Grenze zwischen Rumänien

und Bulgarien zu bilden. Parallel mit der Donau ziehen die Gebirgsketten des Balkan von Westen nach Osten durch Bulgarien bis nahe ans Schwarze Meer hin und teilen es in eine nördliche und südliche Hälfte.

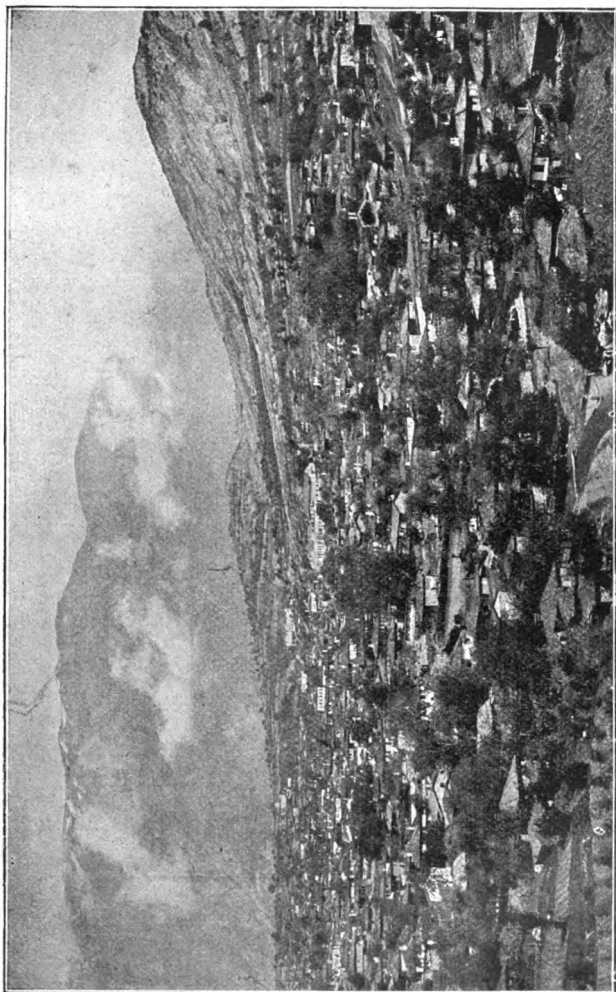


Pflanzungen von Tabak, spanischem Pfeffer und Mais.

Sofia und Philippopol liegen jenseits des breiten Gebirgszugs im Süden.

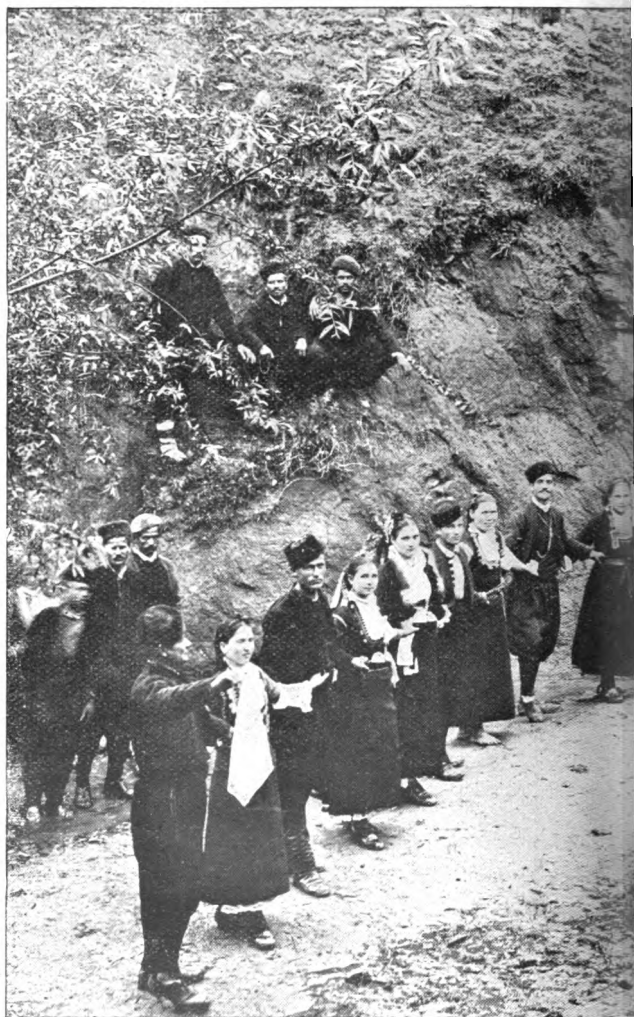
Von Semlin bis Widdin braucht das Dampfschiff zwanzig Stunden. In zwei weiteren ist Lom Palanka erreicht, von wo aus die uralte Handelsstraße nach Sofia über den westlichen Balkan sich hinzieht. Vor dem 1888 erfolgten Anschluß der bulgarischen Orient-

bahn an das europäische Eisenbahnnetz war die 176 Kilometer lange, den Balkan im Ginzipafz überschreitende Straße die einzige Verbindung zwischen Europa und Sofia für den auch heute noch starken Verkehr. Die neuerdings sehr verbesserte Straße dient der Getreideausfuhr, für die Lom Palanka von alters her Stapelplatz ist. Wie alle bulgarischen Donaustädte breitet es sich mit seinen stattlichen Gassen vom Ufergelände über den Abhang eines Hügels und auf dessen Höhe aus; viele der hellschimmernden niedrigen Häuser stehen in terrassenartigen Gartenanlagen. Eine Gasse besteht bloß aus Getreidemagazinen, meist sind in dieser ganze Kolonnen von Ochsen- und Büffelwagen aneinandergereiht. Für Touristen stehen in Lom Palanka zweifelhige Wagen, sogenannte „Pajtons“ (Phaethons), zur Weiterfahrt bereit, die mit vier Pferden einer kleinen kräftigen Rasse bespannt sind. Die in einer Reihe nebeneinander angeschirrten schellenbehangenen Säule gehen einen kurzen, flotten, gleichmäßigen Trab stetig bergauf und bergab. Die Fahrt nach Sofia über den Ginzipafz, der nach einem Städtchen auf der Donauseite auch Berkovikapafz genannt wird, dauert sechzehn Stunden. Der Rückblick von der Höhe auf die hügelige, reichbewässerte Donaulandschaft ist sehr schön; auch hat die Fahrt durch das Ogofttal und die waldigen Vorberge malerische Reize; an verschiedenen Stellen öffnen sich Ausblicke auf verschiedene Ruppen des Zentralbalkans (Stara-Planina) und die großartigen Gebirgsabstürze, die den Isterdurchbruch überragen. Die Aussicht nach Süden, obgleich sie an klaren Tagen bis zum Rhodope- und Rilagebirge an der mazedonischen Grenze reicht, ist weniger befriedigend. Die Straße führt von der Pafzhöhe ziemlich steil durch kahle, felsige Gebirgszenerie in großen Windungen in

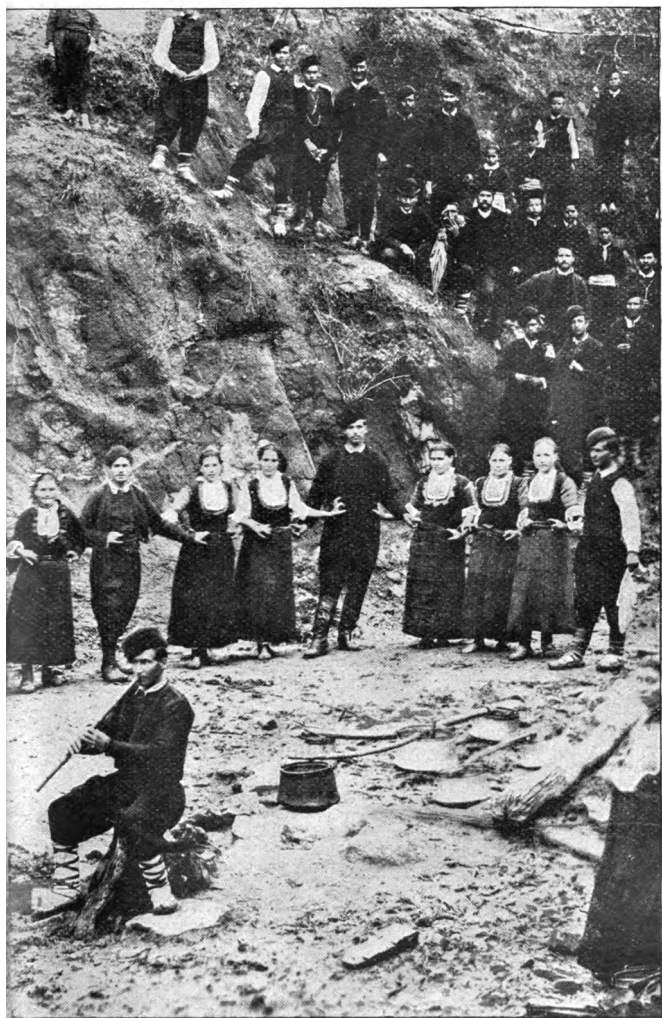


Skafopet.

das ebene Steppenland, welches Sofia umgibt. Übernachtet wird in Kliffjura auf dem Anstieg zum Paß, wo



Bulgarischer



ationaltanz Horo.

zwei Gasthäuser gute Unterkunft bieten. Einfache Wirtshäuser, Han genannt, stehen an der Straße. Im Posthaus Petro-Han auf der Paßhöhe, die sich bis zu 1442 Meter erhebt, kann man zur Not auch ein einfaches Nachtlager bekommen.

Weit interessanter und lohnender ist es, auf der Donau über Lom Palanka hinaus bis nach Sistowo zu fahren und von hier über Tirnowa den Weg auf einer der Paßstraßen über den Zentralbalkan zu nehmen. Daß man auf dem Umweg über die Donaufstadt Rufscht auch auf einer Zweigbahn der bulgarischen Zentralbahn nach Tirnowa, das einst vor der Türkenherrschaft über Bulgarien dessen Hauptstadt war, gelangen kann, ist für unseren Zweck gleichgültig. Auch durch die Bergbahn von Nitopoli nach Plewna und seinem berühmten Schlachtfeld, wo von Sofia her jetzt die bulgarische Zentralbahn mündet, lassen wir uns nicht ablenken.

Sistowo ist wie Lom Palanka ein Stapelplatz der bulgarischen Getreideausfuhr. Es hat etwa 12,000 Einwohner, von denen mehr als 4000 Türken sind. Die Hauptstraße und der Hauptplatz mit dem schön gepflegten Stadtgarten haben europäischen Anstrich. Aber einige hundert Schritte hinter demselben nimmt uns ein unverfälschtes Stück Orient, das türkische Viertel mit seinen Minaretts, ein merkwürdiges Gewirr von Gäßchen und Durchgängen, auf. Jedes Häuschen steht in einem ummauerten Garten. Die Gäßchen sind zuweilen so schmal, daß die Bäume der beiderseitigen Gärtchen natürliche Lauben bilden.

Die Fahrt von Sistowo nach Tirnowa — 80 Kilometer — führt uns durch eine äußerst fruchtbare, stark bevölkerte Gegend, in welcher die Ausläufer der Stara-Planina mit Reben bebaut sind. Bulgarien bringt vor-

zügliche Weine hervor, und es ist zu bedauern, daß man sie für die Ausfuhr nicht zu behandeln versteht. Das Zentrum der Weinproduktion ist Plewna. Auf halbem Wege kehren wir im Städtchen Bjela ein und lassen uns in einem echt bulgarischen Gasthause ein paar Nationalgerichte schmecken. Als Vorspeise wird eine gute Hühnerbrühe aufgetragen, die säuerlich angemachte Rizela. Dann kommen Hühner, gedämpft oder am Spieße gebraten. Eierkuchen und frischer bulgarischer Käse, zu welchem der Landwein vorzüglich mundet,



Mädchen aus dem Rhodopegebirge.

vollenden das Mahl. — Während der Hauptstock der Stara-Planina durchweg von Wald überzogen ist, sind die Vorberge vorwiegend karstig und zerrissen. Lange Rücken wechseln mit phantastisch geformten Felspartien. In der Entfernung glaubt man langhinstreckte Festungsmauern oder einsam emporragende Warttürme zu sehen. Der letzte Teil der Straße führt durch das romantische Jantratal; der rauschende, Kaszaben bildende Fluß macht um die auf einem langgestreckten Felsrücken hingebaute alte Zarenstadt Tirnowa eine regelrechte Schleife. Hier findet man gute Hotels mit deutscher Küche, ferner auch altbulgarische Industrie (Tuchweberei, Färberei, Seidenraupenzucht). Schon Moltke fand den Aufbau der Stadt auf den Felsterrassen über dem Fluß „höchst abenteuerlich“.

Die Eisenbahn gelangt durch zwei Tunnel auf die Höhe. Dort hat sich die moderne Stadt ausgebreitet. Neben der imposanten zweikuppeligen Kathedrale, die den Slavenaposteln Kyril und Methodije gewidmet ist, steht die Residenz des Bischofs von Tirnowa und das Haus der großen Nationalversammlung, in dem schon so viele für das Schicksal Bulgariens entscheidende Beschlüsse gefaßt worden sind. Neben der Neustadt hat sich aber AltTirnowa ganz so erhalten, wie es schon vor Jahrhunderten bestand. Es ist unmöglich, in wenigen Worten ein Bild von diesem engverflochtenen, über die Felsabhänge sich zur Jantra hinabziehenden Gassen- und Gäßchengefüge zu geben. Treppen und übermauerte Durchgänge verbinden die horizontalen Häuserzeilen. Alles ist Stein, der Boden, die Treppen, die kleinen Häuschen von echt orientalischer Architektur. Vor der Stadt liegt auf einer Felsenhöhe die Zitadelle, das alte, jetzt verfallene Königsschloß der Bulgaren; zu dem Felsen, den die Bulgaren Carveberg, die

Türken Hissarbair (Schloßberg) nennen, führt eine 60 Meter lange, 35 Meter hohe und 4 Meter breite Felsenbrücke. Neben der Zitadelle erhebt sich eine aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammende Moschee, ein fester Kuppelbau, der jetzt Militärzwecken dient.

Drei gangbare Straßenzüge führen von Tirnowa



Bulgarische Zigeunermusikanten.

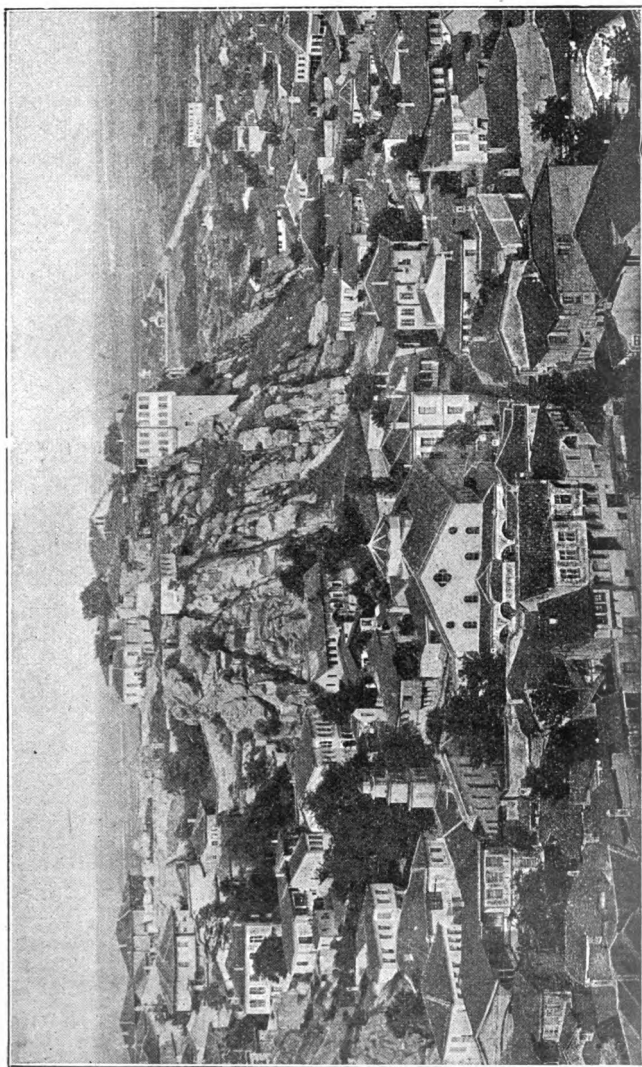
über den „hohen Balkan“. Der mittlere und meistbenützte geht über Sabrowa und über den seit dem Krieg von 1877/78 berühmten Schipkapaß und endet in dem Hauptort des Rosentales Kazanlyk, von wo eine weitere Tagereise den Touristen nach Philippopol bringt. Diese Route, zu der sich wie für die anderen die Benützung eines Reitpferds empfiehlt, nimmt drei Tage in Anspruch und ist reich an Naturschönheiten.

Sabrowa liegt noch im Jantratal und ist mit seinen über 8000 sehr intelligenten christlichen Einwohnern

eine lebhafteste Industriestadt, in der namentlich Messerschmiederei, Töpferei und Drechslerei blühen. Die Straße steigt von hier durch schönen Buchenwald zum 1273 Meter hohen Schiptapaß, der die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Ägäischen Meer bildet. Eine Gedächtniskirche erinnert hier an die Kämpfe, die mit der Gefangennahme der türkischen Schiptaarmee ihren Abschluß fanden.

Das Dorf Schipta, mit über 2000 gewerbfleißigen Einwohnern und großem russischen Kloster, liegt herrlich zwischen Rosen-, Wein- und Obstgärten. Hier beginnen die großen Rosenkulturen, die sich, auf Feldern und in Furchen wie die Kartoffel angebaut, im Tal der Tundscha bis Kazanlyk hinziehen. Ganze Wälder von riesenhaften Nußbäumen beleben das Tal, das in der Zeit der Rosenblüte, Mai und Juni, von Wohlgerüchen erfüllt ist. Kazanlyk ist der Mittelpunkt der Rosenöltraffinerie. Man destilliert die am frühen Morgen gesammelten Blüten in kupfernen Blasen und erhält eine Ausbeute von etwa 0,04 Prozent, also auf 2500 Kilogramm Blätter etwa ein Kilogramm Rosenöl, das mit rund 1000 Franken bezahlt wird. In Stara-Zagora erreicht man die Eisenbahn.

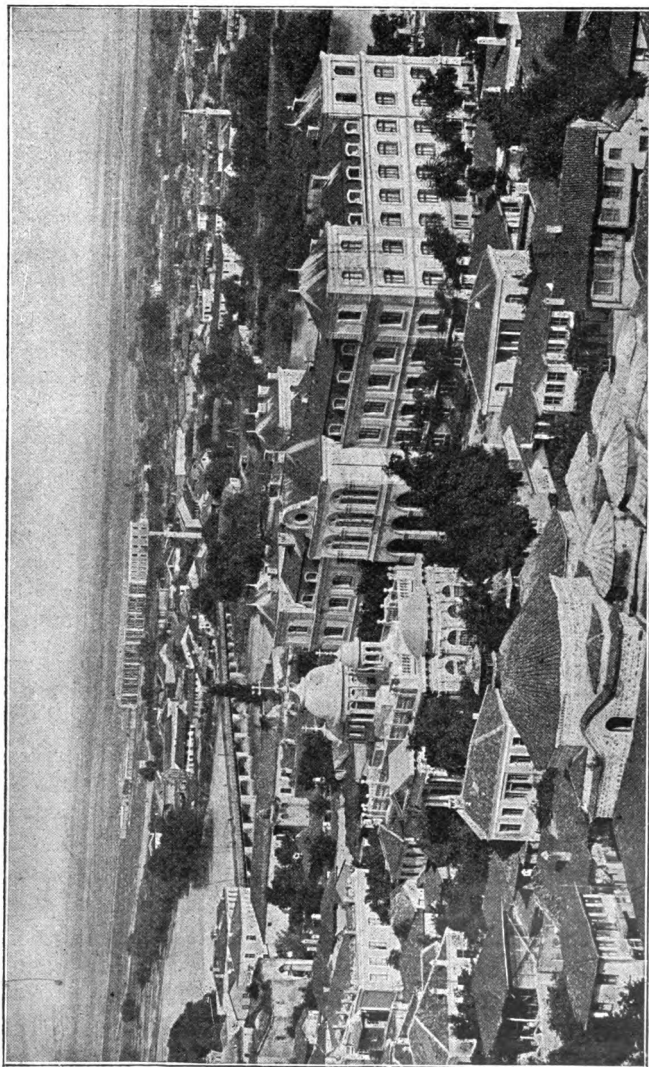
Kürzer und noch lohnender ist die Balkanfahrt von Tirnowa über Elena und Tverdica nach Stara-Zagora. Sie führt durch echten Urwald mit vielhundertjährigen Eichen-, Buchen- und Tannenbeständen und dann über weite grüne Matten, wo sich vor den Bliden aller Reiz einer Alpenlandschaft entfaltet. Man hört das ferne Geläut von weidenden Viehherden; Schneehalden grüßen unter den runden Kuppen des Hochgebirgs. In Banjata hinter Tverdica läßt sich das originelle Leben und Treiben in einem bulgarischen Badeorte beobachten.



Der dritte Weg führt über den Trojanpaß und Kalofer nach Philippopel, erfordert mindestens vier Tage und durchzieht in seiner größeren Hälfte den unwirtlichsten Teil der Stara-Planina. Unser Bild von Kalofer mit seinen ärmlichen niedrigen Lehmhäusern (siehe Seite 151) ist bezeichnend für diese Gegend des südlichen Balkans.

Hat man sich für die Fahrt in den Balkan in Tirnowa einen Dolmetscher als Reisebegleiter gemietet oder findet man sonst Anschluß an einen Deutschen, der Bulgarisch spricht, so wird man auf ihr auch manchen interessanten Einblick in das bulgarische Volksleben gewinnen. Die Bulgaren gelten als Zweig der südslawischen Völkergruppe wie die Neuslowenen, die Kroaten und die Serben, sind aber von Ursprung her ein uralaltaischer Stamm, also mit den Türken verwandt. Da das Land beinahe 500 Jahre lang unter türkischer Herrschaft gestanden hat, ist es erstaunlich, daß sich das Volk so viel eigenartigen Charakter bewahrt hat. Die wichtigsten Äußerungen des Volkstums, das Leben in der Hausgemeinschaft, die Hochzeits- und Trauergebräuche, haben die Bulgaren mit den anderen Südslawen gemeinsam. Der Religion nach sind sie griechisch-orthodox. Sie standen früher unter dem griechischen Patriarchat zu Konstantinopel, gründeten aber 1869 eine eigene Nationalkirche, an deren Spitze ein Exarch steht.

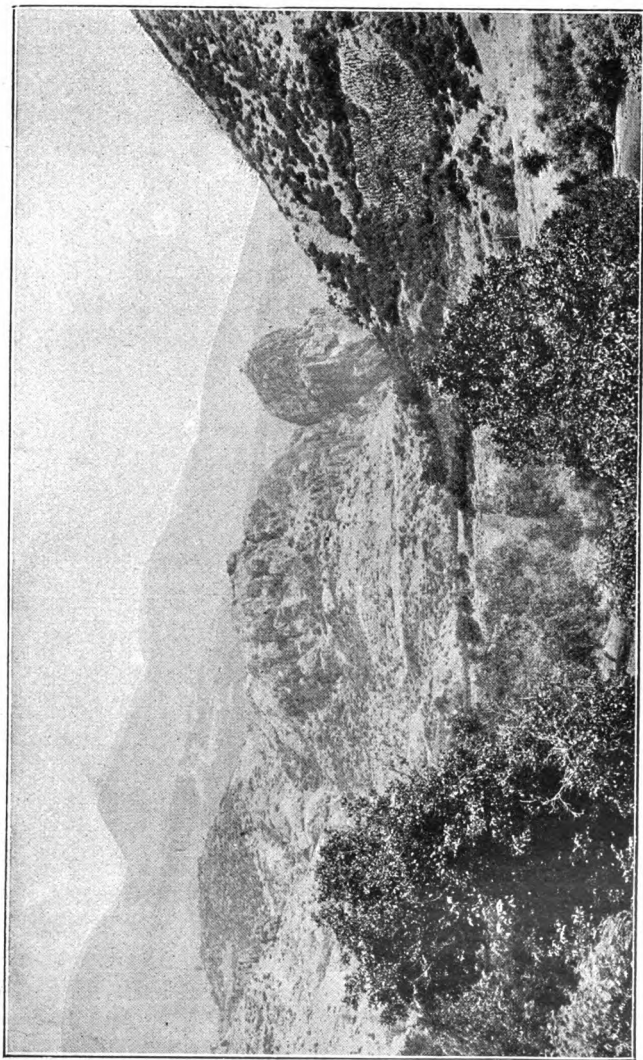
Fremden gegenüber sind die Bulgaren zurückhaltend und verschlossen. Sie haben aber Sinn für Handel und Industrie und sind friedlicher veranlagt als ihre Nachbarn, die Serben. Sie zeichnen sich aus durch Fleiß, Sparsamkeit, Familiensinn und gediegene Lebensführung. Die Einfachheit ihrer Sitten prägt sich auch aus in den schlichten Reigentänzen des Volkes (siehe das Bild auf Seite 152/153).



Philippopol mit der Mariäbrücke.

Die vorherrschend dunklen Trachten haben etwas Ernstes. Seit der Durchführung des neuen Unterrichtssystems ist die allgemeine Volksbildung schnell gewachsen. Friedlich wohnen die Bulgaren in den Städten mit Türken, Europäern, spanischen Juden und Zigeunern zusammen. Die letzteren bilden in Bulgarien ganze Dorfgemeinschaften. Auf ihren Nomadenzügen üben sie die Gewerbe von Tierärzten, Rogmählern, Hufschmieden, Verzinnern, Wahrsagern und Musikanten aus (siehe das Bild Seite 157).

Philippopel, das nach Philipp II. von Mazedonien benannt ist, war von 1363 an die Hauptstadt des Beglerbeg von Rumelien. Jetzt ist es politisch nur eine bulgarische Kreisstadt. Aber trotz der vielen unter europäischem Einfluß entstandenen Neubauten hat sich die Stadt ihren alten Charakter bewahrt. Sie ist der Sitz eines bulgarischen, eines griechischen, eines katholischen Bischofs, eines Appellhofs und eines Brigadekommandos. Neben 13 Kirchen hat sie 26 Moscheen. Von den etwas über 50,000 Einwohnern sind zwei Fünftel Bulgaren, ein Sechstel Türken, ein Achtel Griechen, Spaniolen, Armenier u. s. w. In der sonst ziemlich reizlosen, jedoch sehr fruchtbaren Marizaebene liegt Philippopel mit seinen Gärten höchst malerisch auf und zwischen vier mächtigen Felsklöfen. Einer dieser Syenitfelsen, der Dschambas-Şepé, 212 Meter hoch, bildet den Mittelpunkt der Stadt (siehe das Bild Seite 159); von seinem Südrande bietet sich eine schöne Aussicht auf das Rhodopegebirge und seine mit Neben bewachsenen Vorberge. Vom Uhrberg (Şaat-Şepé) mit dem alten türkischen Uhrturm hat man einen noch weiteren Blick auf die Marizaebene, begrenzt vom Rhodope-, Balkan- und Rilogebirge. Die freundlichen, bunt angestrichenen Wohnhäuser sind auch



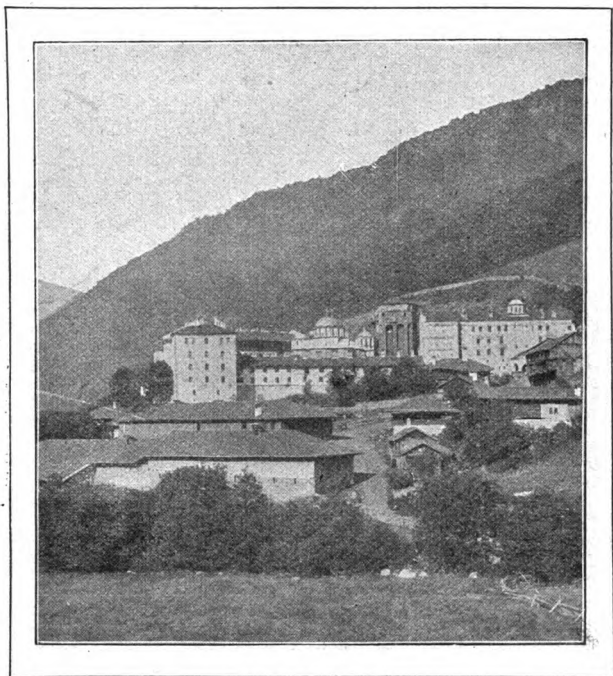
Das Milogebirge.

hier meist einstöckig. Vom Bahnhof führt die Eisenbahnstraße in die Hauptstraße mit ihren vielen Geschäften; in ihrer Nähe finden sich auch Basar und Bezestan (das Kaufhaus). Von den Kirchen ist die hervorragendste die Kyrill- und Methodijekirche vor dem stattlichen bulgarischen Gymnasium dicht bei der Brücke (siehe das Bild Seite 161). Jenseits der Brücke liegt die große Infanterietaserne. Ganz in den Orient versetzt uns ein Besuch der noch jetzt in Gebrauch stehenden großen Karawanseraï mit ihren zehn Bleikuppeln. Die freundlichen Ortschaften am Rhodopegebirge, wo viel Wein und Obst gedeiht, dienen den Notabeln der Stadt als Sommerfrische. So steht dies Gebirge an der Südgrenze Bulgariens zu Philippopel in einem ähnlichen Verhältnis wie das Rilogebirge zu Sofia.

Wer für keine der empfohlenen Touren über den Zentralbalkan sich entscheiden mag, sich vielmehr doch nur auf die Eisenbahnfahrt über Sofia und einen Aufenthalt dort beschränken will, der sollte wenigstens nicht versäumen, von hier einen Ausflug ins Rilogebirge und zum Rilokloster zu machen. Die Eisenbahnfahrt zum Iskarddurchbruch und dem Plewnaer Schlachtfeld, welche jetzt von Sofia aus durch die bulgarische Zentralbahn ermöglicht ist, ist gewiß auch empfehlenswert, aber ähnliche Eindrücke, wie sie sich hier bieten, finden sich auch in gar mancher Klammlandschaft unserer Alpen.

Der Rilo-Dagh, bulgarisch Rila-Planina, ist geographisch der nördliche Eckfeiler des Rhodopegebirgs, des großen Thralischen Berglandes. In einer herrlichen Waldschlucht seiner höchsten Erhebung, des 2930 Meter hohen Granitkegels Muß-Alla, liegt an dessen südlichem Abhang, fast so hoch über dem Meere wie die Spitze der Schneekoppe, das großartige Rilo-

Kloster (siehe das untenstehende Bild). Das Nilokloster ist das Herz des bulgarischen Volks, es ist das Nationalheiligtum der Bulgaren. Der heilige Johannes, dessen Gebeine in der Kirche des Klosters ruhen, war in der



Das Nilokloster.

Zeit der Einführung des Christentums in Bulgarien Einsiedler in dem Tale. In dem Schicksale seiner Gebeine spiegeln sich die Geschehnisse des Landes; 1183 wurden sie nach Gran in Ungarn entführt, 1187 gelangten sie zurück nach Sofia, 1194 nach Tirnowa, und 1469 gestatteten die Türken ihre Überführung nach dem Nilo-

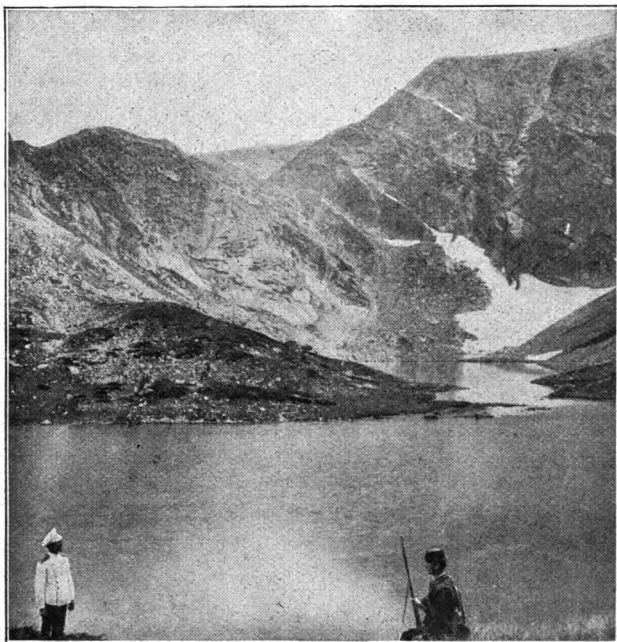
kloster. Das jetzige Gebäude und die Kirche im Hofe mit fünf großen und zahlreichen kleinen Kuppeln und einem Säulenumgang sind erst in der Zeit von 1817 bis 1860 neu aufgeführt worden. Das Ganze bildet ein



Im Hof des Riloklosters.

Fünfed. Den Hof umgeben die vier Stockwerke mit luftigen Arkaden (siehe das obenstehende Bild). Die Bibliothek, die Schatzkammer, die Waffenkammer enthalten kostbare Sehenswürdigkeiten. In den oberen Geschossen finden sich die Schlafsäle für die Pilger, deren an bestimmten Festtagen einige tausend kommen.

Vor dem Hintertor im Osten ist das Wirtschaftsgebäude. Wie fast alle bulgarischen Klöster bietet es im Sommer Erholung suchenden Familien gastfreie Unterkunft. Auch der Fremde, wenn er durch einen Geleitsmann empfohlen wird, findet Aufnahme. Der zurzeit die



Der Nilosee.

Wirtschaft führende Monach spricht Deutsch. Die Verpflegung geschieht drei Tage umsonst, doch wird beim Abschied ein dem Rang und Aufenthalt des Reisenden entsprechendes Gastgeschenk erwartet, das in der Kanzlei erlegt wird. Auch die fürstliche Familie verbringt im Nilokloster jährlich einige Wochen.

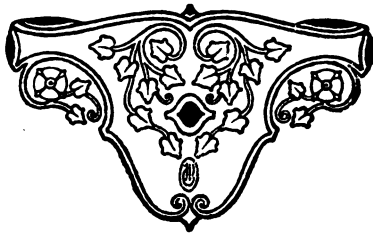
Es führen von Sofia verschiedene Wege nach dem Heiligtum. Der kürzeste geht über Samakow, den Hauptort der bulgarischen Messerindustrie, der schon fast 1000 Meter hoch liegt und wie das einige Stunden höher südöstlich gelegene Tschamkorija bei den Sofianern als Sommerfrische beliebt ist. Zu Wagen läßt sich Samakow in fünf Stunden erreichen; ist man sehr früh aufgebrochen, so kann man noch am gleichen Tag über die Paghöhe der Luposnica (2160 Meter) und durch die Mulde des Rilosees (siehe das Bild Seite 167) an der ersten Einsiedelei des heiligen Johannes vorbei zum Rilokloster gelangen. Proviant sowie ein Führer sind mitzunehmen. Neun bis zehn Stunden dauert der nur teilweise beschwerliche, aber sehr lohnende Marsch. In Samakow kann man für die Tour auch ein Reitpferd mieten.

Wer mehr Zeit hat, wird den Weg über Dupniza nehmen. Neuerdings führt bis Radomir eine Eisenbahn. In diesem an einem Wasserfall gelegenen Städtchen stehen Wagen zur Weiterfahrt nach Dubniza bereit, wo man übernachtet. Hier sind zwei einfache Hotels, und kommt man an einem Sonnabend hin, so wird man in der Frühe Zeuge eines buntbewegten Markttreibens. Die Stadt liegt am Pskerren und nahe der türkischen Grenze. Die Fahrt am nächsten Tag über Rotscharinovo, Riloselo (Rilodorf), durch die hochromantische Riloschlucht nach dem Rilokloster ist sehr lohnend.

Zwei Stunden hinter Dubniza werden die türkischen und bulgarischen Häuser der mazedonischen Grenzwächter sichtbar. Auf der Anhöhe vor Rotscharinovo hat man einen großartigen Blick in das fruchtbare Tal mit dem Perim- und Rilogebirge. In der Gegend wird ein vorzüglicher Tabak gekaut. Kurz

vor dem 600 Meter hoch gelegenen Rilodorf fesseln den Blick gewaltige Erdpfymiden. Hochromantisch wird aber die Landschaft hinter dem stattlichen Dorfe. Herrliche Laubwälder bedecken die felsigen Abhänge der Riloschlucht. Viele der hohen, einzeln aufragenden Felsnadeln sind mit Kreuzen aus Erz geschmückt. Man kommt durch kleinere, dem Kloster gehörige Siedlungen, wie überhaupt fast alles auf Meilen in der Runde Eigentum des Klosters ist. Bei einem Grenzwachthaus erfolgt der Einfluß der Jlina in den Rilobach.

Nahc beim Rilokloster steht eine Kapelle mit einem Mausoleum, in dem die Gebeine von vielen frommen Bulgaren beigeseht sind, die durch Stiftungen sich diese Ruhestätte erkaufen. Auch dieses bildet natürlich jahrein den Zielpunkt frommer Wallfahrt.





Mamas Vorsichtsmaßregel.

Humoreske in Briefen von Ella Triebnigg.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 4. Mai.
Lieber Luigi!

Du wirst Dich wundern, daß ich Dir schreibe nach dem „Krach“, aber Mama erlaubt es. Und so mußt Du einsehen, daß Du unrecht hast in Deinen Ansichten über Mama. Sie ist sehr klug und gerecht und meint es gut und kennt das Leben und die Welt besser als wir, denn sie ist älter als wir, und das alles mußt Du zugeben und einsehen, ebenso wie ich es einsah, als sie mit mir auf der Herfahrt so offen und überzeugend sprach.

Ich war — das kannst Du mir glauben — als Du damals so erregt fortstürztest, ganz betäubt und fassungslos. Als Mama dann zur Abreise drängte und zu packen begann, erwachte mein Troß, und ich ward wütend, wenn ich mich auch nicht so hinreißen ließ wie Du, denn das ist nicht meine Sache. Ich ärgerte mich, daß sie mich wie ein kleines Kind behandelte, daß sie so über mich verfügte. Der Zorn macht eben ungerecht.

Mama liebt Lärmszenen nicht.

Darum auch sagte sie mir selber, ich soll an Dich schreiben, und es soll wieder zwischen uns sein, als wäre nichts geschehen. Denn es sei ja auch nichts geschehen. Wir sind Spielgefährten und außerdem Verwandte und jetzt, wo wir erwachsen sind, gute Freunde geworden. Es wäre auch nichts dabei, wenn wir uns

küßten, obzwar sich das eigentlich nicht schide, und man leicht zu Gerede und Tratschereien Anlaß gebe. So sagt Mama. Und daß sie uns gewiß nicht gescholten hätte, als sie dazukam, wie wir uns küßten, aber daß sie es unbedingt überraschen mußte, als Du die Sache so pathetisch nahmst und gleich um meine Hand anhieltest.

Das sei Unsinn und viel zu romantisch.

Eigentlich hat es mich auch sehr überrascht, daß Du gleich mit dem Heiraten kamst, denn Du hattest mir doch früher nichts davon gesagt.

Das sagte ich auch Mama.

Und als Du mich, wie Du mir beim Klavierspielen die Notenblätter wendetest, so plötzlich küßtest, dachte ich momentan überhaupt nicht nach, denn lieb haben wir uns immer gehabt, und da ist also doch weiter nichts dabei.

Das sagte ich auch Mama.

Man muß die Konsequenzen einer unüberlegten Tat nicht noch durch eine andere Unüberlegtheit verschärfen, sagt Mama, und man würde sich selber am härtesten strafen, wenn man jeder Aufwallung eine ernste Bedeutung geben wollte.

Mama hat Dich sehr lieb, sie sagt immer, der Luigi ist ein guter Junge, aber diese Sympathie würde sehr verhängnisvoll für unsere Zukunft werden, wenn sie darin Ausdruck fände, daß sie Kindereien Vorschub leiste.

Du hast Dir nun gewiß Klarheit im Kopfe geschaffen, meint sie, und die Entfernung sei die richtige Perspektive, seine Gefühle zu prüfen. Außerdem ist sie im Prinzip gegen Verbindungen von Verwandten oder gar Jugendgespielen. Die Gewohnheit hält man für Liebe, und man kennt sich schon so genau, daß man sich selbst

in den Flitterwochen nichts Interessantes mehr zu erzählen weiß.

Das täte nicht gut.

Und eine Frau muß überdies vor der Ehe ihren Gesichtskreis erweitern, und darum nahm sie mich nach Abbazia mit, und im Sommer wollen wir an die Ostsee, vorher aber kommen wir noch nach Hause auf einige Wochen, und da sehen wir uns dann wieder, so hofft Mama, denn sie hält Dich für einen vernünftigen Jungen, der Einsehen und Takt hat und nicht unnötigerweise die Aufmerksamkeit gewisser Klatschbasen durch sein geändertes Benehmen auf unsere Angelegenheiten lenkt und besonders meiner Zukunft dadurch schadet.

Darum auch, sagte Mama, soll ich Dir von hier aus schreiben und Du alles schreiben wie es ist, was ich auch hiermit tue, und Du sollst antworten, und alles ist in Ordnung, und niemand braucht zu erfahren, daß je ein Mißverständnis zwischen uns geherrscht hat.

Mama läßt Dich schön grüßen und durch Dich Tante Zula, Du sollst es ihr aber bestimmt ausrichten und auch, daß ihr Mama bald schreiben wird.

Auch ich grüße Dich herzlichst und bin und bleibe Deine Dich liebende Cousine und Freundin

Trude.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 12. Mai.
Lieber Luigi!

Ich vermute aus Deinen Seitenhieben gegen Mama, wie zum Beispiel die „diktirten Aphorismen“, die „sehr belehrend und überzeugend“ auf Dich „gewirkt haben“, daß Du noch böse bist auf Mama, die Deinen Brief stillschweigend las, dann bloß nickte, als sie ihn zurückgab; aber ich sah es ihr an, daß sie Deine An-

spielungen verstanden hatte. Trotzdem schien es ihr sehr recht zu sein, daß Du so bald geantwortet und auch Tante Zula die Grüße übermittelt hast, denn sie sagte mir gestern: „Der Luigi ist wenigstens gewissenhaft; ich wette, der hätte mich nicht so auffiksen lassen, wenn ich ihn um eine Besorgung gebeten hätte“ (das ging auf Tante Rosa, die Mama eine Bluse nachsenden sollte), und heute sagte sie mir: „Schreibe doch dem Luigi, er soll zu Wolfgang gehen“, (Du kennst doch Mamas Juwelier?), „meine Amethystkette muß doch schon lange fertig sein, er könnte sie abholen und zu Rosa bringen, damit sie sie mit meiner Bluse her-sendet.“

Also bitte, tue es, lieber Luigi, denn das ist dann gleich eine Mahnung an Tante Rosa wegen der Bluse.

Mama läßt Dich auch vielmals grüßen und dankt im voraus.

Wir befinden uns sehr wohl und hoffen von Dir daselbe. Das Wetter ist so günstig, daß wir auch schon an Vormittagen baden können, und das ist herrlich, nur nachher ist es langweilig.

Bekannte haben wir wenige noch gesehen. Mama traf gestern eine Jugendfreundin, die ihren Sohn erwartet, der heute ankommen soll. Mama sagt, daß er gewiß ein sehr vornehmer Mann ist, er heißt Egon v. Gappy, und seine Mutter spricht nur immer von ihm.

Jetzt muß ich mich umkleiden, da wir im Riosk Kaffee nehmen und dann am Südstrand spazieren gehen wollen.

Für Deine lieben Zeilen bestens dankend, mit herzlichem Gruße Deine Dich liebende Cousine und Freundin

Trude.

P. S. Wir lassen auch Tante Rosa schön grüßen!

Grüß von Lovrana! 18. Mai.

Von unserem sehr gelungenen Ausfluge die besten
Grüße! Trude.

Grüß Dich, lieber Luigi, und danke für die ge-
sendete Kette! Deine Tante Jeanette.
Ottilie v. Gappy. Egon v. Gappy.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 22. Mai.
Lieber Luigi!

Deine lustige Ansichtskarte von Schönbrunn finde ich noch molanter als Deinen letzten Brief, auf welchen ich absichtlich bis heute mit der Antwort zögerte. Mama aber scheint die Karte auch geärgert zu haben, was ich ihr gar nicht verdenken kann, obzwar sie sich sehr beherrschte und nur gezwungen lächelte. Mich aber hätte es nicht gewundert, wenn sie Dich ungezogen gescholten hätte. Denn das bist Du. „In Ermanglung hochgeborener Gesellschaft senden ihre Grüße: ‚Der Schönbrunner Pepi‘, vulgo Elefant, ‚Madi‘, Elefantenbaby, ‚Maki‘, der Kapuzineraffe.“

Diesen Spaß finde ich unfein, speziell als Parodie auf unsere letzte Karte.

Denn Du mußt nicht glauben, daß ich das nicht verstanden habe. Ubrigens irrst Du Dich, wenn Du glaubst, mich damit geärgert zu haben, mir tut nur Mama leid, die Dich gerne hat und Deinen Spott gewiß nicht verdient. Und sie war gerade jetzt Dir so gut gesinnt, weil Du den Auftrag so gut und rasch besorgtest mit der Kette und der Bluse.

Warum Du aber dazu diesen letzten Brief schriebst, ist mir unbegreiflich.

Ich dachte, daß es Dich freuen würde, wenn wir korrespondieren können, daß Dich meine Erlebnisse

interessieren werden, und anstatt dessen spottest Du über alles.

Mir wird von Mama durchaus nicht zugemessen, wie viel Zentimeter Papier ich an Dich verschreiben soll und wie viel Wärmegrade verwandtschaftlichen Gefühles ich denselben beischließen darf, wie Du zu schreiben beliebest. Daß ich meinen letzten Brief kürzer faßte, ist begreiflich, denn wir hatten Rendezvous im Riosk, und Du weißt doch, daß Mama die Pünktlichkeit selber ist. Und aufrichtig gesagt wären mir zum Beispiel von Dir anderthalb Seiten im herzlichen Tone gehalten viel lieber als Deine bissigen, ungerechten vier bis sechs Seiten langen Briefe.

Denn was hast Du gegen Gappys?

Egon v. Gappy ist sehr liebenswürdig, hochgebildet und wenn auch nicht so vollkommen wie ihn seine Mutter schildert, so doch ein vollendeter Kavaliere. Mama ist entzückt von ihm, weil er gar so aufmerksam und so vornehm ist.

Schließlich wundert mich das alles bei ihm nicht, denn er ist von altem Adel und als Botschaftssekretär in einer hervorragenden Stellung. Solche Leute sind immer anders als die Durchschnittsbekanntten, die man hat. Und reich muß er auch sein, denn sie wohnen sehr elegant, und die Blumen, mit welchen er Mama überraschte, kosten ein nettes Sümmchen.

Das alles müßte Dich überzeugen, daß Gappys für uns ein sehr angenehmer Verkehr sind, und daß Egon v. Gappy von Konstantinopel, wo er bei der Botschaft ist, hierher fuhr, seine Mutter zu besuchen, ist ein rührender Zug von kindlicher Anhänglichkeit, sagt Mama, und muß jedem seinen Charakter im besten Lichte erscheinen lassen.

Wir machen hübsche Segelbootfahrten und auch

Dampferpartien. Einige meiner Tänzer vom Fasching sah ich jetzt hier, darunter Leutnant Giga und Doktor Schwertner, aber Anschluß an sie suchen wir nicht, denn Egon v. Gappy ist seinem Stande und seiner exklusiven Stellung gewisse Rücksichten schuldig.

Heute ist Regattafest, am Abend Lampions als festliche Illumination. Wenn nur das Wetter aushält! Ich bin sehr besorgt.

Jedenfalls muß ich jetzt schließen und hoffe von Dir nächstens einen netteren Brief zu erhalten.

Mama läßt grüßen. Ich grüße Dich ebenfalls bestens als Deine aufrichtige Cousine — und, da Dir die „Freundin“ in meinen Briefen auch nicht recht war, bloß einfach als Trude.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 30. Mai.
Lieber Luigi!

Du kannst halt das Spotten und Stacheln nicht lassen! Da Du aber selber schreibst, daß ihr nun in Wien der „sauren Gurkenzeit“ entgegengeht, nehme ich dies als Entschuldigung für Deinen sonst schon bedeutend lustigeren und angenehmeren Brief. Die kleine Bosheit, daß Du Dich wunderst, trotz der bereits längeren Anwesenheit des Herrn Botschaftssekretärs in Abbazia noch in keiner der Zeitungen gelesen zu haben, daß vom Goldenen Horn ein hungriger Haifisch bis in den Quarnero geschwommen kam, um dort auf kleine Backfische Jagd zu halten und dieselben, falls sie sich als Goldfische entpuppen, mit Haut und Haar zu verschlucken, entbehrt des historischen Hintergrundes. Dein Hai wäre eine gewöhnliche Zeitungsentee, die ganz ungenießbar ist.

Du fragst, ob ich mich an die Familie Pöstelsdorfer noch erinnere.

Selbstverständlich. Mit dem mittleren der Mädels, der Anni, ging ich ja in dieselbe Klasse, und die Reta und Gusti kenne ich auch sehr gut aus der Tanzschule. Warum fragst Du? Hat sich eine von ihnen verlobt? Wo hast Du sie gesehen oder getroffen?

Das Regattafest war ganz hübsch, aber wir mußten bald nach Hause, denn Frau v. Gappy geht mit den Hühnern zu Bett, und Mama hatte dann auch keine Lust mehr, mit mir allein zu bummeln.

Die Hitze ist groß. Man hat hier eigentlich nur das Bad und die Kurmusik, denn Tennisspielen kann ich auch nicht, weil Herr v. Gappy diesen Sport nicht betreibt, und ich doch keine andere Gesellschaft habe. Ich sagte es aber bereits Mama, daß ich bei der nächsten Reunion mich nicht nur an Gappys Ketten lasse; schließlich ist er doch ein reifer Herr, der schon die Bequemlichkeit bevorzugt, und ich tanze gerne und möchte die Unterhaltung nicht bloß aus der Vogelperspektive genießen. Und Mama muß das doch schließlich einsehen.

Papa hat heute geschrieben: „Unterhält sich auch Trude? Jetzt ist in Abbazia flauere Zeit, keine Saison; wenn ihr euch langweilt, hat es keinen Sinn zu bleiben, das könnt ihr auch hier besorgen.“

Mama will aber noch bleiben und hat sich sogar neue Toiletten nachsenden lassen.

Sonst gibt es nichts Neues. Wir grüßen Dich herzlichst, und ich bin Deine Dich liebende Cousine

Trude.

P. S. Die Pöstelsdorfers hatten ja noch einen Sohn, den Rudi, den man aus allen Schulen hinauswarf. Was ist denn aus dem geworden? Er war der Älteste und muß in Deinem Alter sein.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 8. Juni.
Lieber Luigi!

Sehr gewundert habe ich mich über Deine so ganz veränderten Ansichten. Daß du dich gerade an den Rudi Pöstelsdorfer so anschließen mußt, finde ich merkwürdig, denn wenn er jetzt auch — selbstverständlich durch Protection — eine gesicherte Anstellung in der Tabakregie hat, so ist er doch ein leichtes Bürschchen gewesen und wird keine nachahmungswerten Grundsätze haben. Und die Familie soll überhaupt über ihre Verhältnisse leben. Tante Zula sagte das einmal Mama. Daß Dir aber die Reta so außerordentlich gefällt, darüber mußte ich wirklich lachen. Das sagst Du, der die Natürlichkeit so sehr liebt! An Reta ist doch alles, selbst die Verkürzung ihres Namens Pose, Effekthascherei. Und ihre „goldblonde Haarkrone“ könnte ich von derselben Firma beziehen, als sie es tut. Wenn ein gepudertes Puppengesicht schön ist, so ist Reta Pöstelsdorfer schön. Graziös war sie nie, das sagte schon Herr Müller, unser Tanzlehrer. Übrigens ist sie fast so alt wie Du, also um gute fünf bis sechs Jahre älter als ich, und konnte sich also den von Dir gepriesenen „eleganten Konversations-ton einer Weltdame“ leicht im Laufe der Jahre aneignen, geht sie doch schon seit fast zehn Jahren auf Bälle.

Wohin fahren denn übrigens Pöstelsdorfers auf Sommerfrische? Wenn Du sie zufällig wieder treffen solltest, erwähne nicht, daß wir an die Ostsee wollen, denn sie haben sich immer an uns herangedrängt und alles nachgeäfft, was wir taten oder anhatten.

Selbstverständlich hat es heute geregnet, weil heute Medarditag ist, jetzt können wir uns gefast machen, daß es vierzig Tage regnen wird. Da können wir ja hier auswachsen wie die Schwammerln!

Mama, die mit Gappys Whist spielt, läßt schön grüßen. Ich gehe, um mir Lektüre zu suchen.

Mit herzlichem Gruß Deine Dich liebende Cousine
Trude.

Gruß aus Fiume! 12. Juni.

Wir machen mit Mama Einkäufe. Es regnet noch immer. Alles Herzliche von Tante Jeanette. Trude.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 14. Juni.
Lieber Luigi!

Zu gütig von Dir, daß Du mir Bücher für die „bewölkten Zwischenpausen“ meines „orientalisch anregenden Adriaperlenflirtes“ sendest! Mama war überdies über die Wahl dieser Lektüre sehr aufgebracht und empört. Das wäre keine für mich passende Literatur, sagte sie und nahm sie sofort weg. Übrigens kenne ich diese Bücher schon längst. Mimi Glottwik bekam sie von ihrem Vetter geborgt, und außerdem mußt Du Dir durchaus nicht einbilden, daß man nicht einmal die Nase vor die Türe stecken könnte wegen des Regens. Man findet hier schon andere Unterhaltung, als alte Romane zu kauen, Du bist also gar zu dienstbeflissen mit Hausmitteln gegen Langeweile. Ganz ohne Sorge! Wenn wir auch nicht auf Jours gehen (übrigens eine unerhört geschmacklose Art, jetzt im Sommer junge Männer ins Haus zu ziehen, wo doch der gewöhnliche Anstand es einem diktieren muß, daß die Jours mit den Osterfeiertagen ihren Abschluß finden!), so unterhalten wir uns doch und neiden Dir Deine Vergnügungen bei Pöstelsdorfers nicht. Ich gönne es Dir sogar von Herzen und auch den Mädeln.

Bitte, nimm das nicht als Ironie, es ist ehrlich gemeint. Um die armen Mädeln hat sich bisher ohnedies

keine Rache gekümmert, sie werden froh sein, wenn Du Dich ihrer annimmst. Und laß Dich doch ja nicht in Deinem Geschmack von mir beeinflussen, ich wollte Dich der Reta wirklich nicht abspenstig machen. Gott behüte!

Man sagt halt bloß nach, was andere reden — ganz ohne Hintergedanken. Und Pöstelsdorfers sind nicht beliebt, obzwar das ihre eigene Schuld ist. Sie wollen zu hoch hinaus, und es erinnern sich doch noch sehr viele Leute an den gewöhnlichen Seifensieder — das ist ja schließlich keine Schande, wenn man fleißig ist und ein Gewerbe betreibt — der jetzt aber so überprozig den „Fabrikanten“ spielt! Das macht viele mißtrauisch.

Na, hoffentlich tracht es nicht, ehe die Töchter versorgt sind, und hoffentlich werden sie sogenannte „gute Partien“, denn das hätten sie nötig.

Also „nur in ein bescheidenes, idyllisches Dörfchen“ wollen Pöstelsdorfers heuer? Gott, wie poetisch! Auf dergleichen rührende Äußerungen fällt allerdings so mancher 'rein! Ja, aber so macht man das. So dumm die Anni auch ist, so faustdick hat sie's hinter den Ohren. Also die „Häusliche“ spielt sie jetzt? Wenn Du mir nächstens noch schreibst, daß Gusti ein naives Kind ist, dann mache ich mir den weiteren Text zu dieser Melodie selber, dann geht es nach dem alten Leitmotiv: „Alle Mann an Bord, Ehehasen in Sicht!“ Und daß eine mit drei Töchtern gesegnete Familie da gerne landen möchte, wer kann es ihr verdenken? —

Übrigens kann ich auf Deine dringende Bitte Dir auch heute mitteilen, daß es wieder regnet; schickst Du uns nicht per Expresß einige Regenschirme und Gummimäntel?

Mama läßt grüßen.

Wenn Dich Deine gesellschaftlichen Pflichten nicht

zu sehr in Anspruch nehmen, so wird es freuen, Neues von Dir zu hören, Deine Dich liebende Cousine
Trude.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 22. Juni.
Lieber Luigi!

Daß ich schlecht aufgelegt bin, das bildest Du Dir wohl nur ein. Ich wüßte keinen Grund dazu. — Schließlich, wenn es uns hier nicht mehr gefiele, müssen wir durchaus nicht hier bleiben. Und ich täte es auch nicht, denn ich lasse mich durchaus nicht so leicht unterkriegen, obzwar ich nur ein Mädchen bin.

Danke für Deine Ansichtskarten aus der Hinterbrühl und den ausführlichen Brief.

Es ist sehr höflich von Dir, daß Du mir recht gibst mit meinen Ansichten über Pöstelsdorfers, aber dankbar für meine Ratschläge, die Du sehr wohl hinter den Sägen verborgen herausfindest, brauchst Du mir nicht zu sein, denn ich hatte wirklich keine derartigen Absichten. Das fiele mir nicht im Traume ein! Wie käme ich auch dazu? Du bist doch erwachsen und Herr Deiner Handlungen und genau genommen niemandem Rechenschaft schuldig.

Wenn es Dir gefällt, daß die Pöstelsdorferischen unverhohlen auf ihr Ziel lossteuern, und Du das als „Aufrichtigkeit ohne zimperliche Mäxchen“ findest, weil ja jedes Mädchel im Heiraten den wahren Beruf erfüllt, so hast Du gewiß recht. Es kann ja auch sein, daß ein Mädchen lieber unverhohlen ihre Neigung dem Manne zeigen soll, als warten, bis er sie begehrt. Wahrscheinlich schmeichelt ihm das — ob es echt ist oder nicht, das untersucht er nicht — und er begehrt sie dann eher. Das mag vielleicht besser sein. Aber können muß man's.

Jedenfalls werden solche Naturen nie so unglücklich als jene, die anders sind und nicht dafür können.

Aber da muß einer schon sehr eitel sein, wenn er sich fürs Leben bindet, nur weil er glaubt, daß das andere in ihn vernarrt ist. Oder er ist selber verliebt. Ohne das geht es gewiß nicht. Mir zum Beispiel ist es sogar widerlich, wenn ich bemerke, daß mich jemand, den ich nicht lieben könnte, mit Augenverdrehen und so weiter belästigt. Ich kann darin nichts Schmeichelfhaftes sehen. Und wenn ich mich früher bloß ärgerte oder lachte über dergleichen, so bin ich heute zu gewissenhaft, um das nicht gleich merken zu lassen. Als Kofette will ich nicht gelten.

Pardon! — Mama ruft. Ich bemerke, daß ich heute ohnedies wenig Interessantes schreibe. Vielleicht nächstens mehr. Wir grüßen Dich bestens. Deine
Cousine Trude.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 27. Juni.
Lieber Luigi!

Ich erkenne Deinen guten Willen als „Vetter und aufrichtiger Freund“ an und danke für Deine Teilnahme an meinem Geschiede. Aber dazu ist keine Ursache.

Beruhige Dich, ich tue nichts Unüberlegtes.

Ich bin durchaus nicht so kindisch, daß mich Deine boshafte Scherze gegen einen Menschen eingenommen hätten, wenn er mir wirklich sympathisch gewesen wäre. Du hast recht geraten: ich meinte tatsächlich Herrn v. Gappy mit dem „Augenverdrehen“ und habe es ihn bereits merken lassen. Da Du auch meinst, daß es schade wäre, eines reifen Mannes wahrscheinlich tiefe Neigung zurückzustoßen, so sage ich Dir, mir ist keine tiefe Neigung Wurst, und wenn er hundertmal

Generalkonsul selber wäre! Und wenn Du jetzt einleitest und seine Werbung als selbstlos hinstellst, so kann ich Dir nur sagen, daß ich schon lange dahinter gekommen bin, daß es Herrn v. Gappy mehr auf die „klingenden, goldenen Eigenschaften“ meines Papas als auf meine eigenen Tugenden ankommt. Bei Gappys darf man auch nicht viel trazen; denn sonst springt der Firnis ab. Wenn Mama auch noch anstandshalber mit ihnen gleich gut bleibt — wenn sie glaubt, mich dennoch zu verbandeln, so irrt sie sehr.

Ich habe vielleicht auch noch Zeit — meinst Du nicht? Mit meinen achtzehn Jahren werde ich doch noch nicht schon nach den Strohhalmen langen müssen.

Und überhaupt — muß ich denn heiraten? Man macht genug traurige Erfahrungen im Leben.

Also nochmals: mach Dir keine Vorwürfe, nicht Du bist die Ursache, wenn ich mein „Glück“ verferze. Ich weiß, daß Du sehr wohlwollend gegen mich bist, Angst brauchst Du aber davor nicht zu haben, daß ich auf den Bällen als sitzengebliebene alte Jungfrau auf Deine Gnadentouren angewiesen sein und Dir zur Last fallen werde, denn ich besitze schon so viel Takt, dort auszuweichen, wo ich im Wege bin.

Für Deine lieben Zeilen dankend, mit Grüßen
Deine aufrichtige Cousine Trude.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 2. Juli.
L. L. . .!

Verzeihe, daß ich mit Bleistift schreibe, aber diese Zeilen bringe ich nach dem Zubettegehen in meinem Zimmer zu Papier. Du schreibst mir doch, daß ich Deinen Brief womöglich niemandem zeigen soll, Mama sah ihn auch nicht, sie war zufällig außer Haus, als er ankam. Sie darf aber auch die Antwort nicht sehen, wenn sie davon

nichts wissen soll. Darum also schreibe ich so. Und nur ganz kurz. Wenn Du Gusti Pöstelsdorfer liebst, so heirate sie. Ich kann Dir nicht raten, auch kenne ich sie nicht genügend. Du mußt es am besten wissen. Sie ist noch jung und kann, wenn sie Dich liebt, sich noch verändern. Hoffentlich macht sie Dich glücklich. Das Leben ist sehr traurig! Gute Nacht!

Trude.

Mama will schon packen und nächste Woche zurück nach Wien. Ich aber kann jetzt nicht nach Wien. Ich möchte gerne weit, weit weg. In Wien, glaube ich, würde ich ersticken.

E.

In der Frühe am 3. Juli.

Hoffentlich liebt Dich die Gusti sehr! In Deinem Briefe schreibst Du, daß Du selber nicht weißt, ob Du sie liebst. Warte, bis sie wegfahren. Mama hat recht, wenn man getrennt wird, kann man erst die Tiefe seiner Gefühle prüfen. Wenn dieselben tief wurzeln, kann man sich nimmer losreißen oder man geht daran zu Grunde. Verzeihe das Gekrikel. Ich habe nicht geschlafen, alles tanzt vor meinen Augen . . . ich glaube, ich werde krank, so elend bin ich. Werde recht glücklich!

Trude.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 3. Nachmittag.
Lieber Luigi!

Mama ist bei Gappys, die morgen abreisen wollen. Mein heutiger Brief, den ich in der Frühe aufgab, wird Dir etwas konfus erscheinen, deshalb schreibe ich jetzt diese Zeilen. Mich hat Dein letztes Schreiben nicht überrascht. Wohl weniger, um meinen Rat zu erbitten, als um mir Mitteilung über Deinen bereits festen Entschluß zu machen, schriebst Du mir dieselben. Ich habe Dich verstanden. Wenn ich Dir unverständ-

lich schrieb, so ist es, weil ich Kopfweg habe. Ich glaube, daß Mama meine Bitte erfüllt und mit mir direkt an die Ostsee fährt; ich bin blutarm, sagt der Arzt. Du fragst mich, ob ich Dir meine Freundschaft bewahren will. Ich bin eine Natur, die sich nicht ändert, vielleicht etwas zu dauerhaft geartet für die jetzige Mode. — Ob man sich das abgewöhnen kann?

Gott beschütze Dich! Es wünscht Dir wahres Glück
Deine Trude.

Verzeihe diese Kledse, mir tropfte Wasser aufs Papier, als ich die Stirne kühlte. Ich muß frische Luft schöpfen gehen. E.

Telegramm.

Herrn Ludwig Stark, Ingenieur in Wien.

Wir kommen Sonntag. Briefe erhalten.

Tante Jeanette. Trude.

Abbazia. Villa „Stella Maris“ am 8. Juli.

Mein einziger Luigi!

Du Schlimmer, Du Böser, daß Du mich so gequält hast! Denn ich war ja so furchtbar unglücklich und sterbenselend und wollte mich zum stolzen Schweigen und Verwinden zwingen und habe mich doch so dumm verraten! Wie ein verliebtes, dummes Mädel, weil ich nicht anders konnte! Als ich den Weinkrampf bekam, und Mama Deinen Brief fand, da erriet sie alles. „Armes Kind!“ sagte sie. „Wenn ich gewußt hätte, daß du ihn so sehr liebst!“ — Das aber hatte ich ja selber nicht gewußt. Und dann war es zu spät, wenn Du die Gusti wolltest. Mama war untröstlich über Deinen Leichtsin, und daß ihre energische Handlungsweise die Ursache meines Elends war. Sie

grämte sich mit mir, tröstete und pflegte mich und versprach, mit mir abzureisen. Denn ich wollte vergessen. — Und Du gingst mit meinen Briefen derweil zu Papa und sagtest ihm: „Onkel Franz, was glaubst du? Willst du uns auch noch quälen? Es ist doch klar, daß Trude mich ebenso innig liebt wie ich sie, gib uns deinen Segen!“ — Und Papa gab ihn und schrieb an seine arme kranke, unglückliche Trude Wort für Wort alles, was der böse Luigi ihm gesagt und gebeichtet von allen erdichteten Besuchen und Ausflügen, legte dessen lieben, süßen Brief, der voller Liebe ist, bei — und die kranke Trude ward sofort gesund. Papa ist ja so gut. Und Mama meinte es auch gut, als sie uns trennte. Es ist doch alles recht geworden. Wenn Du den Brief bekommst, so nimm Deinen Hut und wandere zum Bahnhofe, denn bald danach hältst Du in Deinen treuen starken Armen Deine so selige kleine Braut, Deine Dich so unendlich liebende Trude.

P. S. War Mamas Vorsichtsmaßregel nicht doch gut? Auch davon ist sie bereits abgekommen, daß Verwandte sich nicht heiraten sollen. Keine Regel ohne Ausnahme! Das Leben ist doch schön!

Tausend Küsse von Deiner glücklichen

Trude.

Du! Wenn die Pöstelsdorfer Gusti es wüßte, daß wir unser Glück ihr zu verdanken haben! — Jetzt aber müssen wir es auch festhalten!





Erotische Gäste.

Momentbilder aus dem Berliner Straßenleben.

Von R. Ortmann.

Mit 9 Bildern.

— —

(Nachdruck verboten.)

Man braucht als Bewohner der heutigen Reichshauptstadt nicht gerade zu den vielberufenen „ältesten Leuten“ zu gehören, um sich noch aus eigener Beobachtung des ungemessenen Aufsehens zu erinnern, das in gar nicht sehr weit zurückliegenden Zeiten die Erscheinung eines durch Hautfarbe oder Kleidung seinen erotischen Ursprung verratenden menschlichen Wesens im Berliner Straßenleben hervorzurufen pflegte. Der „Mohr“ des Prinzen Karl von Preußen blieb eine immer von neuem bestaunte Berühmtheit, obwohl die guten Berliner, die ihn Tag für Tag auf dem Bod der prinzlichen Equipage bewundern durften, Zeit genug gehabt hätten, sich an seinen Anblick zu gewöhnen, und die ersten bezopften Chinesen, die sich auf den Berliner Straßen zu zeigen wagten, erhielten von dem Interesse und der Wißbegierde der Berliner so handgreifliche Beweise, daß sie für sich und ihre Böpfe mehr als einmal polizeilichen Schutz in Anspruch nehmen mußten.

Der Berliner von heute weiß nichts mehr von solchen Kleinstädtereien. Er gerät nicht mehr aus der Fassung, wenn ihn ein höflicher junger Mann von unverkennbar japanischem Typus um Feuer für seine

Zigarette bittet, oder wenn ein phlegmatisch dreinschauender Chinese sein Nachbar in der Straßenbahn ist. Das schwarze oder kaffeebraune Rindermädchen, dem er im Tiergarten begegnet, erscheint ihm kaum merkwürdiger als die in schreiender Farbenpracht daher-



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin.

Japaner in Berlin.

stolzierende Spreewälder Amme, und ein in seine Nationaltracht gekleideter Perser oder Hindu findet heute im Straßenverkehr nur noch ungefähr so viel Beachtung wie etwa ein bayrischer Landsmann mit Wadenstüßen und nackten Knien.

Die Zahl der exotischen Gäste, die sich zu kürzerem oder längerem Verweilen an den Ufern der Spree

einfinden oder sich dort sogar eine neue Heimat gründen, ist aber auch in so rascher Zunahme begriffen, daß man sich wohl daran gewöhnen muß, ihre Erscheinungen als einen charakteristischen Einschlag des vielgestaltigen Berliner Straßenlebens zu betrachten. Am häufigsten



Phot. Gebr. Gaetel, Berlin.

Ein japanisches Kindermädchen in Berlin.

vertreten und am wenigsten auffällig ist ohne Zweifel der Japaner, obwohl die Eigentümlichkeiten der Rasse sich in seinem Aussehen ja kaum jemals verkennen lassen. Auch ohne das lebhafteste Interesse, das die jüngsten weltgeschichtlichen Ereignisse dem machtvoll aufstrebenden gelben Volke bei den Bewohnern des Abendlandes gesichert haben, würde der einzelne Japaner sicherlich überall ein gern gesehener und freund-

lich behandelter Gast sein, denn der hervorstechendste Zug seines Wesens ist fast ausnahmslos eine in uralter Kultur gepflegte, in keiner Lebenslage versagende Selbstbeherrschung, die sich im Verkehr mit anderen als höchste Liebenswürdigkeit äußert. Wenn der Japaner jemals lästig wird, so wird er es einzig durch seine unstillbare Wißbegierde. Aber auch diese weiß er da, wo sein stark ausgeprägtes Taktgefühl ihn fürchten läßt, zudringlich oder unbequem neugierig zu erscheinen, mit großer Geschicklichkeit in der unauffälligsten Weise zu befriedigen. Lernen aber will er allerdings immer und überall, gleichviel, ob er als Student, Offizier, Richter, Arzt oder Ingenieur nach Europa gekommen ist.

Ein Vergnügungsreisender im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ein Tourist, der leichte Zerstreuungen sucht oder sich's an oberflächlichen Eindrücken genügen läßt, ist der Japaner nie. Wo es technische oder sonstige Geheimnisse zu bewahren gilt, mag man vor seinen klugen Schlißaugen wohl auf der Hut sein, denn der Japaner ist mit der bewußten Absicht erschienen, mit Bienenfleiß zu sammeln und in seine geliebte Heimat zurückzutragen, was ihm als brauchbarer Kulturfortschritt des Mitnehmens wert scheint, und er sucht die Ausbeute, um die es ihm zu tun ist, nicht nur in Hörsälen, Bibliotheken und anderen Bildungsstätten, die dem Europäer zumeist als Fundgruben für die Bereicherung seines Wissens genügen, sondern er ist unablässig bemüht, sich mit allen Erscheinungen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens vertraut zu machen, von deren Verständnis er sich eine Erweiterung seines Gesichtskreises oder eine Vertiefung seiner Anschauungen versprechen zu dürfen glaubt.

Dabei wird es dem europäischen Großstädter niemals gelingen, ihm zu imponieren. Der Japaner ist

immer voll bescheidener Dankbarkeit und immer voll lächelnder Anerkennung. Aber hinter seinem bescheidenen Lächeln verbirgt sich ein Rassenstolz, der mit überlegener Geringschätzung auf alle anderen Nationen herabsieht. Jeder Japaner hegt die unerschütter-



Copyright Otto Haeckel, Berlin.

Chinesische Amme in Berlin bei einer deutschen Familie.

liche Überzeugung, daß die Zukunft dem gelben Volke gehört, und er macht sich in der Stille seines Herzens lustig über die leichtgläubige Torheit der abendländischen Narren, die ihm zu seiner größeren Bequemlichkeit bereitwillig alles liefern, was ihm eines Tages dazu verhelfen soll, sie sich untertan zu machen.

Da wir nun aber vorläufig keine Veranlassung

haben, diese „gelbe Gefahr“ als eine besonders dringende und furchterregende anzusehen, dürfen wir uns wohl einstweilen noch an den liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften unserer in immer größerer Zahl eintref-



Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

Der Küchenchef des chinesischen Gesandten auf einem Berliner Wochenmarkt.

fenden japanischen Gäste, an ihrer geistigen Beweglichkeit, ihrer erstaunlich raschen Auffassung und an ihrer Lernbegierde erfreuen, die gleich ihrem nationalen Selbstbewußtsein unserer eigenen Jugend manchmal nicht ohne einigen Nutzen als Vorbild empfohlen werden könnten.

Weniger beliebt als der weltgewandte, sich schnell auch den fremdartigsten Verhältnissen anpassende Japaner ist in Berlin wie in anderen europäischen Groß-



Phot. Gebr. Saeckel, Berlin.

Chinesischer Offizier in Berlin.

städten der Chinesen, obwohl man auch ihm heute nicht mehr mit denselben misstrauischen Vorurteilen und derselben vorgefaßten Abneigung begegnet, als es noch vor einem Jahrzehnt überall der Fall war. Das starre

Festhalten an seiner nationalen Kleidung wie an gewissen nationalen Gewohnheiten bedingt für den inmitten einer ihm fremdartigen Kultur lebenden Chinesen eine Isolierung, die naturgemäß oft zu ungerechter Beurteilung seiner Eigentümlichkeiten führen muß. Es gab eine Zeit — und sie liegt nicht sehr weit zurück — da man in jedem Popsfräger einen den unsaubersten Gewohnheiten huldigenden, ausschließlich von den unappetitlichsten Dingen lebenden, allen erdenklichen Lastern ergebenden und stets auf gaunerische Bereicherung bedachten Schleicher sah. Wie gering unter diesen Umständen die Sympathien sein mußten, die man ihm im persönlichen Verkehr entgegenbrachte, liegt auf der Hand.

Heute hat man auch hier zu unterscheiden gelernt. Man weiß aus den zuverlässigen Berichten einwandfreier Beurteiler, daß der chinesische Kaufmann ebensowohl der Typus des klugen und umsichtigen, als der des unbedingt zuverlässigen Geschäftsmannes ist, mit dem sich ungleich besser und angenehmer verhandeln läßt als mit einer gewissen Sorte europäischer Kaufleute. Man weiß auch, daß der Chineser als Haushälter musterhaft sauber und ordentlich, als Kochkünstler aber geradezu unübertrefflich sein kann. Die vornehme deutsche Familie, die sich aus dem Reich der Mitte eine gelbhäutige und schlihäugige Amme mit nach Berlin gebracht hat, mußte ihre Vorzüge sicherlich gründlich erprobt haben, ehe sie ihr vor einer Dienerin kaukasischer Rasse den Vorzug gab. Der Küchenchef der chinesischen Gesandtschaft aber, der stets in eigener Person seine Einkäufe besorgt, ist eine bei den Lebensmittelverkäufern der westlichen Berliner Wochenmärkte wohlbekannte und angesehene Erscheinung, dessen Sachkenntnis und Gründlichkeit bei der Auswahl

der Rohstoffe wenigstens in diesen Kreisen den Glauben an die faulen Eier und die gebratenen Regenwürmer des chinesischen Menüs längst beseitigt hat.

Seltener als chinesischen Diplomaten und Dienstboten begegnet man in den Straßen Berlins einem

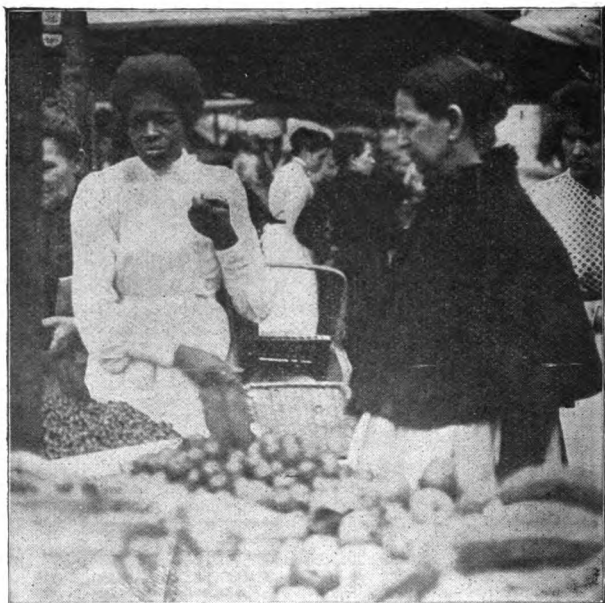


Copyright Otto Haeckel, Berlin.

Negerfinder, welche in Berlin zur Schule gehen.

der zeitweilig in das deutsche Heer eingestellten Offiziere der chinesischen Armee. Ihre eigenartige Uniformierung, die sich in der Hauptsache dem Schnitt der deutschen Offiziersuniform anpaßt, ohne doch auf heimatische Besonderheiten ganz zu verzichten, sichert diesen Herren von seiten des Publikums meist eine größere Beachtung, als sie — vermutlich zu ihrer lebhaften Befriedigung — den anderen nach Berlin verschlagenen Söhnen des himmlischen Reiches heute noch zu teil wird.

Sehr groß ist die Zahl der ständig in Berlin lebenden Neger. Kamen früher die meisten von ihnen aus den Vereinigten Staaten zu uns, so liefern uns heute unsere afrikanischen Kolonien schon einen ansehnlichen Teil



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin.

Eine schwarze Köchin auf einem Berliner Wochenmarkt.

dieser dunkelfarbigen Gäste, die übrigens durchweg auf einer sehr bescheidenen Stufe der gesellschaftlichen Rangordnung stehen bleiben. Abgesehen von etlichen Negerjüngern und -tänzern, die als „Artisten“ höheres Ansehen beanspruchen mögen, fristen sie zumeist als Diener, Hausknechte, Kellner und Hausierer ihr Leben. Ihre Einkünfte sind nur in wenigen Fällen derart, daß sie an die Begründung eines eigenen Hausstandes

denken können, und wo sich einer von ihnen in dieser glücklichen Lage befindet, ist das Ziel seiner glühendsten Wünsche sicherlich die Heirat mit einem weißen Mäd-



Fot. Gebr. Gaefel, Berlin.

Negerin als Berliner Dienstmädchen.

chen. Solcher Ehen sind in Berlin während der letzten Jahre schon mehrere geschlossen worden, während Heiraten zwischen Negern und Negerinnen hier kaum vorkommen.

Wer den Wunsch hat, Studien über das Temperament und die Lebensgewohnheiten dieser farbigen Einwanderer anzustellen, der muß eine der Negerkneipen auffuchen, von denen sich neuerdings in der nördlichen Friedrichsstadt mehrere aufgetan haben. Es sind amerikanisierte Abarten jener Branntweinschenken, die der Berliner als „Destillen“ bezeichnet. Die Wände sind mit bunten Plakaten und Bildern aus dem Artistenleben und aus dem Leben der Cowboys besetzt. Am Schenktisch fehlt neben den einheimischen Getränken auch der Whisky nicht, und auf den zum Zugreifen einladenden Schüsseln paradieren neben „Eisbein“ und „Bouletten“ auch allerlei amerikanische Volkslederbissen. Man begegnet da, wie eine Berliner Zeitung schreibt, allen erdenklichen Schattierungen von Farbigen, und das charakteristische Merkmal dieser wunderbar zusammengewürfelten Gesellschaft ist ihre leidenschaftliche Liebe zur Musik.

Das weibliche Geschlecht schwarzer Hautfarbe ist im Vergleich zum männlichen in der Weltstadt an der Spree nur recht spärlich vertreten. Immerhin liefern unsere lediglich durch die Gunst des Zufalls zu stande gekommenen Momentaufnahmen einer ihre Herrin vor dem Konzertlokal erwartenden schwarzen Jose und einer wollköpfigen Küchenfee von derselben Ebenholzfarbe den Beweis, daß einige Berliner Herrschaften — vermutlich durch einen Aufenthalt in Amerika oder in den Tropen — vollständig von den Bedenken befreit worden sind, die bei der großen Mehrheit des weltstädtischen Publikums der Einführung farbiger weiblicher Dienstboten zurzeit noch entgegenstehen.

Eine weitere hübsche Abbildung belehrt uns, daß sogar die Berliner Schuljugend nicht mehr als ganz „farbentrein“ bezeichnet werden kann. Die beiden

Negerbuben, die wir da im besten Einvernehmen mit ihren weißen Kameraden den Schulranzen tragen sehen, werden wohl so ziemlich die einzigen reichshauptstädtischen Abeschützen ihrer Rasse sein, und es



Phot. Gebr. Gaefel, Berlin.

Indianerin als Kinderfrau in Berlin.

ist anzunehmen, daß sie von irgend einem freundlichen Gönner aus Kamerun oder einer anderen unserer jungen Kolonien importiert worden sind, um die Segnungen deutscher Kultur, nachdem sie sie hier an der Quelle studiert haben, dereinst ihren Landsleuten im dunklen Erdteil recht eindringlich und überzeugend zum Bewußtsein bringen zu können.

Einzig in ihrer Art ist jedenfalls auch die mit den ernstesten und verantwortlichen Pflichten einer Kinderfrau betraute Indianerin auf unserem letzten Bilde, der man neuerdings mit ihren allerliebsten, den besten Kreisen entstammenden Zöglingen häufig im vornehmen Berliner Westen begegnen kann. Ihre Schweigsamkeit, die vielleicht als ein Erbteil ihres Stammes anzusehen, aber vielleicht auch lediglich auf Unkenntnis der deutschen Sprache zurückzuführen ist, hat sie bisher gehindert, ihren wißbegierigen weißen Kolleginnen Auskunft zu geben über Namen und Art, oder woher sie kam der Fahrt.

Ihren kleinen Schülzlingen aber ist diese echt indianische Schweigsamkeit, die ihnen die volle Aufmerksamkeit der braunen Wärterin sichert, jedenfalls nur von Nutzen, und mancher Familienvater, der auf den Spielplätzen im Berliner Tiergarten die von schwirrender Rede und Gegenrede erfüllten „Birkel“ der Spreewäldlerinnen oder anderer kaukasischer Kinderwärterinnen beobachtet, mag sich für die Behütung seiner eigenen Sprößlinge im stillen auch eine derartige Musterwärterin aus dem Geschlecht der „Sitting Bull“ oder „Chingachgook“ wünschen.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Mutterliebe. — Ein reiches kinderloses Ehepaar beauftragte den Hausarzt, ein Kind armer braver Eltern zu suchen, das sie als das ihrige betrachten, gut erziehen und versorgen wollten. Der Arzt besprach diesen Auftrag mit seiner Frau, und diese nannte ihm eine arme Witwe im nächsten Dorfe mit ihren fünf Kindern. „Die Frau hat sich uns zum Tagelohn im Garten angeboten, eine muntere Frau, noch recht hübsch; und die Kinder sind das Bild der Gesundheit, alle der Mutter ähnlich. Wie froh wird die Mutter sein, eines ihrer Kinder gut versorgt zu wissen.“

Da sich nach den eingezogenen Erkundigungen nichts Nachteiliges gegen die Witwe finden ließ, so ging am folgenden Sonntag gegen Abend der Arzt mit seiner Frau nach dem Dorfe hinaus. Sie fanden das Häuschen der Witwe am Ende des Dorfes in einem Grasgarten. Hier unter Obstbäumen spielten die Kinder. Die Mutter, welche zum Sonntagschmaus einen Pfannkuchen bereitete, stand am Türpfosten der kleinen Küche und schwang unter possierlichen Gebärden den langstielligen hölzernen Löffel nach dem kleinsten Kinde, das im Grase saß und hellauf der Mutter zulachte. Sie trug nun dem Arzt und seiner Begleiterin schnell zwei Stühle hinaus, und der Arzt versammelte mit einigen Stücken Kuchen, die er mitgebracht, die kleine Schar sehr schnell um sich her.

Das älteste Kind war ein Mädchen von etwa sieben Jahren, und die übrigen stiegen abwärts bis zum dreivierteljährigen jüngsten Buben. Als sie alle munter einbissen; und selbst das

Kleinste an seinem Schnittchen nagte, rief der Arzt der Mutter zu, daß sie doch sehr viele Sorgen mit so fünf Mäulern und zehn Beinen haben müsse.

„Gewiß, Herr Doktor,“ antwortete die Frau. „Wenigstens hat's seine Not für eine Mutter, die auf Taglohn ausgehen muß. Mitnehmen kann man sie nicht, und bei fremden Leuten sind sie oft ebensowenig gut aufgehoben als gerne gesehen. Ich suche mir deshalb möglichst Arbeit in der Nähe.“

In der weiteren Unterhaltung rückte der Arzt nach und nach mit seinem Anliegen hervor. Wenn auch die Erleichterung um eines von den fünf Kindern nicht sehr groß sei, meinte er, so habe das Glück, das ein solches Kind für sich und einst für seine Geschwister mache, desto mehr auf sich. Es bahne den anderen einen Weg durchs Leben, da die Pflegeeltern reiche und menschenfreundliche Leute seien.

Die Frau war bei dem Vorschlage des Arztes überrascht, doch, wie es schien, nicht unangenehm. Sie nickte ihm bei seiner Auseinandersetzung lebhaft zu und fiel endlich mit den Worten ein: „O, ich kenne das, Herr Doktor. Ich habe vor meiner Verheiratung drüben in der Stadt als Hausmädchen gedient. Meine Herrin war solch ein angenommenes Kind gewesen, hatte aus ihrer Pflegemutter Haus die reiche Heirat gemacht, besuchte manchmal ihre armen Eltern und brachte die schönsten Geschenke mit. Ach, was war das für ein Engel von einer Frau! Man gibt seine Kinder gewiß nicht gern her; wenn sie aber so glücklich werden —“

„Es käme also nur darauf an, liebe Frau,“ fiel der Arzt ein, „welches von Ihren Kindern wir für meine Auftraggeberin bestimmen. Ich sollte meinen, die Älteste ist ein hübsches Mädchen, das prächtig in die langen Kleider wachsen würde. Wie?“

„Die Gretel, Herr Doktor?“ erwiderte die Frau kleinlaut. „Die kann ich am wenigsten entbehren. Die muß das Haus hüten, wenn ich auswärts arbeite. Auch kann sie mir schon in manchen Stücken beistehen, die Gretel.“

„Vielleicht ist auch deiner Auftraggeberin ein Bube lieber,“ meinte die Frau des Arztes.

„Das ist wahr,“ erwiderte der Doktor. „Also der da, der Andreas. — Komm mal her, mein Junge. Gib mir 'ne Patschhand! Willst du mit mir gehen und alle Tage Kuchen essen?“

Das Bübchen lachte verlegen nach seiner Mutter hin, die sehr unruhig an ihrer Schürze zog und zupfte. „Nein, Herr Doktor, den Andreas muß ich behalten,“ sagte die Witwe. „Der holt 's Wasser vom Brunnen, drunten vom Badhaus. Er macht's auch ganz geschickt — nicht wahr, Andreas? — Wasser, wissen Sie, Herr Doktor, kann man keine Stunde entbehren. Und der Andreas holt's.“

Lächelnd meinte der Arzt: „Je nun, das dritte ist ja auch ein Bub. Heißt er nicht Konrad?“

„Ja freilich — der Konrad!“ antwortete die Frau mit steigender Angst. „Er füttert den Kanarienvogel. Und das macht er ausgezeichnet.“

„Also auch der ist nicht zu entbehren?“ meinte lächelnd der Arzt.

„Nein, den Konrad muß ich behalten. Der gehorcht mir auch am besten und hat mir von jeher am wenigsten Schererei gemacht. — Gelt, Konradchen?“

„Je nun,“ meinte die Frau Doktor, „dann müssen wir uns doch zu einem Mädchen bequemen. Wie heißt denn das vierte dort?“

„Prunellchen rufen wir sie. Ihre Patin hieß Margarete. Der Herr Pfarrer aber meinte, weil wir schon 'ne Gretel hätten, so wolle er sie Petronella taufen. Sie hat da meinen kleinen Dicken zu behüten, denn der rutscht noch auf dem Boden herum. Und darin kann ich mich auch ganz auf sie verlassen. Sie spielt mit ihm ‚Rupf das Näschen‘, sie schleppt ihn hin und her und behält ihn immer im Auge. Ich wäre sehr in Verlegenheit mit dem Kleinsten, wenn ich mich nicht so auf mein Prunellchen verlassen könnte.“

„Ums Prunellchen dürfen wir Sie also auch nicht bringen?“

„Es geht nicht, Herr Doktor, von wegen dem Kleinsten geht's nicht!“ rief die Witwe.

Der Doktor und seine Frau lachten einander an, indessen

sich die Witwe mit der Schürze den Angstschweiß von der Stirne wischte.

„So müssen wir Ihnen denn die kleinste Last abnehmen.“ fuhr der Arzt fort. „Meine Auftraggeberin rechnet zwar auf ein größeres Kind, allein ein jüngeres gewöhnt sich desto leichter an.“

„Meinen Kleinsten? Ach, bester Herr Doktor, nein — den Dicken kriegen Sie nicht!“ wehrte die Witwe angsterfüllt ab.

„Aber das Kind kann Ihnen ja doch noch gar nichts als Sorge machen, liebe Frau!“

„Aber es ist doch mein Dicker, Herr Doktor. Nein — nein, den muß ich behalten, mein Dickerchen gebe ich nicht her!“

Und sie sprang nach dem Kinde, nahm es küssend und herzlich auf und lief ins Haus, als ob sie es in Sicherheit bringen müßte.

Dieser Mutterliebe war kein Kind abzuloden. Sie behielt sie alle und zog sie groß und hatte an ihnen ihre Freude, bis sie ihr im Tode unter Tränen der Liebe die Augen schlossen.

E. T.

Neue Erfindungen: I. B e w e g l i c h e R ä u c h e r a p p a r a t e. — Es ist zur Genüge bekannt, daß infolge der vielen

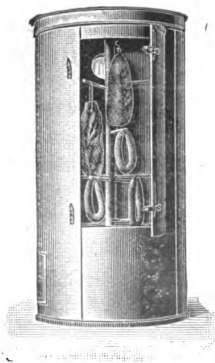


Fig. 1.

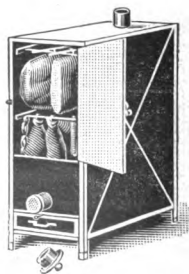


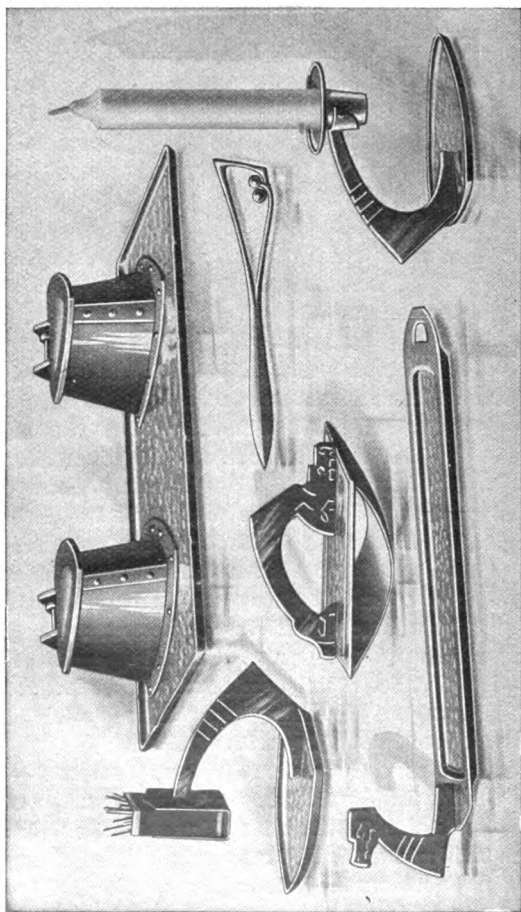
Fig. 2.

Brände, die nur durch unvorschriftsmäßige Räucherapparate entstanden sind, die heutigen Bestimmungen der Feuerpolizei

und Feuerversicherungen so scharf sind, daß es in vielen Räumlichkeiten geradezu unmöglich ist, eine Räucherei nach Vorschrift anzulegen. Ebenso hat man aber jetzt erkannt, daß Metall ein viel besseres, haltbareres Material für Räucherapparate ist als Steine und Fachwerk, vorausgesetzt, daß ein genügend sicherer Schutz vor Rost geschaffen wird und die Verarbeitung in fachmännisch richtiger Weise erfolgt. In den vorstehenden Abbildungen geben wir die Fabrikate zweier Firmen wieder: Alfred Scholl, Weidenau a. d. Sieg (Fig. 1) und Gebr. Schmed & Co. in Eisfeld a. d. Sieg (Fig. 2), die billige und praktische Räuchereinrichtungen für jeden Haushalt darstellen und bedeutend mehr Vorteile bieten wie alle anderen Räuchereien. Das Fleisch räuchert darin ganz vorzüglich, bleibt schön sauber und erhält einen delikatsten Geschmack. Zur Aufstellung ist keine polizeiliche Erlaubnis notwendig, denn es wird für absolute Feuericherheit garantiert, da das Rauchfeuer in abgeschlossenem Raume brennt und mit den Fleischwaren nicht in Berührung kommt. Die Ventilation ist so eingerichtet, daß man nach dem Räuchern stets frische Luft zu den Räucherstücken bringen kann, ohne daß irgendwelche Insekten diese schädigen können. Ein weiterer Vorteil ist das drehbare Aufhängegestell, welches sich in der Mitte des Apparates befindet, wodurch mit Leichtigkeit das Ein- und Aushängen der Räucherware von der Türöffnung aus bewerkstelligt werden kann. Das Rauchfeuer kann 25 bis 50 Stunden ohne jegliche Wartung brennen. Die Apparate eignen sich ganz vorzüglich zur Aufbewahrung der fertig geräucherten Schinken, Würste u. s. w. während des Sommers, da die Ware sehr kühl hängt und vor Schimmel und Fliegen bewahrt bleibt.

II. *M o d e r n e S c h r e i b t i s c h a u s s t a t t u n g.* — Als modernes Schreibtischgerät geben wir in den umstehenden Abbildungen einige Fabrikate der Firma Stöckig & Co. in Dresden-A. 16 wieder, die sich durch vorzügliche Ausführung der Formen in besonderer Weise kennzeichnen. Die Ausführung der Garnitur ist schwer und gediegen und wird in Messing blank, verniert oder auch gehämmert geliefert. Bei sämtlichen Gegenständen, namentlich bei den Behältern für Tinte, Leuch-

ter, Brieflöcher, tritt das Bestreben deutlich hervor, möglichst originell zu sein. Die Abbildungen zeigen, wie schöne Formen



Moderne Schreibhausstattung.

auf diesem Gebiete möglich sind und wie unermüdlich immer neue erfunden werden.

P. R.

Wiedergefundene Ehemänner. — Vor einigen Jahren tauchte vor dem Gericht in Pittsburg ein Mr. John Fulton auf, gerade als er für tot erklärt werden sollte. Seine Gattin wollte seine Hinterlassenschaft antreten und deshalb seinen Tod rechtsgültig erklären lassen. Fulton war vor 22 Jahren vermißt worden. Er erklärte vor Gericht unter seinem Eide, daß er der Gatte von Mary Fulton sei. Sein Bruder bestätigte seine Angaben. Frau Fulton, die nichts weniger als entzückt schien, gab an, daß er sie am Abend vorher besucht habe, doch hatte sie sowohl als auch ihre Kinder ihn nicht wiedererkannt, was schließlich erklärlich ist, da diese bei seinem Verschwinden noch klein waren.

Fulton gab auf Fragen nach den Gründen seines damaligen Verschwindens an, daß plötzlich ein unwiderstehlicher Wandertrieb über ihn gekommen sei, den er nicht habe unterdrücken können. Er machte eine Reise um die Welt und war im Jahre 1903 wieder nach Pittsburg zurückgekehrt, wo er seine Frau und Kinder lebend wieder sah. Doch beschloß er, sich nicht zu erkennen zu geben, sondern zog es vor, nach Paterson zu ziehen, wo er ein ruhiges, bescheidenes Leben führte, bis ihn schließlich der gerichtliche Antrag seiner Frau zwang, vor dem Gericht zu erscheinen.

Eigenartiger ist folgender Fall, in welchem zwischen dem Verschwinden und Wiederauftauchen des Vermißten ein Zeitraum von 39 Jahren lag. Im Jahre 1864 wurde in der Kirche von St. John Charles Klept, ein fünfundzwanzigjähriger Klavierarbeiter von Beruf, mit Daisy Lottridge ehelich verbunden. Es war eine Liebesheirat, und das junge Paar schien vollkommen glücklich. Sechs Monate nach der Geburt eines Knaben verschwand aber Klept eines Abends und ließ nichts wieder von sich hören.

Es wurde alles aufgeboten, das Verschwinden des jungen Mannes aufzuklären, doch alles war nutzlos. Schließlich hielt man ihn für ermordet, vielleicht irgendwo verscharrt. Die junge Frau allein glaubte nicht daran und widmete sich nach Überwindung des ersten Kammers vollständig der Erziehung ihres Knaben, geduldig die Rückkehr ihres Gatten erwartend.

Die Eigentümer der Pianofabrik, in der Klept ehemals beschäftigt war, zahlten der jungen Frau eine Pension, so daß diese keine Not zu leiden hatte. So vergingen Jahre, und man hörte nichts von dem Vermißten. Die geduldige und immer noch hoffende Frau bekam graue Haare, und aus dem Knaben wurde ein Mann, der eine Stellung bei seinen Wohltätern, den Pianofabrikanten, belleidete.

Eines Morgens im Jahre 1903 verlangte ein weißhaariger alter Herr in der Pianofabrik einen der Inhaber zu sprechen, und nach einer Stunde verließen beide das Haus, um sich zu Frau Klept zu begeben. Als Charles Klept junior am Abend nach Hause kam, wurde ihm der weißhaarige Alte als sein Vater vorgestellt. Wie sich herausstellte, war das Verschwinden Klepts auf einen eigentümlichen Fall von entschwundenem Gedächtnis zurückzuführen, er hatte die ganzen 39 Jahre nur wenige Stunden entfernt von dem Wohnorte seiner Frau gelebt.

Ein anderer Fall ist nicht weniger bemerkenswert, zeichnet sich auch durch eine gewisse Romantik aus. Im Jahre 1887 lebte in einem Vorort von Paris ein französischer Musiker, namens Muset, mit seiner Frau. Muset war ein bedeutender Violinist, und seine Frau hatte eine sehr hübsche Altstimme, beide traten oft im Konzertsaal auf. Die Ehe war eine sehr glückliche, und ihre Freunde sagten, die beiden Gatten lebten in ewigen Flitterwochen.

Eines Abends im Frühling 1887 waren sie zu einer Abendandacht gegangen. Auf dem Nachhausewege fiel es Muset plötzlich ein, daß er seine Bücher in der Kirche hatte liegen lassen. Er bat seine Frau, langsam vorauszugehen, und eilte nach dem Gotteshaus zurück. Als er nach Verlauf einer Stunde noch nicht zurückgekehrt war, ging seine Frau auch zur Kirche zurück, die sie jedoch bereits verschlossen vorfand. Da sie annahm, daß ihr Gatte eingeschlossen worden war, bat sie den Küster, ihr die Thür zu öffnen; doch trotz eifrigsten Suchens war von Muset nichts zu entdecken.

Schließlich ging Frau Muset nach Hause, da sie annahm, daß sie ihren Mann doch vielleicht verfehlt hatte; doch auch hier war er nicht. Sie benachrichtigte nun die Polizei. Da auch diese

nichts entdecken konnte, wurde eine hohe Belohnung ausgesetzt — alles fruchtlos. Die Zeitungen brachten das Porträt Musets — ohne Erfolg. Nach siebenmonatlichem Suchen gab die unglückliche Frau die Sache für verloren und betrachtete sich als Witwe.

Über fünf Jahre waren verfloßen, da empfing Frau Muset eines Morgens einen Brief aus einer der westlichen Provinzen Frankreichs, worin ihr der Schreiber desselben mittheilte, er hätte ihren Gatten in Cette gesehen; sie möchte sich der beigefügten Adresse bedienen. Frau Muset reiste mit ihrem Bruder sofort nach Cette, und der langgesuchte Muset wurde dort auch richtig aufgefunden. Er erkannte seine Frau augenblicklich und schien überglücklich, sie wiederzusehen. Seine lange Abwesenheit erwähnte er mit keinem Wort, es schien, als wenn er dies alles vergessen hätte. Erst beim Anblick seines Hauses in Paris kamen ihm Erinnerungen, und sein Gedächtnis kehrte zurück. Er entsann sich jetzt, daß er vor fünf Jahren seine Frau verlassen hatte, um zur Kirche zurückzukehren. Doch hatte er diese nicht betreten. Sein Gedächtnis war ihm plötzlich abhanden gekommen. Er erinnerte sich nicht, daß er verheiratet war, er vergaß, wo sich sein Haus befand, und irrte stundenlang in den Straßen von Paris umher. Dann bestieg er einen Zug — wo erinnerte er sich nicht — und gelangte schließlich nach Cette, wo er ein Zimmer in einem ärmlichen Gasthause bezog und sich durch Ertheilung von Musikstunden ernährte. Die ganzen fünf Jahre hatte er sich seiner Vergangenheit nicht entsinnen können, erst das Erscheinen seiner Frau rief ihm alles wieder ins Gedächtnis zurück. M. N.

Doppelsinnige Antworten. — Unfreiwilliger Humor tritt oftmals in Antworten zu Tage, in denen eine ganz arglos ausgesprochene Doppelsinnigkeit liegt, die dann eben, weil sie so arglos ausgesprochen wurde, desto drastischer wirkt. So wurde in einer Klagsache, die ein Arzt gegen einen geheilten Patienten angestrengt hatte, weil dieser das verlangte Honorar nicht bezahlen wollte und sich ausredete, der Arzt habe, nachdem er längst genesen sei, noch immer seine Besuche fortgesetzt, die Haushälterin des Geheilten als Zeugin vernommen.

„Erinnern Sie sich,“ fragte der Gerichtsvorsitzende, „daß

der Arzt noch viele Besuche bei Ihrem Herrn gemacht hat, nachdem dieser bereits vollständig wiederhergestellt war?“

„Ja, sehr genau,“ erwiderte die Frau, „aber solange der Herr Doktor seine Besuche fortsetzte, hielt ich den Zustand meines Herrn für lebensgefährlich!“ —

Ein Tourist, der auf seiner Wanderung in einem Gasthause einkehrte, das er im Sommer vorher schon einmal besucht hatte, fand diesmal die Verpflegung noch schlechter als bei seinem Besuche im Vorjahre.

„Hören Sie, Herr Wirt,“ wandte er sich voller Entrüstung an diesen, „in diesem Jahre sind die Speisen, die Sie aufstischen, ja noch miserabler als im vergangenen!“

„Aber das ist doch unmöglich!“ platzte der Wirt heraus.

Erst das laute Gelächter der Anwesenden brachte ihm die verhängnisvolle Doppelsinnigkeit seiner Antwort zum Bewußtsein, und ohne ein Wort weiter zu entgegennen, machte er sich davon. —

„Wie kommt es, Herr Zeuge,“ fragte ein Rechtsanwalt den gegnerischen Zeugen, „daß Sie sich in Ihren Antworten auf meine Fragen so überaus vorsichtig ausdrücken? Fürchten Sie sich, eine Unwahrheit zu sagen?“

„O nein, ganz und gar nicht!“ war die verblüffend doppel-sinnige Antwort. —

„Komm, laß uns hier abbiegen. Ich möchte einer Begegnung mit jener hübschen jungen Dame ausweichen, die dort drüben kommt,“ bat ein junger Arzt seinen Freund, mit dem er einen Spaziergang machte. „Ich behandelte vor einiger Zeit ihren Gatten und seitdem verfolgt sie mich förmlich mit wütenden Blicken.“

„Du hattest wohl das Unglück, ihren Mann unter den Nasen zu kurieren?“ spottete der gute Freund.

„Im Gegenteil, lieber Freund, ich heilte ihn!“ W. St.

Mein liederjüngender Dompfaff. — Ich besitze einen wahren Gesangskünstler in meinem kleinen Dompfaffen, den ich allerdings nicht selbst anlernte, sondern erst vor kurzem von einem berühmten Züchter erwarb.

Wer den Namen Dompfaff nicht kennen sollte, der kennt

doch ganz gewiß einen „Gimpel“, das ist nämlich der im Volksmunde gebräuchlichere Titel dieses Tierchens. In manchen Gegenden heißt er aber auch Dornherr, Pfäfflein, Blut-, Gold-, Laub-, Loh- oder Rotfink, Sieler, Solle, Güper und Rotgüper, Hahle, Gumpf, Liebich, Lübich, Luch, Luch, Lüff, Rotfläger, Rotvogel, Schnil, Schnigel, Bollen- und auch Bullenbeißer.

Die „Ornithologie“ beschreibt unseren Liebling in der folgenden Weise: „Ebenso schön, als bekannt und allbeliebt. Oberkopf, Stirn und Kreis um den Schnabel blauglänzend, tiefschwarz; Kehle, Wangen und ganze Unterseite schön und tief zinnoberrot; Unterleib weiß; oberhalb, Rücken, Schultern bis zum weißen Bürzel bläulich-afschgrau; Schwingen schwarz, mit zwei lichtgrauen Querbänden, Schwanz violett-schwarz; Größe bekannt, etwas bedeutender und die Gestalt gedrungener als die des Hausperlings; Schnabel schwarz; Fuß schwarzbraun; Auge dunkelbraun. Weibchen wie Männchen gezeichnet, aber Rücken bräunlichgrau; Nacken aschgrau und unterhalb nur rötlichgrau. Man unterscheidet vielfach den aus Rußland auf den Vogelmarkt gelangenden Großgimpel von unserem Dornpaff, weil derselbe ständig bedeutendere Größe zeigt. Färbung und Zeichnung ist aber übereinstimmend. Verbreitung in ganz Europa, von Südfrankreich und Oberitalien bis zur Mitte Schwedens; in Deutschland fast überall, wenn auch nicht sehr zahlreich. Aufenthalt Wald, vorzugsweise Buchengehölz. Streicht und wandert vom Oktober bis zum März, frühmorgens hochfliegend, familienweise bis zu Scharen von dreißig Köpfen. In unseren Wäldern auch im Winter zu finden, weil die nordischen kommen, wenn die einheimischen abgezogen sind, wobei letzter: zuweilen bis Südspanien oder Griechenland gehen. Gelege besteht aus vier bis fünf buntgefleckten Eiern. Brutzeit vierzehn Tage, Weibchen brütet allein, wird vom Männchen gefüttert. Harmlos und friedlich, still und sanft, jedes Pärchen in inniger, färmlich rührender Liebe aneinander hängend. Nahrung vornehmlich Erlen-, Birken- und andere Waldsämereien, Kletten-, Nesseln-, Hanf-, Mohn- und allerlei andere Samen und dergleichen. Lockton sanft flötend

diü, diü, dütdüt. Gesang unbedeutend, knarrende und sanft flötende Töne wechselnd und leise. Gehört zu den Vögeln, welche am vorzüglichsten und sichersten eine und selbst zwei Melodien nachpfeifen lernen.“

Mein Simpel flötet nun auch zwei Melodien, und zwar „In einem kühlen Grunde“ und als zweites Lied „Blau blüht ein Blümelein“. Mein Vogel singt diese Lieder perfekt, ohne jeden Anstoß, mit einer bewundernswürdigen Virtuosität. Diese Lieder erwählte ich mir aus einer ganzen Anzahl anderer, die von den auf „Lager“ befindlichen Vögeln vorgetragen wurden. Die Vögel singen zum Beispiel die folgenden Liedchen: Bald graf' ich am Neckar; Ein freies Leben führen wir; Ein Sträußchen am Hut; Frisch auf Kameraden, aufs Pferd; Frisch auf zum fröhlichen Jagen; Hinaus in die Ferne; Heil dir im Siegerkranz; Ich liebe dich herzlich; Mit dem Pfeil, dem Bogen; Mein Schatz ist eine Alpnerin; Schier dreißig Jahre bist du alt; So leb denn wohl, du stilles Haus; So leben wir alle Tage; Üb immer Treu' und Redlichkeit; Wie die Blümlein draußen zittern; Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.

Die gelernten Dompfaffen werden in der Gesangenschaft geboren, und nur einjährige Tiere sind in der Lage, die ihnen vorgeflöteten Melodien aufzunehmen und zu behalten. Je nach geistiger Veranlagung des betreffenden Vogels lernt und behält er eine oder zwei Melodien. Es werden vielfach Vögel mit vier Melodien angeboten, doch handelt es sich in solchen Fällen wohl nur um Stümper, die zwar von den vier Melodien etwas bringen, jedoch nicht im stande sind, die vier Lieder auseinanderzuhalten, also eines dem anderen anzuschließen, sondern bunte Reihe machen. Allzuviel Gelehrtheit darf man von einem Vogel eben auch nicht verlangen. Die Preise für gut abgerichtete und liederfingende Dompfaffen schwanken zwischen 45 und 75 Mark.

Unter „mundgelernten“ Dompfaffen versteht man solche Tiere, die der Züchter mittels Vorpfeifens unterrichtet. Meistens aber bedient man sich hierzu kleiner Orgeln.

So viele Melodien ein Züchter seinem „Bestande“ beibringen will, so viele Orgeln muß er haben und so viele Vorschläge müssen

ihm zur Verfügung stehen, denn die Ausbildung der Dompfaffen geht in der folgenden Weise vor sich. Die zur Erlernung bestimmter Lieder auserkorenen Vögel werden zusammen in einen Raum gebracht, in welchem sich eine kleine Vogelorgel befindet, die nur zwei bestimmte Stücke fortwährend aufspielt. Diese Ausbildung dauert etwa vier bis sechs Wochen, dann sind in der Regel die Vögel fest. Nun kommt noch ein schwieriger Punkt: die Vögel sollen nämlich immer auf Kommando und freundliches Zureden singen. Gelingt dem Züchter auch diese Dressur, so kann er die Schüler nach Ablegung noch einer Abgangsprüfung als „Primavögel“ an den Mann bringen und goldene Früchte für seine Mühen einheimen.

Wer einen derartigen Vogel sein eigen nennt, muß ihm die sorgfältigste Pflege angebedeihen lassen. Wenn auch die Fütterung überaus einfach ist, so ist doch in Bezug auf die Pflege und mit Rücksicht auf die fernere Gefangsausbildung vieles zu beachten. So muß man den Vogel stets rückenfrei an einer etwas erhöhten Stelle anbringen. Dem Vogel darf man niemals vorpfeifen, vorsingen oder vorflöten, da er sonst sehr leicht sich andere Weisen angewöhnen könnte und somit verdorben wäre. Auch vermeide man, einen Dompfaff in Gemeinschaft mit einem Kanarienvogel im Zimmer zu halten, da in solchen Fällen sehr bald vom Dompfaff der Kanariengesang nachgeahmt wird.

Der Dompfaff ist von Natur schwerfällig und träge; man gebe dem Vogel deshalb nicht etwa aus Schönheitsrücksichten ein größeres Drahtbauer zu seinem Aufenthalt, in welchem möglicherweise die Futtergefäße auch noch recht unbequem und für den Vogel, der gar keine „großen Sprünge“ zu machen wagt, schwer erreichbar sind. Am besten eignet sich eben ein sogenanntes Sumpelbauer, das, etwas größer als der Versandkäfig, überall zu erhalten ist.

Wie mein Dompfäffchen seinen schönen Gesang vorträgt, will ich noch besonders schildern.

Ich nähere mich langsam seinem Käfig. Der Vogel stutzt. Ich stelle mich gerade vor den Käfig und rufe mit freundlicher Stimme: „Hänschen, sing doch mal dein schönes Liedchen.“

Er zielt sich noch einige Augenblicke, läßt mich wohl auch noch ein- oder einigemal mein höfliches Ersuchen wiederholen, wenn es ihm nicht gleich beliebt, setzt dann aber mit einem lieblichen Locktone ein. Er singt nun *if if if if if if if if* etwa zwanzigmal (das ist eine Unart, die dem jungen Vogel eigen ist, die sich aber mit den Jahren verliert), und fast kommt es mir vor, als singe er nun die ersten vier Töne vom Liede „Im Krug zum grünen Kranze“, das er doch gar nicht gelernt hat und auch nicht bringen soll. Mädchen weiß aber selbst ganz genau, daß er sich „verhauen“ hat, und setzt sofort ab. Er beginnt von neuem. Der Anfang seines ersten Liedes „In einem kühlen Grunde“ scheint ihm Schwierigkeiten zu bereiten, er findet den Ton nicht immer sofort. Schon wieder nicht das richtige Lied. Er merkt es, und scheinbar in Wut über seine Mißerfolge geraten, gibt er einige ganz unschöne Quietschtöne von sich, um aber nunmehr mit Gefühl und Takt sein Liedchen ohne jeden Anstoß durchzusingen. Sein zweites Lied „Blau blüht ein Blümlein“ singt er todsicher. Er wird hierbei sogar übermütig und beschleunigt das Tempo in ungehöriger Weise. Mein Dompfaff singt seine beiden Liedchen nacheinander etwa vier- bis sechsmal ab, und wenn man von seinen Leistungen genug hat, so „winkt“ man einfach ab, worauf er abbricht. Fast regelmäßig jede Stunde singt mein Dompfaff seine Lieder „gutwillig“. Auf Kommando muß er sich natürlich auch zu jederzeitigem Vortrage bereitfinden lassen.

Der Vogel ist überaus zahm und zutraulich, er singt deshalb auch in Gegenwart fremder Personen und auch auf deren Kommando oder freundliches Zureden. R. Schumann.

Brautorakel. — Über den Brautstand existieren im Volke eine Menge Sagen, die heute meistens als Scherze aufgefaßt werden, zu anderen Zeiten von Abergläubischen aber ernst genommen wurden.

Wenn beim Spaziergange sich in den Kleiderjaum eines Mädchens ein Dornenzweig einhakt, so daß das Kleid hinten umschlägt, und die Rückseite sichtbar wird, so ist das ein Zeichen, daß das Mädchen einen Witwer heiraten wird. Geht einem Mädchen das Schürzenband auf, so denkt der Schatz an sie;

fällt ihr eine Haarnadel aus, oder geht das Schuhband auf, so wird ein Verehrer untreu. Über die Gestalt des künftigen Mannes gibt ein Scheit Holz Auskunft, das man aufs Geratewohl aus einem Holzhaufen zieht: wie dieses, gerade oder krumm, lang oder kurz, ist der künftige Ehemann. Fliegt einem Mädchen ein Marienkäferchen auf die Hand, so mißt ihm dieses die Brauthandschuhe an. Aus der Gegend, wohin der Käfer fliegt, kommt der Bräutigam.

Die Hauskaze, die im Altertume der Liebes- und Ehegöttin Freya geheiligt war, ist den Bräuten besonders hold. Noch heute sagt man, wenn am Hochzeitstage schönes Wetter ist, die Braut habe die Kaze gut gefüttert. Läuft eine fremde schwarze Kaze ins Haus, so gib es bald eine Hochzeit. Schmeicheln Mädchen den Kazen, so bekommen sie hübsche Männer und haben Glück im Ehestand.

Pflückt eine Jungfrau in der Johannisnacht neuerlei Blumen, slicht sie diese zu einem Kranz und legt sie diesen unter ihr Kopfkissen, so sieht sie im Traume ihren zukünftigen Mann. Wenn ein Mädchen einen Apfel in einem Zuge abschält, ohne daß die Schale zerreißt, und wirft diese hinter sich, so kann sie aus der Figur, die sie bildet, den Anfangsbuchstaben vom Namen ihres künftigen Mannes erfahren. In Bayern sagt man, wenn der Bräutigam seiner Braut ein Buch schenkt, die Liebe werde „verblättert“. Macht eine Braut ihr Hochzeitskleid selbst, so bringt ihr dies nach dem Berner Orakel Unglück. Das Mädchen, welches zum Scherz einen Brautkranz aufsetzt, ohne selbst Braut zu sein, wird nie Braut werden. Brautleute dürfen ihrem eigenen Aufgebot in der Kirche nicht beiwohnen, sonst fällt die Ehe nicht gut aus. Montag, Dienstag und Donnerstag sind die besten Hochzeitstage. In Süddeutschland heißt es im Sprichwort: „Donnerstagsheirat — Glücksheirat!“ Die Serben und Wenden halten dagegen den Dienstag und den Freitag für die besten Hochzeitstage. Da heißt es: „Wenn man Donnerstags freiet, donnert's in der Ehe.“ Vor den Brautwagen dürfen keine Schimmel gespannt werden. Auf dem Wege zur Kirche darf die Braut nicht hinter sich sehen. Wer bei der Hochzeit den Fuß zuerst in die Kirche setzt und beim

Wechseln der Trauringe seine Hand oben behält, wird während der Ehe herrschen. Daher sieht man ab und zu ein angestrenktes Ringen des Ehepaares während der Trauung. An einigen Orten dreht der Pfarrer die Hände um, wenn die des Mannes unten ist. C. T.

Unter Polizeiaufsicht. — In Gladstones öffentlicher Wirksamkeit gab es eine Zeit, in welcher der große englische Staatsmann von politischen Feinden umgeben war, die ihm sogar nach dem Leben trachteten. Die Londoner Sicherheitspolizei war davon in Kenntniss gesetzt worden und ordnete einige Detektivos ab, ihm abwechselnd seinem Schatten gleich auf Schritt und Tritt zu folgen und stets zu seinem Schutze bereit zu sein. Gladstone wußte um diese Maßregel, war aber gar nicht erbaut davon, nunmehr gewissermaßen unter Polizeiaufsicht gestellt zu sein.

Einmal war das Mißbehagen darüber in ihm so stark geworden, daß er zu einem Klubgenossen im Vertrauen sagte: „Mir ist der ewige Schutzengel auf meinen Fersen dermaßen zuwider, daß ich dich bitten möchte, für ein paar Stunden Gladstone zu spielen. Du hast ja so ungefähr meine Gestalt und Größe. Wenn du dich in meinen Hut und Überzieher steckst und den Regenschirm etwas tief hältst, so wäre es immerhin möglich, daß der Wächter da draußen einige Zeit deiner Fährte folgt und mich einmal ungeschoren läßt.“

Lachend ging der Freund auf den Streich ein, und der Kleidertausch wurde vorgenommen. Der Stellvertreter des unter Polizeiaufsicht stehenden Staatsministers mußte zuerst das Klubhaus verlassen, damit die Luft „detektivrein“ wäre, wenn der wirkliche Gladstone in geborgtem Hut und Mantel hinauschlüpfte.

Die Sache war fein eingefädelt, mißlang aber doch. Die beiden Verbündeten hatten die Umsicht der Londoner Detektivpolizisten unterschätzt.

Raum war der Pseudogladstone bis an die Tür gelangt, als sich auch der „Schutzengel“ an seine Sohlen heftete. Es geschah aber nicht mit der selbstverständlichen Sicherheit wie sonst. Er merkte auf den ersten Blick, daß hier nicht alles mit

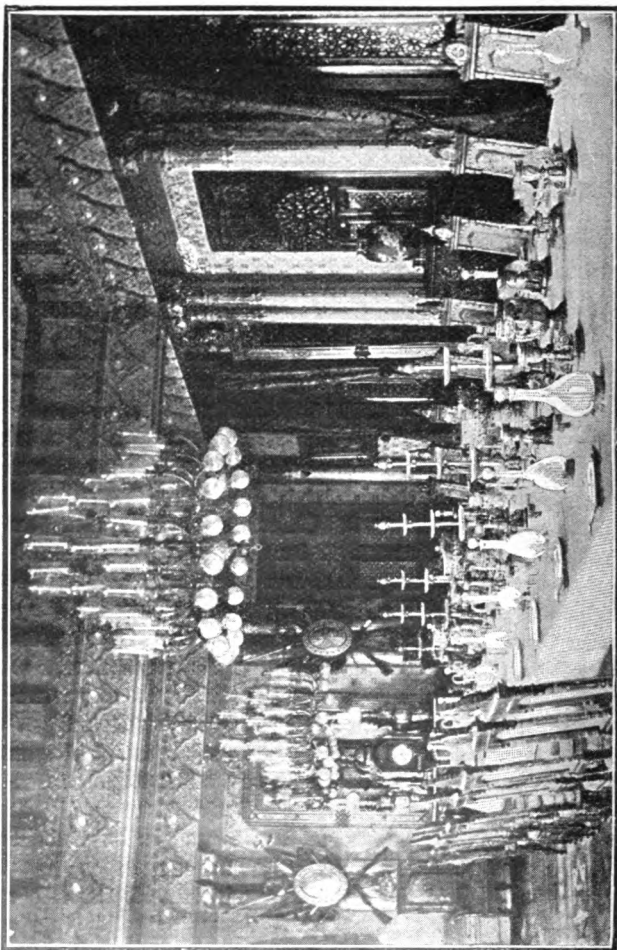
rechten Dingen zuring. Der Hut, der Überzieher, der Schirm des Beschützten war's, darüber konnte kein Zweifel aufkommen, was aber darin steckte, das war ganz gewiß nicht Gladstone. Und hätte die Person da in Gladstones Kleidern nötig gehabt, den Schirm so dicht überm Kopf zu tragen und so schräg, daß man von ihrem Gesicht nichts sehen konnte, wenn sie nichts zu verdecken gehabt hätte?

Der Verdächtige war noch keine zwanzig Schritte weit gekommen, als er sich am Arm gegriffen fühlte. „Ich glaube, mein Herr,“ sagte der Detektiv zu ihm, „Sie haben da eben im Klub Kleidungsstücke angelegt, die einem anderen gehören. Folgen Sie mir sofort!“

Was blieb dem Ertappten weiter übrig, als Farbe zu bekennen? Der Diener der heiligen Hermandad gab sich indes nicht eher über den vermeintlichen Dieb zufrieden, als bis der echte Gladstone seine Angaben bestätigt hatte. Danach nahm die liebevolle Beobachtung des rechtmäßigen Schütlings ihren ungestörten weiteren Verlauf. E. D.

Aus dem Privatleben des Sultans. — Die Residenz des Sultans Abdul Hamid II. ist der Jildispalast in Konstantinopel. Er umfaßt ein weites, von Mauern umgrenztes Gelände, das außer dem Hauptschloß zahlreiche andere schloßartige Bauten, herrliche Gärten, Kioske, Lusthäuschen, Meierhöfe, Werkstätten für die Porzellanmanufaktur und Teppichwirkerei, Unterkunftsräume für die Bewachungsmannschaften, Beamten und Diener in sich schließt. Für den Bewachungsdienst sind 7000 Mann der kaiserlichen Garde im Jildis stationiert, wozu dann noch, trotz vieler kürzlicher Entlassungen, eine Menge von anderen Personen treten, die für das körperliche Wohlergehen und das Vergnügen des Sultans zu sorgen haben.

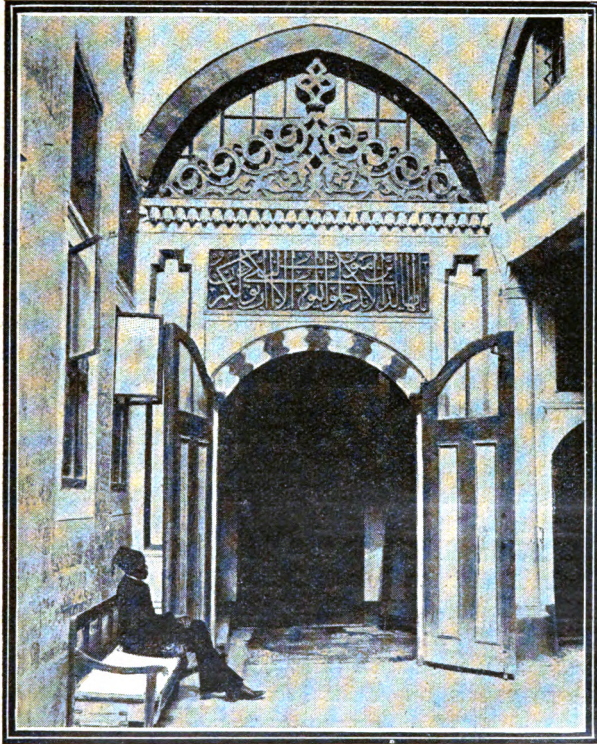
Für sich selbst ist Abdul Hamid, der jetzt im 66. Lebensjahr steht, höchst anspruchslos. Seine Kleidung ist ziemlich einfach, und ebenso ist er im Essen sehr mäßig. Die Speisen für ihn werden von seinem Leibkoch in einer Privatküche unter der Aufsicht des Relardji-Bacchi, des Generalintendanten der Vorratskammern, zubereitet und auf einem kleinen Tisch, der



Der Privatspeisesaal des Sultans.

mit einem schwarzen, versiegelten Tuch umhüllt ist, in den Privatspeisesaal des Sultans, den unser erstes Bild darstellt, getragen. Hier erbricht der Kalaridji die Siegel und reicht die

Gerichte dem Beherrscher aller Gläubigen dar. Besonders liebt der Sultan Pilaf, in Fett gekochten Reis, und Hammelfüße mit einer würzigen Soße. Ferner ist er ein Freund von Eiern



Der Eingang zum Harem des Sultans.

und Milch. Die Mahlzeit, die im Sommer um sechs, im Winter um vier Uhr gehalten wird, ist sehr bald beendet. Als Getränk genießt Abdul Hamid dabei Wasser vom Riathane, Sorbett und zuweilen ein Glas Rognak.

Als er noch nicht magenleidend war, liebte er den Raffee

außerordentlich. Auf seinen Spaziergängen in den Gärten mußte ihn stets ein Kaffeebereiter begleiten, um ihm sofort eine oder mehrere Tassen Mokka kochen zu können.

Eine Welt für sich bildet in einem abgesonderten Teile des Zildisparkes der kaiserliche Harem. Die einflußreichste Persönlichkeit in ihm ist die Hasnadar-Osta, die Großmeisterin des Schazes. Durch ihre Hand gehen alle Rechnungen, die die Haushaltung des Palastes betreffen, und zugleich verwaltet sie einen großen Teil des Vermögens des Sultans. Dieser Machthaberin sind selbst die ersten Frauen, die Bache-Radyn, sowie die Favoritinnen, die Sebals, unbedingt untergeordnet.

Die Insassinnen des Harems stammen zumeist aus Zirkassien, Georgien und Armenien. Sie werden vorher oft jahrelang in den Häusern der Vornehmen erzogen und unterrichtet. Bis vor kurzem zählte die Bewohnerschaft des Harems nach Tausenden. Eine jede Dame besaß 50 bis 150 Dienerinnen, wozu dann noch ihre Hofmeisterin, Sekretärin, Siegelbewahrerin, Juwelenmeisterin und Vorleserin kamen. Die jungtürkische Reformbewegung hat jetzt darin insofern einigen Wandel geschaffen, als zahlreiche überflüssige Dienerinnen und Beamtinnen entlassen worden sind. Der Harem, dessen Eingang unser zweites Bild wiedergibt, wird Tag und Nacht von erprobten Hütern aufs strengste bewacht. Th. S.

Streitbare Reiseprediger. — Zu der Zeit, als in den Vereinigten Staaten von Amerika über die Frage, ob die Sklaverei nützlich und gut sei, öffentlich viel verhandelt wurde, hatte ein Reiseprediger, namens Peter Cartwright, der gegen die Sklaverei Stimmung machen sollte, den Nordosten des Staates Illinois zu bereisen. Seine Reden waren stark politisch gefärbt, auch trat er im Interesse seiner Antisklavereipartei häufig als Volks- oder Stumpredner auf und war daher in weiten Kreisen bekannt.

Eines Tages kam er an einen Fluß und hörte, wie der Fährmann über ihn laut schimpfte, ihn einen alten Narren nannte und ihm noch verschiedene andere Ehrentitel beilegte. Cartwright blieb still, sagte kein Wort dazu und ließ ihn ruhig abfahren.

Als sie in die Mitte des Stromes gekommen waren, band er sein Pferd an den Pfosten im Fährboot fest und hieß den Fährmann seine Stange beiseite legen.

„Warum denn?“ fragte der Mann.

„Ihr habt vorhin meinen Namen genannt und Euch sogar vermessen und mir gedroht, mich ins Wasser zu werfen, sollte ich je in Eure Hände fallen. Hier bin ich, ich will Euch Gelegenheit geben, Euer Wort wahr zu machen.“

„Ihr seid Peter Cartwright?“

„Das ist mein Name.“

Der Fährmann legte ungesäumt seine Stange hin, und der Kampf begann.

Cartwright war aber ein ungewöhnlich starker Mann; nach kurzem Widerstand ergriff er seinen Gegner am Genick und tauchte ihn in die Flut. Nachdem er dies dreimal gethan, fragte er ihn: „Habt Ihr jemals gebetet?“

„Nein.“

„Dann ist es hohe Zeit für Euch. Ich will Euch unterrichten, sprecht mir nach: Vater unser, der du bist im Himmel!“

Der Fährmann weigerte sich, dies zu tun, und mußte zur Strafe sofort wieder untertauchen. Dies wurde so lange wiederholt, bis er endlich schnaufend und prustend müde geworden war und nachgab. Cartwright nahm ihm noch das Versprechen ab, jeden Morgen und Abend, solange er lebe, das Gebet herzusagen, und erst dann ließ er von ihm ab und half das Boot ans Ufer ziehen, an dem sich zahlreiche Zuhörer und Zuschauer angesammelt hatten. —

In Flint Point, einem Gebirgsdistrikt des Staates Arkansas, traten ebenfalls Wanderredner auf, aber keinem gelang es, auf die verstockten und verrohten Goldgräber Eindruck zu machen, und jeder kehrte von dort mit entmutigenden Berichten über seine reformatorische Wirksamkeit zurück. Endlich erklärte sich der junge Adam Boyle, ein Mann von riesigem Körperbau, dem es auch nicht darauf ankam, wenn es galt, tüchtig mit den Fäusten dreinzuschlagen, bereit, nach Flint Point zu gehen und den halsstarrigen und dickköpfigen Sündern näher zu kommen.

Boyle fuhr also nach Flint Point und sandte Boten aus, um anzukündigen, daß er am nächsten Sonntag sprechen werde. Die braven Goldgräber waren offenbar auf den neuen Prediger neugierig, und der Saal war gedrängt voll. Der alte Lane, der auf dem vordersten Sitz Platz genommen hatte, sah mit seinen weißen Haaren und seinem langen weißen Bart so patriarchalisch aus, daß man ihn für den Präsidenten des Kirchenrates von Flint Point hätte halten können. Tom Prout saß, das Kinn auf seinen Hickoryknüppel gestützt, dicht hinter dem alten Lane und hinter diesen beiden die drei Gebrüder Gardner und andere „prominente“ Persönlichkeiten.

Als der junge Boyle so ehrwürdig aussehende Herren auf den vordersten Bänken erblickte, dachte er nichts anderes, als daß schon sein bloßes Erscheinen günstig gewirkt habe, und musterte mit Genugtuung die Gemeinde. „Meine Lieben,“ begann er, „in meiner Umgebung geht das Gerücht, daß ihr alle auf dem Wege zur Hölle seid —“

„Das ist 'ne politische Lüge!“ rief der alte Lane.

„Vom Teufel für Wahlkampfszwecke aufgebracht,“ ergänzte Tom Prout, ohne das Kinn von seinem Stock zu heben.

Darauf war der Redner nicht vorbereitet. „Liebe Leute, ihr versteht mich nicht,“ fuhr er fort, „ich sagte ja nicht, daß ich es glaubte —“

„Ist 'ne politische Lüg'!“

„Vom Teufel aufgebracht.“

Der junge Redner wischte sich den Schweiß von der Stirn, warf seinen Zuhörern einen entrüsteten Blick zu und hob wieder an: „Ich verlange weiter nichts, als daß man mir Gelegenheit zum Reden gebe. Der üble Ruf, in dem ihr steht —“

„Ist 'ne politische Lüg'!“

„Vom Teufel aufgebracht.“

„Eine derartige Beleidigung lasse ich mir nicht gefallen. Du grautölpfiger alter Sünder und du Orang-Utan mit dem Knüppel — ihr könnt mich nicht verblüffen!“

Mit diesen Worten trat der beherzte Redner hinter seinem Tisch vor und streifte die Ärmel auf.

Das war's gerade, worauf die Leute gewartet hatten. Ihrer fünf oder sechs stürzten auf den jungen Redner los, hoben ihn trotz seines Widerstrebens in die Luft und warfen ihn zur Tür hinaus.

Als Boyle sich wieder aufgerafft und sich davon überzeugt hatte, daß seine Knochen ganz geblieben waren, gab er Fersengeld, und das letzte, was die braven Goldgräber von ihm sahen, waren seine im Winde flatternden Rockflügel.

Als der so schmählich in die Flucht Geschlagene seine Erlebnisse im Hauptquartier berichtet hatte, bemächtigte sich große Entmutigung der Leiter des rednerischen Feldzuges. „Es hilft nichts,“ meinte einer der Herren, „wir müssen den Distrikt von Flint Point aufgeben.“

„Keineswegs,“ versetzte ein kleiner Mann mit gelbem Gesicht, der erst seit kurzem der Konferenz angehörte; „ich bin so etwas von Organisator und kann vielleicht die verirrtten Schäflein überreden, ihre bösen Wege zu verlassen. Ich bin bereit, nach Flint Point zu gehen.“

Man erhob Einwände gegen eine solche Verwegenheit, allein der kleine Mann blieb fest bei seinem Entschluß.

Sein Erscheinen im Distrikt wurde mit Jubel begrüßt. Der alte Lane, Tom Prout und die Gardners gaben ihm die Versicherung, daß er eine große Zuhörerschaft bekommen werde, und Lane fügte hinzu: „Werdet eine große Gesellschaft um Euch sehen. Ihr braucht weiter nichts zu tun, als sie recht anzubrüllen, dann werden sie Euch interessant finden.“

„Ich zweifle nicht daran,“ erwiderte der kleine Gelbe, „daß sie ein großes Interesse an mir finden werden.“

„Sieht aber auch rechte Grimassen und seid nicht hölzern,“ belehrte Tom Prout. „Die Leute hier haben es gern, wenn jemand recht rührig ist. Tut er's nicht, so hält man ihn für faul und träge.“

„Ich will mich bemühen, sie von meinem Ernst und Fleiß zu überzeugen,“ antwortete der kleine Gelbe.

Am folgenden Sonntag war der Saal gepackt voll. Der alte Lane, Tom Prout und die Gardners nahmen ihre gewohnten Sitze ein. Der Redner erhob sich und stimmte eine

Hymne an, die mit großem Enthusiasmus gesungen wurde. Dann griff der kleine Gelbe in seine beiden Rocktaschen, zog zwei mächtige Revolver hervor, räusperte sich und sprach: „Ihr seid doch die hartgesottesten Dickköpfe auf dem ganzen Erdenrund!“

Der alte Lane blickte überrascht auf, und Tom Prout erhob den Kopf mit einem nervösen Ruck von seiner Hickorystübe; aber keiner vermochte vor Erstaunen ein Wort zu äußern.

„Ich wiederhole es,“ fuhr der kleine gelbe Redner fort, „daß ihr die schlimmste Bande auf dem ganzen Erdenball seid, und ich will auch gleich hinzufügen, daß ich mich auf keinen Streit über diese Behauptung einlasse.“ Er erhob bedeutungsvoll sein Schießisen. „Du Alter, dessen Haare ein ruckloser Lebenswandel vor der Zeit bleichte, was hältst du von dieser meiner Behauptung? Antworte in unzweideutiger Weise.“

„Nun,“ entgegnete der alte Lane, unruhig auf seinem Sitz hin und her rutschend, „ich bin wahrhaftig auf eine solche Behauptung nicht vorbereitet.“

„Antworte!“ rief der Gelbe und machte abermals eine drohende Bewegung mit einem der Revolver.

„Nun, ich bin beinahe derselben Ansicht wie Ihr.“

„Das genügt mir nicht. Ist es so, wie ich sagte, oder ist es nicht so?“

„Nun, wenn ich mir die Sache recht überlege, glaube ich's selber.“

„Das ist recht. — Nun,“ wandte er sich an Tom Prout, „wie denkst du von der Sache?“

„Ich verstehe mich nicht auf solche Auseinandersetzungen.“

„Ich frage auch nicht nach deiner Befähigung, deutlich genug habe ich meine Behauptung aufgestellt. Was meinst du dazu? Heraus mit der Sprache, oder —“

„So ungefähr das nämliche wie Lane.“

„Deutlicher!“ Der Hahn des Revolvers knackte.

„Nun, wenn Ihr es denn durchaus wissen müßt, ich denke auch, es ist so.“

„Schön, und nun will ich euch nur noch sagen, daß, wenn ihr euch nicht ruhig verhaltet und nicht genau aufpaßt, ihr

wünschen werdet, der Wolf habe euch aus der Wiege geholt.“

Nach dieser Erklärung, die an Deutlichkeit nichts vermissen ließ, begann er seine Rede. Er erzählte allerlei humoristische Geschichten und brachte die alten Burfschen damit zum Lachen, darauf rührte er sie durch recht ergreifende Erzählungen zu Tränen. Er gewann sie vollkommen für die von ihm vertretene Sache. Am Schluß schüttelten ihm alle die Hand. E. O. S.

Frau v. Maintenon als sparsame Hausfrau. — In dem Briefwechsel zwischen der Maintenon, der Gemahlin Ludwigs XIV., und der Gräfin Aubigné findet sich auch ein die Haushaltung betreffendes, nicht uninteressantes Schreiben. Es lautet: „Sie werden mir's glauben, liebste Schwester, daß ich Paris besser kenne als Sie. Ich schicke Ihnen anbei einen Plan zu Ihrer Haushaltung, wie ich sie einrichten würde, wenn ich nicht am Hofe lebte. Ihrer sind zwölf Personen: Herr und Frau, drei Mägde, vier Bediente, zwei Kutscher, ein Kammerdiener. Da brauchen Sie täglich:

15 Pfund Rindfleisch zu			
5 Sous das Pfund	.	3 Livres 15 Sous	
Zwei Braten	. . . . .	2	„ 10 „
Brot	. . . . .	1	„ 10 „
Wein	. . . . .	2	„ 10 „
Holz	. . . . .	2	„ — „
Obst	. . . . .	1	„ 10 „
Wachslicht	. . . . .	—	„ 10 „
Talglicht	. . . . .	—	„ 8 „
			<hr/>
			14 Livres 13 Sous.

Ich rechne 4 Sous für Wein auf die Bedienten und Kutscher, denn so viel gibt Frau v. Montespan den ihrigen. Hätten Sie den Wein selbst im Keller, so würde er Ihnen nicht so viel kosten. Ferner rechne ich 6 Sous für Sie beide und den Kammerdiener. Ich rechne 1 Pfund Talglicht auf den Tag, ob Sie gleich nur ein halbes brauchen, und 10 Sous für Wachslichter, wovon sechs Stück aufs Pfund gehen, das acht Tage reicht. Ich setze 2 Livres für Holz an. Sie brennen aber nur drei Monate im Jahre und heizen nur zwei Zimmer. Braten

können Sie ersparen, wenn Sie Mittags oder Abends wo zu Gaste sind; dafür habe ich aber kein gekochtes Huhn zur Suppe angefügt. Sie können ferner, ohne die Summe von 15 Livres zu übersteigen, noch ein Voressen von Würsten, Hammelszungen, Kalbsgetröse oder dergleichen auf Ihrer Tafel haben. Es kann also, liebes Kind, die Woche nicht über 100 Livres kommen; das sind monatlich 400 Livres. Wir wollen 500 annehmen, damit die Kleinigkeiten, die ich vielleicht vergessen habe, nicht zu kurz kommen. 500 Livres des Monats betragen aber:

Für Essen und Trinken	6000 Livres
Für Ihre Kleider	1000 „
Für Hausmiete	1000 „
Für Lohn und Livree des Gefindes	1000 „
Für die Kleider, für Oper und die Nebenausgaben	3000 „
	12,000 Livres.

Was von Ihrem Einkommen übrigbleibt, reicht zur Be-
streitung außerordentlicher Ausgaben hin.“ Mz.

Ägypten als Blizableiter für Eroberergelüste. — Daß der Zug, den Napoleon Bonaparte nach dem Frieden von Campo Formio im Mai 1790 gegen Ägypten unternahm, nur deswegen die Zustimmung der französischen Regierung gefunden hat, weil man den tatendurstigen, ehrgeizigen Feldherrn, dessen Siegeslauf dem Ministerium allmählich unheimlich geworden war, aus Frankreich entfernen und seine Eroberungssucht nach einer unschädlichen Richtung überleiten wollte, hat die Geschichtsforschung längst nachgewiesen.

Weniger bekannt dürfte es sein, daß ein deutscher Gelehrter bereits im Jahre 1675 versucht hat, den kriegs- und eroberungslustigen Ehrgeiz Ludwigs XIV., des Sonnenkönigs, durch einen Hinweis auf Ägypten als eines geeigneten Kolonialreichs für Frankreich von den deutschen Landen abzulenken.

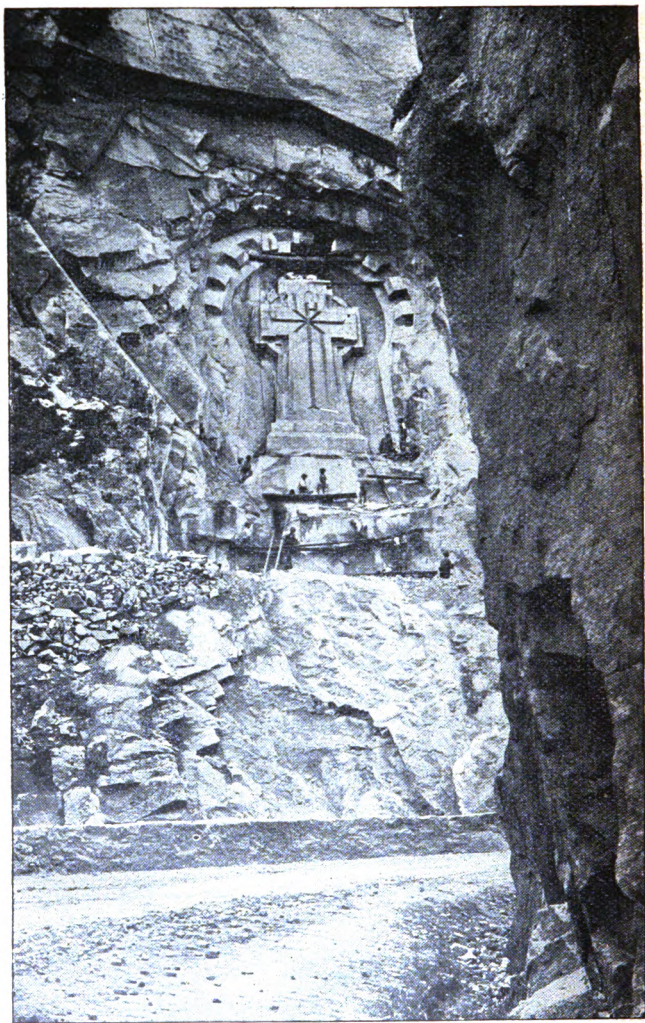
Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibniz, einer der vielseitigsten Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts, erkannte als erster die große Gefahr, die dem in sich zerrissenen, uneinigen Deutschland von dem unter Ludwig zur höchsten Machtentfaltung gelangten westlichen Nachbarn drohte, schätzte auch die

maßlose Ländergier des großen Franzosenkönigs richtig ein und wollte daher durch seine Schrift „Consilium aegyptiacum“ Ludwigs Ehrgeiz zu einem Zuge nach Agypten anstacheln. In unauffälliger Weise schildert er darin die Vorteile dieser Eroberung gerade für Frankreich, den Reichtum des Landes, von dem aus eine Herrschaft über das gesamte Mittelmeer begründet werden könnte, und das eine starke Stellung auf dem Wege nach Ostindien böte.

Doch auf Ludwig wirkten diese verlockenden Hinweisungen leider nicht. Bald darauf fiel eine französische Armee in die Pfalz ein und führte hier die schmachvollsten Verwüstungen aus, von denen die Ruinen des Heidelberger Schlosses noch heute eine deutliche Sprache reden. Erst 110 Jahre später sollte dann Napoleon die für ihn so wenig glückliche Expedition nach dem Lande der Pharaonen beginnen, von seiner Regierung mit dem heimlichen Wunsche begleitet, daß er nie wiederkehren möchte.

Das Schicksal wollte es anders. Auch Bonaparte fand noch Gelegenheit, Deutschland mit seinen Heerschaaren zu überschwebmen. W. R.

Das Ruffenkrenz in der Schöllenschlucht. — Unser Bild versetzt uns in die weltberühmte Schöllenschlucht des Reußtals, durch welche die jetzt ihrer früheren Bedeutung durch die Gotthardbahn beraubte Fahrstraße über den Santt Gotthard sich hinzieht. Gigantische Granitwände, von allem belebenden Pflanzenwuchs entblößt, starren zu beiden Seiten dieser düsteren, vom Gefäll der Reuß tosend durchbrausten Felsenschlucht hoch empor. Der Felsabhang des Rilschbergs schiebt sich am Ausgang der Schlucht gegen das Uferental so unzugänglich vor, daß beim Bau der Gotthardstraße, der 1820 begann, ein Tunnel, das „Urner Loch“, durchgebohrt werden mußte. Schwer war es für die Bauleitung auch, die Reuß hier zu überbrücken und im Gefelse neben dem Flußbett den für die Fahrstraße nötigen Raum zu schaffen. Schon für den schmalen Saumpfad, der im 17. Jahrhundert bereits an der Reuß hinauf zum Gotthardpaß führte, war eine kühn entworfene hochgeschwungene Steinbrücke über das Wildwasser der Reuß



Karl Eichhorn in Luzern phot.

Das Ruffenkreuz in der Schöllenschlucht.

geführt worden, die vom Volke den Namen „Teufelsbrücke“ erhielt. Für die Fahrstraße wurde neben der Ruine derselben eine breitere, noch höhere Brücke gebaut.

Berühmt ist die Schöllenenfchlucht auch durch den verzweifelten Kampf, der zwischen Russen und Franzosen im Zweiten Koalitionskrieg, gegen Ende September 1799, hier stattfand. General Suworow hatte nach seinem glänzenden Siege über die französische Armee bei Novi in Italien den Befehl erhalten, über die Alpen zu gehen, um sich hier mit dem Armeekorps Korsakoffs zu vereinigen und die Franzosen aus der Schweiz zu drängen. Der greise Feldherr wählte den Weg über den Gotthard. Am 24. September wurde die von den Franzosen hartnäckig verteidigte Passhöhe erstürmt. Beim Niedersteigen fanden die Russen das Urner Loch von den Franzosen durch Felsblöcke gesperrt und die Teufelsbrücke gesprengt. Die Hindernisse wurden hinweggeräumt, und unter dem mörderischen Feuer der Franzosen ward auch der Übergang über die Reuß erzwungen. Suworow ließ durch herbeigeschaffte Baumstämme, die mit Offiziersschärpen aneinander gebunden wurden, den Weg wiederherstellen. In wenigen Stunden hat er dann die Gegner in voller Flucht bis an die Gestade des Vierwaldstätter Sees getrieben.

An diesen Sieg der Russen erinnert das Denkmal, das die russische Regierung in einer künstlich in die hohe Granitwand vor der Brücke gehauenen riesigen Nische hat herstellen lassen. Das Kreuz mit dem Symbol der russischen Kirche ist zwölf Meter hoch. Der Sockel trägt in russischer Sprache die Inschrift: „Den tapferen Mitkämpfern des Generalfeldmarschalls Grafen Suworow-Rymnikski, Fürsten Italski“ und die Jahreszahl 1799, welche ein Immortellenkranz umgibt. J. P.

Nicht als Göttin, nur als Weib. — Faustina Haffe, die einstige berühmte Sängerin der Dresdner Hofoper zur Zeit August des Starken, war eine äußerst energische und selbstbewusste Künstlerin. Die zur damaligen Zeit sehr begehrte und bedeutende Malerin Rosalva war auch beim Dresdner Hofe eingeführt worden und hatte dort den Auftrag erhalten, verschiedene weibliche Schönheiten in Pastell zu malen. Auch

Faustina Haffe sollte von ihr gemalt werden. Diese lehnte jedoch eine Sitzung zunächst mit den Worten ab: „Ich will von keinem Weibe gemalt sein!“

Da sich aber Faustina auch nicht vom damaligen Hofmaler porträtieren lassen wollte, so mußte sie sich doch endlich auf Wunsch des Hofes von der Rosalva malen lassen, die ihre Porträte weiblicher Schönheiten meistens sehr geschmeichelt und im Gewande irgend einer antiken Göttin zeichnete. Diese unnatürliche Art der Porträtierung war Faustina Haffe zuwider, und als die Malerin die Sängerin bei der ersten Sitzung fragte: „Als was wünschen Sie gemalt zu sein?“ da antwortete die berühmte Sängerin stolz: „Sie fragen, als was Sie mich malen sollen? Nicht als Göttin, nur als Weib, als Faustina Haffe!“

Das von der Rosalva gemalte Bildnis der berühmten Sängerin, das sich noch heute im Pastellzimmer der Dresdner Gemäldegalerie befindet, zeigt sie in der Tat, im Gegensatz zu den übrigen Porträten der Künstlerin, im Kostüm der damaligen Mode. A. M.

Schwierige Instruktionsstunde. — Vor kurzem spielte sich zwischen einem Leutnant und einem Rekruten aus dem russischen Gouvernement Perm während der Instruktionsstunde folgendes Zwiegespräch ab.

Leutnant: Was tust du, mein Sohn, wenn du im Felde einem Feinde begegnest?

Rekrut: Schlage ihn tot, Euer Hochwohlgeboren!

Leutnant: Richtig! Was tust du aber, wenn du im Felde einem ganzen feindlichen Bataillon begegnest?

Rekrut: Schlage es tot!

Leutnant: Dazu bist du als einzelner zu schwach. Du ziehst dich also unauffällig zurück und erstattest Meldung. Was tust du nun, wenn du im Felde eine unbewachte Ruh bemerkst?

Rekrut: Schlage sie tot!

Leutnant: Falsch!

Rekrut: Ziehe mich zurück und erstatte Meldung!

Leutnant: Auch falsch! Du nimmst sie am Horn und führst sie ins Lager. — Jetzt sage mir, was du zu tun hast, wenn du im Felde mit begegnest?

Rekrut: Schlage Euer Hochwohlgeboren tot!

Leutnant: Unsinn! Ich bin doch dein Vorgesetzter und trage, gleich dir, die russische Uniform!

Rekrut: Ziehe mich zurück und erstatte Meldung!

Leutnant: Dummkopf! Ich bin doch kein feindliches Bataillon!

Rekrut: Dann nehme ich Euer Hochwohlgeboren am Horn und führe Sie ins Lager!

Der Leutnant soll an diesen Rekruten keine weiteren Fragen gerichtet haben.

O. v. B.

Holzzuwachs und Waldbenutzung. — So sehr der Deutsche seinen Wald liebt, so ist er sich doch über dessen Wachstumsgefesse und ökonomische Verhältnisse im großen ganzen noch wenig klar. Es hat dies wohl seinen Grund mit darin, daß zwar schon in den Lesebüchern der Volksschule mit Recht die Schönheit des Waldes als erhabenen Naturgebildes gepriesen wird, aber über die Grundzüge, wie er einer geregelten Benützung zugeführt werden muß, darüber erfährt auch der reifere Schüler meist wenig oder nichts.

Die Grundlage der Ertragsregelung eines Waldes, das heißt der Berechnung und Festsetzung seiner jährlichen Abnutzung, ist der Holzzuwachs, worunter man den Größenunterschied in der Masse eines Baumes oder Holzbestandes am Anfange und am Ende eines Jahres oder anderen Zeitabschnitts versteht. Die Holzmassenerzeugung ist je nach Holzart und Standort sehr verschieden, wechselt auch nach Maßgabe der Behandlung, welche der Waldbesitzer seinen Holzbeständen zu teil werden läßt.

Von besonderem Einfluß in dieser Beziehung sind die Durchforstungen und Lichtungen; erstere regeln den Raum in den Jugendbeständen, letztere erweitern den der Althölzer zu Gunsten ihres Zuwachses und machen Raum für den oft darunter befindlichen Nachwuchs.

Beim Baumzuwachs kommen der Höhen-, der Stärken- und der durch die vereinigte Wirkung dieser beiden Zuwachsarten entstehende Massenzuwachs in Betracht. Der Höhen- oder Längenzuwachs ist anfangs bei allen Holzarten gering,

im Stangenalter erreicht er sein Maximum, erhält sich eine Zeitlang auf dieser Höhe und sinkt bis zum völligen Stillstand im höheren Lebensalter, was sich durch Abwölbung der Baumkrone zu erkennen gibt. Selbstverständlich ist das Längenwachstum je nach Holzart, Standort und Schlußgrad verschieden. Die Nadelhölzer werden stets etwas höher als die Laubhölzer; unter letzteren erreicht die Eiche die größte Höhe. Über 40 Meter ragen die deutschen Holzarten nur selten hinaus.

Der Stärkenzuwachs unserer Waldbäume ist in der frühesten Jugend ebenfalls gering. Die Hauptentwicklung des Dickenwachstums beginnt erst nach beendigtem Kampfe der Stämme um die Herrschaft nach Gipselfreiheit, sowie nach Ausführung der ersten Durchforstung, wodurch die Tätigkeit des Kambiums infolge der stärkeren Einwirkung von Licht, Wärme und Feuchtigkeit ungemein gesteigert wird. Unter Kambium versteht man die zwischen Bast und Holz gelegene lockere Gewebeschicht, durch welche sich das jährliche Dickenwachstum vollzieht. Der Höhepunkt des jährlichen Stärkenwachses fällt daher auf einen beträchtlich späteren Zeitpunkt als beim Höhenwachstum — ein wichtiger Umstand, der zum Zwecke der Startholzzucht nach Beendigung der Durchforstungen durch den sogenannten „Lichtungsbetrieb“ möglichst ausgenutzt werden muß.

Am freistehenden Baum ist der Stärkenzuwachs unter sonst gleichen Verhältnissen stets größer als an im Schluß stehenden Bäumen. Wenn trotzdem die Durchforstungen bis zur Vollendung des Höhenwachstums nur schwach zur Ausführung gelangen, so geschieht es, um möglichst astreine, in den Jahrringen gleichmäßig entwickelte Stämme zu erziehen, wie sie zu Nußholzzwecken erforderlich sind. Im allgemeinen bevorzugt der Holztechniker beim Laubholz breitringiges, beim Nadelholz engringiges Holz.

Dieselben Arten des Zuwachses wie am Einzelstamm unterscheidet man auch am ganzen Holzbestand, dessen Massenzuwachs selbstverständlich gleich dem der Summe aller Stämme ist. Die Forstwirtschaft unterscheidet sowohl am Baum als am Bestand zunächst den laufenden Zuwachs, das heißt den in einem Jahre erfolgten; er ist, wie bereits erwähnt, bei allen

Holzarten in der Jugend gering, im Stangenholz und geringen Baumholz am größten und im mittleren beziehungsweise starken Baumholz wieder abnehmend. So beträgt auf gutem Standort der Zuwachs bei der Fichte im zwanzigjährigen Alter über 9 Prozent, im achtzigjährigen nur 1,3 Prozent; bei der Eiche im zwanzigjährigen Alter 6,8 Prozent, im achtzigjährigen 1,7 Prozent, im hundertsechzigjährigen nur 0,5 Prozent.

Außerdem unterscheidet man noch einen periodischen, summarischen und den Durchschnittszuwachs.

Für die Waldertragsregelung ist letzterer der wichtigste, er wird daher in der Regel für das Abtriebsalter festgestellt. Der höchste Durchschnittszuwachs fällt in die Jahre der größten Holzmassenbildung.

Was den Bestandszuwachs anbetrifft, so wurde lange Zeit die Stammzahl für das Wichtigste gehalten, also angenommen, daß der Zuwachs bei dichterem Schlusse größer sei als bei weniger vollem Stande. Jedoch bei der nachgewiesenen außerordentlichen Zuwachssteigerung der Einzelstämme geht heute das Bestreben allgemein dahin, in den Vollbeständen eine allmähliche lichtere Baumstellung anzustreben.

Im allgemeinen hat hierbei die seitherige Regel in der Hauptsache heute noch ihre Geltung, welche lautet: Erhaltung des Kronenschlusses in der Jugendperiode bis zur Zeit des Hauptlängenwachstums, von da ab stärkere Kronenlockerung und allmählich räumlichere Baumstellung zwecks Zuwachsförderung des Bestandes nach Menge und Güte.

Eine allmähliche Kronenlockerung wird durch die Durchforstungen herbeigeführt. Man beginnt mit einer Durchforstung, wenn durch den Bestandschluß ein Absterben der unteren Äste am Stamme bemerkbar wird. Die erste Durchforstung wird in der Regel notwendig: bei Eiche und Kiefer im 20. bis 25., bei Fichte im 25. bis 30. bei Buche und Tanne im 30. bis 40. Jahre.

Macht sich vorher der Austrieb wuchschädigender Struppen, Zwiesel oder dergleichen nötig, so nennt man einen solchen Hieb „Ausläuterung“. Nur bei konsequenter Durchführung der Durchforstungen wird man es erreichen, daß schließlich

der zum Hiebe gelangende Bestand lediglich aus hochwertigen Nußholzstämmen besteht.

Eine öftere Wiederkehr der Durchforstung ist ungemein vorteilhaft; in der Zeit, wo der Höhenwuchs am stärksten ist, also im jüngeren Stangenholzalder, womöglich alle fünf Jahre, später, wenn der Höhenwuchs nachläßt, und die Schaftentwicklung mehr oder weniger abgeschlossen ist, genügt im allgemeinen ein zehnjähriger Austrieb. Selbstverständlich tragen die Durchforstungserträge direkt zur Nutzung des Waldes bei, hauptsächlich ist dies aber indirekt der Fall durch das frühere Erreichen einer marktfähigen Stammstärke oder rascheren Hiebreife des Bestandes.

Für die Bestimmung der „Umtriebszeit“ ist vor allem der Grundsatz maßgebend, niemals oder doch nur in den begründetsten Ausnahmen unter den Zeitpunkt herabzugehen, bei dem die Hauptmasse der Bestände aus Holz von unbedingt marktfähiger Beschaffenheit besteht. Diese sogenannte technische Umtriebszeit gibt also die unterste Grenze des Zulässigen für das Abtriebsalter eines Bestandes an.

Will nun der Privatwaldbesitzer für seine Holzgrundstücke den finanziell vorteilhaftesten Umtrieb möglichst einhalten, also vom Kapitalwert seiner Holzbestände eine möglichst hohe Verzinsung erreichen, so muß er den Umtrieb wählen, der die höchste Zahl solcher Mittelstämme erzeugt, die bei unbedingter Marktfähigkeit den höchsten Durchschnittspreis bei niedrigstem Abtriebsalter erreichen. Denn die Verzinsung der Holzbestände geht zum Beispiel bei der Fichte vom 80. bis zum 120. Jahr um mindestens ein volles Prozent zurück, weil Holzzuwachs und Qualitätszuwachs innerhalb dieser vierzig Jahre den Verzinsungsverlust bei weitem nicht zu decken vermögen.

In dieser Darlegung ist der Standpunkt des Privatwaldbesitzers in der forstlichen Umtriebsfrage zum Ausdruck gebracht, denn für ihn gibt es in der Hauptsache nur einen Erwerbswald.

Anders liegt diese wichtige Frage für den Staat als Waldbesitzer; für ihn muß der Wald in erster Linie Versorgungswald sein für die mannigfachen Holzbedürfnisse der Bevölke-

zung; bei ihm wird zuweilen auch die Nachfrage nach besonders starken Stämmen hervortreten. Allein diese ist im allgemeinen eine untergeordnete, so daß der Bedarf leicht aus einigen gutwüchsigem sogenannten „Ausflußbeständen“ mit entsprechend hohem Umtrieb zu decken sein wird, während auf der Hauptfläche der Staatsforste gleichfalls mit der Anzucht allgemein marktfähiger Hölzer sowohl der Staatskasse als der Bevölkerung, in besondere den Holzgewerben, am besten gedient sein dürfte.

Die Erträge der verschiedenen Holz- und Betriebsarten schwanken natürlich auf den verschiedenen Standortsgütern, von denen die Forstwirtschaft zwischen sehr gut und gering fünf unterscheidet, bedeutend, oft um 100 Prozent.

Die Hauptbetriebsarten ergeben zum Beispiel auf gutem Boden im üblichen Abtriebsalter ungefähr folgende Erträge:

Eichenhochwald: Abtriebsalter 160 Jahre; Mittelhöhe 28 Meter; Durchmesser in Brusthöhe bis 60 Zentimeter; Zuwachs im Durchschnitt 3,6 Festmeter; Holzmasse 570 Festmeter.

Buchenhochwald: Abtriebsalter 120 Jahre; Mittelhöhe 27 Meter; Durchmesser in Brusthöhe bis 50 Zentimeter; Zuwachs im Durchschnitt 4,3 Festmeter; Holzmasse 510 Festmeter.

Fichtenwald: Abtriebsalter 80 Jahre; Mittelhöhe 25 Meter; Durchmesser in Brusthöhe bis 40 Zentimeter; Zuwachs im Durchschnitt 6,7 Festmeter; Holzmasse 530 Festmeter.

Kiefernwald: Abtriebsalter 90 Jahre; Mittelhöhe 22 Meter; Durchmesser in Brusthöhe bis 40 Zentimeter; Zuwachs im Durchschnitt 4,5 Festmeter; Holzmasse 450 Festmeter.

Deutschland erzeugt auf seinen rund 14 Millionen Hektar Waldfläche etwa 60 Millionen Festmeter Holz, wovon 40 Millionen auf Nußholz und der Rest auf Brennholz entfallen. Während aber der Brennholzbedarf reichlich gedeckt wird, dergestalt, daß alljährlich noch eine Kohlenausfuhr stattfinden kann, verlangt der deutsche Nußholzbedarf noch eine jährliche Einfuhr von etwa 11 Millionen Festmeter, die einem Wert von etwa 200 Millionen Mark entsprechen, die alljährlich ins Ausland gehen.

Die Bewirtschaftung des deutschen Waldes geschieht deshalb heute fast nur noch in der Hochwaldform (Samenwald), in welcher die höchste Nußholzerzeugung möglich ist, und die-

jenigen Holzarten, welche Deutschlands Nußholzbedarf nach Menge und Güte am vollkommensten zu decken vermögen, werden in der großen Hauptsache die Nadelhölzer und die Eiche sein und bleiben. C. Brod.

Angenehmer Verkehr. — Der französische Politiker und Schriftsteller Emile de Girardin († 1881) lebte mit seiner zweiten Frau auf so gespanntem Fuße, daß beide Gatten sich, obschon sie vor der Welt zusammen blieben, in Wirklichkeit doch völlig getrennt hielten. Das Haus, das sie in Paris bewohnten, war geräumig genug, um zu verhindern, daß eines dem anderen in den Weg kam. Die von der Frau bewohnten Zimmer gruppierten sich um das Boudoir, Girardins Gemächer um die Bibliothek. Die Gatten sahen und sprachen sich daheim fast niemals. Nur zuweilen, wenn nämlich Frau v. Girardin eine außerordentliche Ausgabe hatte, mußte sie sich an den Ehemann wenden, tat das aber dann schriftlich, und er antwortete in derselben Weise.

Mit welcher Bündigkeit das geschah, davon ist uns die folgende Probe aufbewahrt geblieben. Frau v. Girardin schrieb: „Boudoir an Bibliothek. Möchte nach der Schweiz reisen.“

Antwort: „Bibliothek an Boudoir. Reise, wohin Du willst.“

Boudoir: „Dann möchte ich auch noch nach Italien.“

Bibliothek: „Warum nicht nach Ägypten?“

Boudoir: „Dann brauche ich mehr Reisegeld.“

Bibliothek: „Anbei noch zweitausend Franken. Je weiter Du reisest, desto angenehmer wird es mir sein.“ C. D.

Unglücksfälle, die nicht mehr passieren sollten. — Unglücksfälle werden sich niemals ganz verhüten lassen, aber es gibt solche, die so häufig sich ereignen haben, und die so leicht zu verhüten sind, daß man mit denen, die sie verschuldet haben, kaum noch Mitleid empfinden kann, auch wenn sie selbst noch so schwer von ihnen betroffen werden.

Es sollte zum Beispiel nie mehr passieren, daß jemand mit einem Gewehr oder Revolver auf sein Kind, seinen Freund, seine Braut zielt und im Glauben, die Waffe sei nicht geladen, abdrückt und ein Menschenleben vernichtet.

Nachdem so viele Kinder schon verbrannt sind, weil sie mit

Streichhölzern in Abwesenheit der Eltern gespielt haben, ist es geradezu unverzeihlich, wenn Eltern, die genötigt sind, die Kinder eine Zeitlang ohne Aufsicht zu lassen, nicht, ehe sie weggehen, die Streichhölzer so unterbringen, daß die Kinder sie nicht erreichen können.

Die meisten Feuersbrünste entstehen durch weggeworfene brennende Streichhölzer. Die Herren Raucher, die Hauptfänger in dieser Hinsicht, sollten brennende Streichhölzer nicht mehr so „wegwerfend“ behandeln und zum wenigsten sich bemühen, die brennenden Streichhölzer vorher auszublafen.

Unzählige Unglücksfälle werden verschuldet durch das Wegwerfen von Kirsch- und Pflaumenternen, Obstschalen u. s. w. in Zimmern wie auf der Straße. Man sollte diese unglückliche und unsaubere Gewohnheit also aufgeben.

In jedem Sommer ertrinken Hunderte, weil sie Boote rudern, ohne es zu verstehen, oder durch Schauteln, plötzliches Aufspringen u. s. w. Boote zum Kentern bringen.

Jährlich verbrennt elendiglich eine Anzahl törichter Dienstmädchen, die Petroleum ins Feuer gießen, um es schneller anzufachen.

Alle diese und viele ähnliche Unfälle können vermieden werden und sollten, wie gesagt, nicht mehr passieren. L. R.-D.

Gefüllte Blumen. — Wegen ihrer Schönheit werden gefüllte Blumen besonders geschätzt, und die Gärtner sind darum bemüht, bei immer mehr Arten die Füllung zu erzielen. Wie aber wird diese zu stande gebracht?

Obwohl die Pflanzen im allgemeinen die überkommenen Formen beizubehalten suchen, zeigen sie doch auch unter bestimmten Umständen Neigung zur Abänderung. Diese Neigung zur Abänderung ist die tiefste Ursache des Gefülltwerdens. Bei einem Teil der Blüten geht die Füllung in der Weise vor sich, daß sich die Staubgefäße in Blumenblätter umwandeln. Bei einer anderen Gruppe vervielfältigen sich die Blumenblätter, indem unter dem gewöhnlichen Blätterkranz noch ein zweiter erscheint. Bei anderen Blüten wieder zerteilen sich die einzelnen Blumenblätter und wandeln sich so zu schmalen Streifen um. Bei den Korbbblütlern dagegen nehmen die kurzen Scheiben-

blumen die Gestalt von verlängerten Röhrenblüten und zungenförmigen Strahlenblüten an, wie es beispielsweise bei den Dahlien und Asters der Fall ist.

Der Grund nun, warum diese Veränderungen auftreten, kann darin liegen, daß die Pflanzen, die sonst an einen ärmeren Boden gewöhnt sind, in einem nährkräftigeren Erdreich aufwachsen. Ferner kann die Austrocknung des Bodens oder auch die Entwicklung in trockener Luft die Füllung herbeiführen. Endlich kann auch die Einführung einer Pflanze in ein Land mit einem anderen Klima die Füllung mit sich bringen. So ist das Goldröschen, ein prächtig gelbblühender Bierstrauch, in seiner Heimat Japan ungefüllt, während es bei uns nur gefüllt vorkommt.

Bemerkt nun der Gärtner, daß eine Pflanze Neigung zur Füllung hat, was er zuerst an der Vergrößerung und Verdopplung der Kelchblätter erkennt, so wählt er von ihr den besten Samen aus und bringt ihn in Bodenverhältnisse, von denen er glaubt, daß sie die Füllung begünstigen. Wenn sich bei den nächsten Blüten wirklich eine beginnende Füllung zeigt, so behandelt er den erzielten Samen und die aus ihm hervorgehenden Pflänzchen in der vorherigen Weise und so fort, bis er endlich völlig gefüllte Blumen gewonnen hat. Alsdann aber muß er zur Vermehrung in der Regel einen anderen Weg einschlagen. Denn die meisten gefüllten Blüten setzen keinen Samen mehr an. Sie können dann weiterhin nur durch Abfenter oder durch Knollen vermehrt werden.

Bisher ist es nur bei den Levkojen und dem Goldlack gelungen, durch besondere Kultur Samen zu ziehen, aus dem sich Pflanzen mit gefüllten Blumen entwickeln. Ubrigens verbinden sich mit der Füllung verschiedentlich auch noch andere Änderungen. So ändert sich häufig der Duft oder auch er verliert sich gänzlich, was namentlich bei den Veilchen eintritt. Th. S.

Der schlagfertige Bischof. — Von dem kürzlich verstorbenen Bischof von Exeter, einem der bekanntesten Kirchenfürsten Englands, erzählt das Londoner „Magazine“ folgende niedliche Geschichte.

Der Bischof war in seinen jungen Jahren ein eifriger Jäger

vor dem Herrn. Eines schönen Tages traf er, das Jagdgewehr über die Schulter gehängt und den Wald durchstreifend, eines seiner Pfarrkinder. Er ließ sich in ein kurzes Gespräch mit dem Mann ein, verabschiedete sich dann von ihm und bemerkte noch, schon im Fortgehen begriffen: „Ich hoffe, mein Lieber, daß Sie regelmäßig in Ihrer Bibel studieren.“

„Ich lese recht eifrig in meiner Bibel, aber ich habe, offen gestanden, noch keine Stelle darin gefunden, in welcher die Rede davon ist, daß die Apostel unseres Herrn auf die Jagd gingen,“ erwiderte der Biedere, froh, seine Seelenhirten eins auszuwischen zu können.

„Da haben Sie recht,“ entgegnete der nachmalige Bischof schlagfertig, „die Jagd war in Palästina sehr schlecht, um so mehr Erfolg hatten aber die Apostel mit dem Fischfang.“ O. v. S.

Im Zweikampf. — Als der durch seinen trockenen Witz bekannte Lord Keeble im Sterben lag, standen die Ärzte, Doktor Steven und Doktor Parson, die ihn behandelten und über die anzuwendenden Mittel stets verschiedener Meinung waren, an seinem Lager.

„Was wird man wohl von mir denken,“ sprach der Lord zu Doktor Steven, der ihm zunächst stand, „daß ich mich von zwei Ärzten behandeln lasse?“

„Was man denken wird, Euer Lordschaft?“ fragte der Arzt erstaunt.

„Nun — ich sei im Zweikampf gestorben!“ jagte der Lord und hauchte seine Seele aus. D. C.

Niemand. — Der Herr „Niemand“ ist eine wohlbekannte Persönlichkeit. Wie es heute ist, so war es ehemals. Was in Haus und Hof, Küche und Keller auf unfreiwillige Weise zu Grunde geht, zerbrochen oder verlegt wird, wird dem Herrn Niemand zur Last gelegt. Der Herr Niemand ist eben an allem schuld. Alle häuslichen Fatalitäten werden ihm in die Schuhe geschoben. Eine Reihe von bildlichen Darstellungen in Holzschnitt und Kupferstich vom Anfang des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts zeigt die populäre Figur, die in Reim und Prosa von jeher gefeiert wurde. Ein Flugblatt vom Jahre 1794 in der Nürnberger Stadtbibliothek lautet:

Auf den Niemand will man schieben,
 Was geschieht in dieser Welt.
 Was nur böse Leut' ausüben,
 Hat der Niemand angestellt.
 Alles will man mir zuschreiben,
 Der ich keinen je betrübt,
 Jeder will an mir sich reiben,
 Da man alle Schuld mir gibt.
 Ich muß unterdes allein
 Der unschuldige Niemand sein.

Eine plastische Darstellung des „Niemand“ wurde im „Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde“ veröffentlicht. Umgeben von einem runden Blätterkranz sitzt inmitten einer Anzahl von zerbrochenen Gerätschaften der „Niemand“ traurig auf einer umgestülpten Kufe. Ein großes Vorlegeßloß hindert ihn am Reden. Doch enthält ein Spruchband seine Klage:

„Man thut mich heißen Nieman,
 — ale Ding muß ich zerbrochen han,
 des thurre ich,
 das ich nit kan
 verantworten mich.“

E. E.

Treffende Antwort. — Der chinesische Gesandte in Washington, Erzellenz Wu Ling Fang, nahm kürzlich an einem Festessen teil. Seine Tischdame erkundigte sich danach, weshalb die Chinesen den Drachen überall abbilden.

„Sie wissen doch, daß es ein derartiges Geschöpf nicht gibt?“ fragte sie. „Oder haben Sie je einen Drachen gesehen?“

„Meine Gnädige,“ antwortete der Diplomat, „warum bildet man denn in Ihrem Lande die Göttin der Freiheit auf Ihren Münzen ab? Sie wissen doch, daß es ein solches Geschöpf nicht gibt? Oder haben Sie jemals die Freiheit gesehen?“

M. P.

Gerausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
 Theodor Freund in Stuttgart,
 in Osterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Seidenstoffe. Wunder-

volle Neuheiten. Versand nach allen Ländern. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Dr. Oetker's { Backpulver,
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.





Dr. Theinhardt's Kindernahrung.

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch bei der künstlichen Ernährung der Säuglinge in gesunden und kranken Tagen. Seit 20 Jahren von ersten Pädiatern erfolgreich als diätetisches Therapeutikum angewandt bei:

Verdaunungsstörungen, sommerlichen Diarrhöen, Brechdurchfall, Anaemie, Rachitis, Skrophulose etc.

Preis der $\frac{1}{2}$ Büchle M. 1.90, $\frac{1}{2}$ Büchle M. 1.20.

Einfache, zuverlässige Zubereitung bei Verwendung von

Dr. Theinhardt's Dampfkocher.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Brochüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblingen enthält.

Vorrätig in den meisten Apotheken u. Drogerien.



Hygiama.

In Pulver- und Tablettenform.

Wohlgeschmeckend. Leicht verdaulich. Billig.

Ein diätetisches konzentriertes
Nähr- und Kräftigungsmittel,

welches sämtliche für den Aufbau und die Erhaltung des menschlichen Organismus nötigen Nährstoffe in überaus günstigem Verhältnis in sich birgt. Bestes Frühstück- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke jeden Alters.

Unentbehrlich für werdende und stillende Mütter.

Von ersten Ärzten seit 19 Jahren als eine Bereicherung der Krankenkost geschätzt und deshalb auch von denselben speziell empfohlen bei:

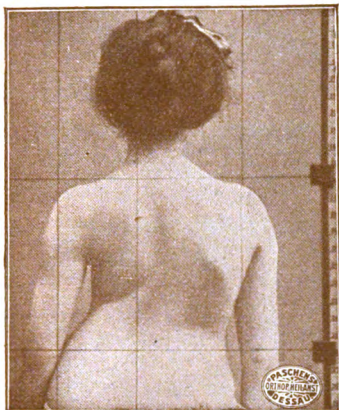
Magen- und Darmleiden, nervösen Verdaunungsstörungen, Lungen- und Nierenleiden, fieberhaften Erkrankungen etc.

Preis der $\frac{1}{2}$ Büchle M. 2.50, $\frac{1}{2}$ Büchle M. 1.60.

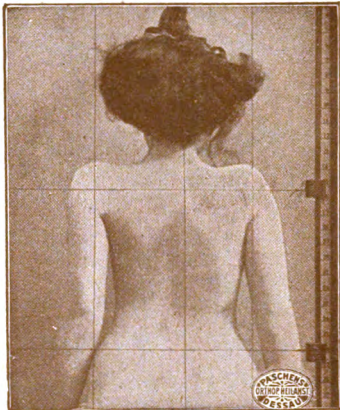
NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien gratis erhältliche Brochüre

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“.

Paschens orthopädische Heilanstalt Dessau S. I. Anhalt.



Vor der Behandlung.



Nach der Behandlung.

Rückgratverkrümmungen, Gelenkentzündungen, Beinbrüche, Kinderlähmungen, Hüftleiden, Klumpfüße, Verkrümmungen nach Gicht und Rheumatismus, sowie nach Verletzungen u. s. w. werden mit Erfolg unter Anwendung für den einzelnen Fall konstruierter Apparate behandelt **ohne Operation, ohne Gipsverband, ohne andauernde Bettruhe.** Zander- und Röntgen-Institut. Schwedische Massage, Licht- und andere Bäder, Diät zur Besserung des Allgemeinbefindens. Sommer- und Winterkuren. **Prospekt kostenlos.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



John D. Rockefeller.

Soeben erschien:

Amerika als neueste Weltmacht der Industrie.

Neue Bilder aus Handel, Industrie und Verkehr in den Vereinigten Staaten.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit 73 Abbildungen und 8 Einschaltbildern. Broschiert 8 Mark, eleg. gebunden 10 Mark.

In diesem Buche schildert der bekannte Verfasser die Entwicklung Amerikas zu seiner heutigen Größe, seine verschiedenen Hilfsquellen, seine Industrien und deren Vereinigung zu Trusts, sowie die Bedeutung der neugeschaffenen Verhältnisse für den Weltmarkt. Die nähere Kenntnis amerikanischer Verhältnisse und Zustände muß als eine Notwendigkeit für jeden Gebildeten bezeichnet werden.

Es haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 916 P

**WILSON
ANNEX**